



100100218016

Geschichte und Sagen

der
Burgen und Städte
im
Kreise Waldenburg



Zweite verbesserte und vermehrte Auflage
mit einem Anhang.

*Anton Thiering
S. 125 486 g.*

Als Beitrag zur Heimatkunde
bearbeitet von

W. Reimann, Hauptlehrer i. R.



BIBLIOTEKA GŁÓWNA
POLITECHNIKI WROCŁAWSKIEJ

Buchhandlung
H. WALTER
Friedland (Bez. Breslau)

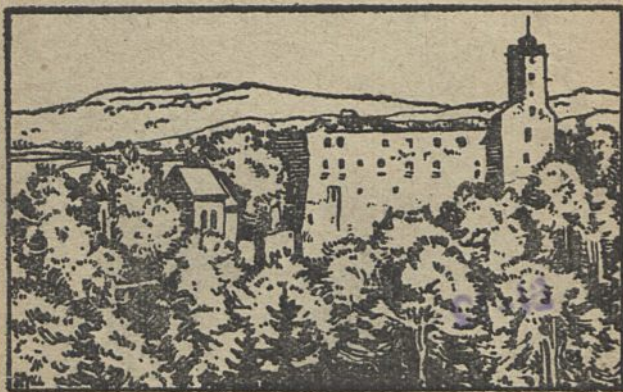
2.14

BI-12



224027/1

Geschichte und Sagen
der
Burgen und Städte
in
Kreise Waldenburg



Zweite verbesserte und vermehrte Auflage
mit einem Anhang.

Waldenburg

8. 11. 1863.

Als Beitrag zur Heimatkunde
bearbeitet von
W. Reimann, Hauptlehrer i. R.

Druck

Waldenburg
Verlag
Waldenburg

171

teilungen angedeutet worden. Geschichte und Sage in ihrer Vereinigung mögen hier dazu beitragen helfen, uns ein Bild über die Zustände in unserem Kreise aus der Zeit des Mittelalters zu entwerfen, unser Interesse und unsere Pietät für die Altertümer des Kreises zu beleben und zu erhöhen. Die in dem „Waldenburger Wochenblatt“ vor kurzer Zeit veröffentlichten Artikel über die Burgruinen im Kreise Waldenburg sind daher hier in einem Separatabdruck vereinigt, um einem mehrseitig ausgesprochenen Ansuchen entgegen zu kommen und eine bequeme Handhabe zum Nachlesen und Nachschlagen zu bieten. — Es dürfte damit einem Wunsche vieler, die die Burgruinen besuchen und eine Auskunft über ihre Vergangenheit als ein Bedürfnis fühlen, entsprochen sein!

Möge darum vorliegende Sammlung der Nachrichten auch freundliche Leser, nachsichtige Beurteiler und eine willkommene Aufnahme bei dem geehrten Publikum finden!

Wöchten aber auch die vorhandenen Reste alter Burgen ferner pietätvoll geschont bleiben, damit sie als Zeugen vergangener Ritterzeit noch lange von den Bergeshöhen zu unsern Tälern niederschauen, damit Freunde der Natur und der Vorzeit sie noch lange als einen lieben Zielpunkt ihrer Ausflüge nehmen können!

Neu-Weißfein, Kr. Waldenburg, den 26. Juni 1882.

W. Reimann, Lehrer.

Borwort.

Noch vorhandene Reste alter Burgen schauen als Zeugen vergangener Ritterzeit von den bewaldeten Bergeshöhen zu unsern Tälern hernieder. Sie bilden hervorragende Anziehungspunkte, die von Spaziergängern, Touristen und Freunden des Altertums oft und gern besucht werden. Wohl viele Besucher, wenn sie nachdenkend auf den Trümmern der Burgen stehen, fragen sinnend: „Wie und wann mag die Burg entstanden sein?“ „Von wem war sie bewohnt?“ „Wann und wie ist sie vergangen?“ „Was weiß man sich von ihr aus alter Zeit auch jetzt noch zu erzählen?“ Auf solche und ähnliche Fragen will das vorliegende Büchlein bescheidenlich einiges zur Antwort sagen. Das zerstreut vorhandene geschichtliche Material über die Burgen wurde in demselben möglichst gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt. Benutzt wurden bei der Arbeit: „Baterländische Bilder“ von Müller; „die archival. Miscellen“ von P. Kerber (ehemaligen Bibliothekar der Fürstlich v. Pleßschen Bibliothek zu Fürstenstein); Beiträge zur „Geschichte des schlesischen Adels“ von Graf Stillfried v. Rastoniß; „Aus vergangenen Tagen“ von D. Vogt; „Geschichte Schlesiens“ von Stenzel; „Geschichte der Stadt Schweidniß“ von Schmidt; die „Chronik von Waldenburg“ von Schroth u. a. m.; außerdem hat vieles, was noch im Munde des Volkes fortlebt und früher nicht niedergeschrieben wurde, sowie das, was die eigene Anschauung ergibt, Aufnahme gefunden. Für die geschätzten schriftlichen und mündlichen Beiträge derer, die für die Arbeit sich interessierten, sei hiermit der beste Dank gesagt, insbesondere auch der Verwaltung der Fürstlich von Pleßschen Bibliothek für freundliche Gewährung der Benutzung hierzu einschlägiger Schriften!

Inwieweit betreffs der Geschichte der Burgen die älteren Nachrichten als tradit. n, andere nur
3

Von den Burgen im allgemeinen.

1. Die Entstehung und Bedeutung der Burgen.

Unser heimatlicher Kreis, der nach seiner geographischen Ausdehnung nicht mehr als 6,⁸⁵ geographische Quadratmeilen umfaßt, zählt unstreitig zu den schönsten und herrlichsten unseres lieben Schlesierlandes. Sein mächtiges waldbedecktes Gebirge mit den hohen Gipfeln und den weithin sich verzweigenden Gebirgsrücken, sowie den lieblichen Tälern mit den rauschenden Bächen, an denen langhin industriereiche Ortschaften sich erstrecken und Kur- und Badeorte angelegt sind, verleihen dem Kreise den Reiz der Naturschönheit und bieten des Interessanten sehr viel. Nicht nur Reisende der Geschäftswelt durchziehen den Kreis, auch Freunde sinniger Naturbetrachtung fühlen sich angelockt, die reizenden Täler und Höhen unseres Kreises zu besuchen und an den von der Natur geschaffenen Schönheiten sich zu erfreuen. Einen besonderen Anziehungspunkt aber bilden diejenigen Bergespitzen, von denen herab jezt noch als sprechende Zeugen vergangener Zeiten die Ruinen aller Ritterburgen in die friedlichen Täler unseres Kreises niederschauen. Kein anderer Kreis hat bei gleicher Ausdehnung eine so reiche Zahl von Burgen, aus dem Mittelalter stammend, aufzuzählen, als der hiesige. Wir erzählen uns noch heute von einer alten Burg zu Friedland, Freudenschloß, Hornschloß, Kynsburg, Neuhaus, Waldburg, Tzechhaus und Fürstenstein. Zwei derselben, die Burgen Friedland und Waldburg, existieren allerdings nur noch in der Sage, denn sie haben uns keine Überreste ihres vergangenen Daseins hinterlassen, wenn wir nicht die Städte Friedland und Waldenburg, welche beide ihre Entstehung den zuerst vorhanden gewesenen Burgen verdanken sollen, als die Hinterlassenschaft jener vergangenen Burgen betrachten wollen. Die alten Ritterburgen sind hier wie auch

anderwärts entweder auf schwer zugänglichen isolierten Bergkegeln, oder im Waldesdunkel versteckt an den Vorsprung eines Felsens erbaut worden. Hier im Kreise finden wir die meisten derselben an der Südgrenze nach Böhmen hin, im Heidelgebirge, erbaut und nur zwei von ihnen liegen im nördlichen Teil des Kreises, am Ausgange ins Flachland (Zeisburg und Fürstenstein).

Die ehrwürdigen Überreste der alten Ritterburgen erregen unser vorzügliches Interesse und auf ihren Trümmern stehend, drängen sich uns unwillkürlich die Fragen auf: „Wie war es einst, da diese Reste noch als Gefüge einem herrlichen Baue dienten, auf dem ein mächtiger Herrscher in Glanz und Größe thronte? Wann ist der Bau entstanden? Wann und wie ist er verfallen?“ Nicht auf jede dieser Fragen können wir ausreichend Auskunft erlangen. Ein großer Teil der Burgen wurde bekannlich gewaltsam, meist durch Brand, zerstört. Die Burgbewohner waren in einem solchen Falle gewiß zuerst auf Rettung ihres Lebens, des Geldes und anderer Kostbarkeiten bedacht; aber an Sicherstellung der Archive und Urkundensammlungen, wenn solche überhaupt vorhanden waren, dachte man nur selten. Diese wurden daher gewöhnlich vom Feuer verzehrt, unter Schutt und Trümmern begraben, oder auf andere gewaltsame Weise vernichtet. Jetzt, nachdem Jahrhunderte darüber verlossen sind, ist es nicht mehr möglich, eine vollständige Beschreibung dieser Burgen zu erreichen. Wir müssen uns daher begnügen, aus dem spärlich vorhandenen Material uns einen einigermaßen befriedigenden Aufschluß zu verschaffen. Aus der Geschichte unseres Vaterlandes wissen wir, daß in der zweiten Hälfte des Mittelalters, vom Jahre 1000—1500, das Ritterwesen mit seinen Burgen und Schlössern in Deutschland eine Hauptrolle spielte und auf das Schicksal und die Fortschritte der Kultur fast aller Länder Europas durch mehrere Jahrhunderte hindurch einen bedeutenden Einfluß übte. Die Geschichten und Sagen der alten Ritterburgen werden daher auch jederzeit unser Interesse erregen, wenngleich wir darin nicht immer diejenigen lachenden Gemälde finden, welche uns zuweilen in Gedichten und Romanen mitgeteilt werden; wir müssen uns glücklich preisen, in jenen Zeiten roher Gewalt nicht gelebt zu haben! Indessen werden diese Burgen und Bergschlösser auch für die Zukunft immer merkwürdig bleiben, da sie die Wiege der edelsten Geschlechter heutiger Staaten, die Urstätte ihrer Großthaten, die Quellen unzähliger romantischer

Sagen und interessanter Erzählungen gewesen sind, und noch jetzt als ehrwürdige Überreste jener edlen Ritterzeiten, leider aber auch als Denksteine des Faustrechts, sowie der Raub- und Mordsucht früherer Jahrhunderte dastehen, welcher letztere Umstand zu ihrem nachherigen Verfall und ihrer gänzlichen Zerstörung die erste Veranlassung gegeben hat.

Was die Erbauung der alten Burgen und Schlösser anbelangt, so hatte dieselbe keineswegs überall die gleiche Veranlassung oder Bedeutung. Der größere Teil derselben wurde zur Verteidigung des Landes gegen eindringende Feinde angelegt, daher solche Burgen immer kleinere oder größere Festungen waren, die gewöhnlich nur mit Gewalt nach einer förmlichen Belagerung erobert werden konnten. Ringmauern, Wallgräben und Zugbrücken fehlten ihnen nicht. Viele solcher Burgen wurden zu jener Zeit, wo Schlesien noch zu Polen gehörte, von den polnischen Regenten zur Deckung der Grenzen gegen die unruhigen Böhmen, zum Teil auch gegen die öfters eindringenden Deutschen angelegt. Daraus erklärt es sich auch, daß in unserem Kreise an der böhmischen Grenze hin mehrere solcher Burgen erbaut wurden. Auch der Adel erbaute eine große Anzahl von Burgen, wozu der Landesherr seine Erlaubnis um so lieber erteilte, als durch solche Befestigungen der Landesgrenzen seine eigene Sicherheit und Selbsterhaltung begründet wurde. Der Bau dieser Burgen lag überall den Untertanen des Kreises, der Herrschaft oder des Dorfes ob; eine Last, die sie nach polnischem Recht zu tragen hatten.

Über jede Burg war ein Kastellan, Burggraf oder Burghauptmann gesetzt, dessen Amt darin bestand, daß er die Burg im Kriege verteidigen, die Mannschaft seines Kreises anführen, für die öffentliche Sicherheit sorgen und die Straßen von Räubern frei halten mußte. Von dem ihm zugeordneten Gerichtsvogt ließ er die öffentliche Gerichtsbarkeit in seinem Kreise verwalten und durch besondere Zollbediente die landesherrlichen Gefälle und Zölle erheben. Wahrscheinlich hatte ersterer auch die Oberaufsicht über die Verwaltung der zur Burg gehörigen Güter oder Ländereien, deren Ertrag ihm vielleicht zum Teil als Gehalt angewiesen war.

Nach Einführung des deutschen Rechts hörte die Benennung „Kastellan“ auf und der Titel Burggraf trat an ihre Stelle. Viele Burgen wurden nun von den Herzögen an diese oder jene Adelige, die sich im Kriege oder durch andere Dienstleistungen ausgezeichnet hatten, eigentümlich oder auch

nur pfandweise überlassen. Von da an wurden viele neue Burgen und Schlösser erbaut, wodurch aber die innere und äußere Ruhe des Landes sehr gefährdet ward; denn man legte in diese neuen Burgen eine Art Besatzung, die gewöhnlich keinen Sold erhielt, weshalb diese Besatzungen, um sich den nötigen Lebensunterhalt zu verschaffen, die Umgegend häufig ausplünderten und die vorüberziehenden Reisenden und Handelsleute nicht selten beraubten und sogar ermordeten. Nach und nach schien es dem Adel zweckmäßiger und vorteilhafter, das durch das Kampfrecht scheinbar gebilligte Recht der Selbsthilfe auszuüben. Ein jeder verheerte die Besizung dessen, der ihn nach seiner Meinung beleidigt hatte, oder an den er eine rechtliche Forderung zu haben glaubte. So entstand nach und nach das sogenannte Faustrecht, das leider auch Schlesien länger als ein Jahrhundert zum unglücklichsten Schauplatz von Krieg, Fehde, Raub, Mord und Brand gemacht hat.

Die Raubritter wurden endlich, besonders im 15. Jahrhundert, so zahlreich, daß die Landesfürsten weder mit Gewalt, noch mit strengen Verordnungen etwas gegen dieselben auszurichten vermochten, und sogar selbst für ihre persönliche Sicherheiten fürchten mußten. In jenen beklagenswerten Zeiten, als die arbeitende und handeltreibende Klasse ihres Eigentums niemals sicher war, bildete sich als Schutzwehr der nordische Städtebund, die Hanse, und es versehen sich die Städte mit starken Mauern, Toren und Türmen, die mit vielen Schießlöchern versehen waren. Auf dem Lande baute man häufig einzelnstehende Türme oder Warfen, auf denen Wächter unterhalten wurden, die, wenn sich die Räuber in der Ferne sehen ließen, einen großen Korb aushingen, bei dessen Erblicken alles, was auf dem Felde war, sich nebst den Herden in die Dörfer zu retten suchte.

Mit Erfindung des Schießpulvers erhielt die Belagerungskunst eine ganz andere Gestalt. Offenbar ist durch diese Erfindung die Vernichtung der alten Burgen bedingt worden. Mehrere derselben ließen die Landesfürsten, weil sie Raubnester waren, zerstören; besonders aber wurde der Hussitenkrieg (1418—1436) und später der 30jährige Krieg (1618—1648) das Grab der meisten Burgen. Nach dem letzteren hörte man beinahe ganz auf, solche kleine Festen beizubehalten und würdigte sie als unbedeutende Punkte keiner Aufmerksamkeit mehr. Die meisten dieser Burgen liegen in Trümmern; von manchen sieht man nur noch einige Erhöhungen von Erde und Bäumen

bedeckt; am häufigsten trifft man nur noch Fragmente von Türmen, Eingangstoren, Treppen, Mauern usw. an.

Obwohl das, was vorstehend von den Ritterburgen im allgemeinen gesagt ist, auch im besonderen von den Burgen des hiesigen Kreises gesagt werden kann, so muß dennoch die im Publikum verbreitete Ansicht, als seien die hiesigen Burgen ausschließlich nur Raubburgen gewesen und einzig zu diesem Zweck erbaut worden, als irrtümlich bezeichnet, und die Übertragung eines Vorwurfs aus jener Zeit auf die gegenwärtig lebenden Adelsgeschlechter, insbesondere auf die Besitzer von Burgen, geradezu ein Unrecht genannt werden, denn die Burgen sind, wie eingangs gesagt worden, absichtlich zum Schutze des Landes gegen feindliche Angriffe von außen erbaut worden, und die Adelsgeschlechter, die des Raubwesens zu damaliger Zeit sich schuldig machten, sind jetzt zum größeren Teile erloschen. Nicht alle Adelligen haben derartige Burgen zu jener Zeit besessen und wiederum nicht alle, die eine Burg besaßen, haben das niedere Handwerk der Räuberei betrieben. Das Vergehen Einzelner kann darum nicht einer Gesamtheit zum Vorwurf gemacht werden, am allerwenigsten den nachfolgenden Geschlechtern!

2. Bau und innere Einrichtung der Burgen.

Erst im 13. Jahrhundert haben die Stadtkunker in den Städten angefangen, mittelst Ersetzung der Holz- und Lehm- bauten durch den Steinbau ihren „Höfen“ oder „Gesäßen“ ein stattlicheres Ansehen zu geben. Der Adel auf dem Lande dagegen hatte je nach den Bedürfnissen und Zulassungen seiner Rangstellung und Vermögenslage schon früher auf die Herstellung möglichst fester Wohnsitze Bedacht nehmen müssen. Den Hauptunterschied in der Anlage der Burgen bestimmt natürlich die Bodenbeschaffenheit. In den berge- und hügelreichen Gegenden wurden demnach Höhenburgen erbaut, in den Ebenen und Marschen von Norddeutschland vorwiegend Wasserburgen. Die Höhenburgen, die man vorwiegend unter der Bezeichnung „Burg“ versteht, teilten sich wieder in Hofburgen oder in Fürstensitze von umfassender Anlage und in Burgställe oder in eng zusammengedrängte feste Wohnhäuser der Ritterschaft. Meist auf Bergkuppen oder steilen Vorsprüngen gelegen, waren sie von einem trockenen Graben umgeben, der den Burgfrieden von der Umgebung schied.

Eine vollständige Hofburg hatte eine Umgebung von Mauerwerk oder Pfahlwerk, Zingeln genannt, die in der Regel nicht mit Zinnen, sondern mit einfacher Brustwehr versehen und von einem oder mehreren Toreingängen durchbrochen war, die von zur Seite vorspringenden Türmen verteidigt wurden. Zwischen den Zingeln und der inneren Mauer befand sich ein freier Raum, der Zwinger (Zwingelhof, Zwingolf), der zum Teil wohl auch mit Ställen und Wirtschaftsgebäuden umgeben war und den durch einzelne in der Umfassungsmauer angebrachte Türen geschützten Viehhof enthielt, zum Teil aber auch den nötigen Raum zu ritterlichen Übungen darbot, immer aber nur als Vorhof der eigentlichen Burg betrachtet ward, welche meist höher gelegen und stärker besetzt, auch durch einen Graben vom Zwinger getrennt war. Eine Zugbrücke führte zu dem auf einem Steingewölbe gebildeten Tor (Porte), über dem die Mauer mit Zinnen versehen war, hinter welchen sich ein bedeckter nach dem Innern der Burg zu offener Gang (die Wehr oder Leze), hinzog, von wo aus man durch Luken mit Armbrüsten schießen oder mit Steinen werfen konnte. Durch die Pforte gelangte man entweder unmittelbar in den Burghof oder zuvor erst noch in einen zweiten Zwinger, der, häufig kaum wegbreit, auf der einen Seite von der Burgmauer, auf der andern von den Gebäuden gebildet ward. Von diesem inneren Zwinger, der manchmal nicht um die ganze Burg herum lief, oder auch zum Teil in einen Baumgarten umgeschaffen war, gelangte man durch einen offenen, hallenartigen, mittels Fallgittern verschließbaren Durchgang, das Burgtor, in den inneren Burghof, auch „Ehrenhof“ geheißen, mit einem Rasenplatz, mit Blumenbeeten, mit einem Brunnen und mit einer Linde, dem Lieblingsbaum unserer Altvorderen, geschmückt. Diesen Hof umschlossen die verschiedenen Burgbauteile. Da waren die Kapelle, die Küche, der Keller, da der Bergfried und das „Palas“. Dieses Palas- oder Herrenhaus, als das Hauptgebäude, nahm in der Regel eine ganze Seite des Hofes ein und war die Wohnung und zugleich der Festraum der Herrschaft. Es enthält eine große Halle, den Empfangssaal in unserem Sinne, und verschiedene Zimmer (Kemenaten). Der Saal bildete den Versammlungsort der Männer. Nur bei festlichen Gelegenheiten, wie beim Empfange von Fremden, Familienfesten (Hochzeiten u. a.) fanden sich auch die Frauen dort ein. Die Decke war durch querübergelegte Balken gebildet, über denen sich alsbald das

Dach erhob. Bei manchen war der Saal auch gewölbt und von Holz- oder Säulensäulen unterstützt. Der Fußboden war wohl meist mit Estrich oder Steinplatten belegt, über die man Teppiche breitete, oder Binsen und duftende Blumen streute. Bei kostbarer Ausschmückung waren auch die Wände mit Teppichen und Tapeten beschlagen. Auf den längs der Wände stehenden Bänken lagen Polster und Federkissen. Die Hausgeräte waren selbst in reichen Häusern mehr dauerhaft als zierlich aus Hartholz gefertigt. Als Prachstückchen fanden sich Lehnstühle aus Maserholz schmuck geschnitten, gedrechselt und reich gepolstert. Auch Tische, Stühle, Bänke und Truhen zeigten reiche Schnitzarbeit. Das Bett war meist einfach; das auf vier plumpen Füßen ruhende Bettgestell hatte zumeist nur ein Kopfbrett, kein Fußbrett; das Bett selber bestand aus einer Matratze, die mit einem weißen oder auch mit einem farbigen Laken umwickelt war, und aus einem kleinen viereckigen Kopfkissen. — An den Giebelseiten des Palas und mit demselben durch Türen verbunden, lagen die Kemenaten. Dies waren kleine niedrige Gemächer, deren Wände mit Kalk getüncht, oder mit Holz getäfelte waren. Zuweilen jedoch waren sie noch reichlicher ausgestattet als der Saal selbst.

Das „Frauenhaus“ oder „Frauenzimmer“ befand sich entweder im Palas selbst oder war an dasselbe angebaut. Der ganze Raum hieß die Kemenate oder auch mittelhochdeutsch „der vrouwen heimliche“ und war in mindestens drei Gemächer geteilt: Die eigentliche Familienstube, zugleich das Schlafgemach der Hausfrau, die Mägdeschlafkammer und endlich die Werkstatt, das Gadem, allwo die Herrin mit dem weiblichen Gesinde den vielerlei Arbeiten oblag, die ihre Pflicht, für die Bekleidung sämtlicher Hausbewohner zu sorgen, mit sich brachte. Denn noch im 12. und 13. Jahrhundert unterzogen selbst fürstliche Frauen sich dieser Pflicht in ihrem vollen Umfange, sie spannen, webten und nähten. Beide Geschlechter kleideten sich auch damals in Leinwand, Wolle, Seide und Pelzwerk.

Das zweite Hauptgebäude einer jeden Burg, der sogenannte Berchreit, war ein hoher, runder oder viereckiger Turm, der in der Regel freistehend auf einem kühnen Vorsprunge des Burgraumes errichtet war. Derselbe hatte zu ebener Erde keinen Eingang, sondern es führte nach dem ersten Stock von außen eine Treppe, die hinweggenommen werden konnte. Der untere, von außen nicht zugängliche Raum enthielt

einen Brunnen oder ein Gefängnis, das Burgverließ, in das die Gefangenen von oben herabgelassen wurden. Die oberen Stockwerke enthielten Gemächer, die als letzter Zufluchtsort der Belagerten dienten. Im Dachgeschoß wohnte der Turmwart. Die Küche war in größeren Burgen ein absonderter geräumiger Bau, der zugleich auch als Wohnung des Küchengesindes diente. Außerdem umgaben den Burghof noch Vorratsgebäude, Wohnungen für die oft zahlreich einjprechenden Gäste, Rüstkammern, das sogenannte Schnitzhaus zur Anfertigung von Waffen usw.

Den Blick in die Ferne boten die Zinnen, die in die starken Umfassungsmauern gebrochenen überwölbten Fenster-nischen oder Lauben, auch künstlich angehängte Erker. Endlich befand sich wohl in jeder größeren Burg auch eine Kapelle, die mit dem Chor nach Osten gerichtet und auch gewöhnlich an der Ostseite des Burghofes gelegen war.

Jede Burg hatte einen tiefen Ziehbrunnen, der oft bis zur Sohle des benachbarten Tales oder Flusses hinabging. Unter den Gebäuden zogen sich Keller hin, zuweilen von bedeutender Ausdehnung und mitunter auch zur Aufnahme Flüchtiger bestimmt.

Mit dem Namen Burgställe pflegte man die kleineren, lediglich auf Verteidigung eingerichteten Burgen zu bezeichnen, die zugleich als ständiger Wohnsitz des Besitzers dienten. Sie waren von weit beschränkterem Umfange, nicht nur wegen der geringen Mittel der Besitzer, sondern auch wegen ihrer Lage auf dem engen Raume eines Felsens. Aus fünf Stücken bestand aber auch die kleinste Burg, nämlich aus der Umfassungsmauer, die jedoch ganz oder zum Teil durch steinerne Wohngebäude ersetzt werden konnten, dem Berchtrit, dem Palas für die Männer, der Kemenate für die Frauen und der Küche für das Familienleben überhaupt. — Da sich nun die drei letzteren Lokalitäten in den verschiedenen Geschossen des Berchrits anbringen ließen, so war in der That zu der kleinsten Burg nichts weiter nötig, als eine Umfassungsmauer und der Berchrit. Hatte dieser nicht zu ebener Erde, sondern einen Stock höher seinen Eingang, so trat man zuerst in die Küche, von da führte in den dicken Wänden eine schmale Treppe in das Obergeschoß, während an anderen Stellen tiefe Wandschränke und verschließbare Bettstellen für die Mägde angebracht waren. Noch eine Treppe höher war die Kemenate, die einen großen Ofen, eine große Bettstelle und Wandschränke

enthielt. Noch einen Stock höher lag der Trinksaal oder Palas mit weniger dicken Wänden, einem Kamin und vielen Fenstern, hie und da wohl auch mit Erkern und einer hölzernen Treppe nach dem obersten Raum des Turmes, wo auch noch für Knappen und Wächter Platz war. Das Erdgeschoß des Turmes enthielt gewöhnlich einen Brunnen und ward außerdem als Keller, Speisegewölbe, wohl auch als Gefängnis benützt. Eine außen angebrachte, leicht wegnehmbare hölzerne Treppe führte von dem Hofe in die Küche. Die nötigen Ställe waren an der Umfassungsmauer angebracht. Verlangte die Gegend zu ihrer Übersicht keine hohen Bauten, so dehnten sich solche Bergfriten wohl auch in die Breite aus und gestalteten sich zu turmartigen Wohnhäusern. Zu größeren Wirtschaftsgebäuden, Viehhöfen, Reitplätzen mangelte meist der Raum; zuweilen aber findet sich in kleineren Burgen noch ein zweiter Berchfrit für die Wächter und das Verließ. Einzelne Teile der Burg waren auch öfters in den Fels eingehauen. Bei vielen überraschte die Kühnheit, mit der man Gebäude auf Felsenspitzen zu gründen wagte, die nur dem Adler zugänglich erschienen.

Während bei vornehmeren Rittersitzen der Berchfrit (Bergfried) nur ein Teil der Burg war, bestand gar manche einfache Ritterburg bloß aus dem Turm und einer Ringmauer.

3. Das Leben in den Burgen.

In den kleineren Burgen, „den Burgställen“, wie sie vorhergehend geschildert worden, mag das Leben, namentlich in abgelegeneren Gegenden, durch die Zeit des Mittelalters hindurch ärmlich und öde gewesen sein, nur wenig verschieden von dem Dasein der dem Rittergute zins- und dienstpflichtigen Bauern. Im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge fiel niemals ein Strahl vom Glanze der Romantik in diese engen, finstern, nur nothdürftig ausgestatteten Burgräume, wo die Frauen ein eintöniges, mühsames Dasein hinschleppten, mit der Sorge für den Haushalt und für die Erziehung der Kinder beladen, während den Burgherren Jagd und Fehde, sowie der Verkehr mit den Nachbarn und die Einkehr in gassfreie Klöster immerhin einige Abwechslung und Zerstreuung boten.

Die Wohnlichkeit und Behaglichkeit im Innern der Burgen war keineswegs von der Art, daß sie mit den heutigen fürstlichen oder adeligen Häusern in Vergleich gezogen werden

könnte. Erst zu Ende des 15. Jahrhunderts, so erzählt Scherr in seiner kulturgeschichtlichen Schilderung des deutschen Lebens, fing man an, die innere Einrichtung und den Komfort der Häuslichkeit besser zu gestalten. Bis dahin war es selbst für wohlhabende und sogar reiche Leute ein unerschwinglicher Luxus gewesen, Glasfenster anzuschaffen, und erst um genannte Zeit zivilisierten sich die ungesügten unzulänglichen Heizapparate zu Öfen, die sich sehen lassen durften und die Wohnräume behaglich zu durchwärmen vermochten. Ohne gutschließende Glasfenster und ohne gute Öfen ist aber bekanntlich in unserem leidlichen, sogenannten gemäßigten Klima ein menschenwürdiges Dasein undenkbar. Und wir bei unseren heutigen Lebensgewohnheiten können es uns schwer denken, wie die frühere ritterlich-romantische Welt in ihren Behausungen sich behaglich fühlen konnte. Das alte Geschlecht aber wußte sich darin zu behelfen und es hat des Lebens Leid nicht schwerer empfunden, wohl aber des Lebens Lust unbefangener und frohmütiger genossen als wir. Was sie zusammen und allen Ausschreitungen zum Troß gesund erhielt, war der unaustilgbare germanische Familiensinn, der unserem Volke an den gefährlichsten Wendepunkten seiner Geschichte immer wieder aufgeholfen hat. Eine deutsche Frau können wir uns nur als eine gute Mutter denken.

Die Erziehung der Kinder von deren frühesten Alter an übernahm die Mutter selbst und wäre sie auch eine fürstliche Gemahlin gewesen. Die Kinder erhielten eine ihrem verschiedenen Geschlecht angemessene Erziehung.

Was die Erziehung der Mädchen betraf, so war dieselbe in der höfischen Gesellschaft zuerst der Mutter anheimgegeben. Die weitere Ausbildung fand entweder im elterlichen Hause oder in Nonnenklöstern oder an befreundeten Fürstenhöfen statt. In den Klöstern stand eine Lehrerin dem Unterricht der Zöglinge vor. Noch im 12. Jahrhundert scheint sich die Erziehung der Mädchen auf die Erlernung von Handfertigkeiten und Hausaltskünsten beschränkt zu haben. Später, als diese Arbeiten mehr gewerbsmäßigen Schneiderinnen übertragen wurden, gewannen Frauen und Mädchen mehr Zeit, auch in den „geistlichen Künsten“, d. h. im Lesen und Schreiben, sich unterrichten zu lassen und sie taten es darin nicht selten den männlichen Standesgenossen zuvor. Von einer gebildeten jungen Dame verlangte man Geschicklichkeit in zierlichen Handarbeiten, Fertigkeit im Lesen und Schreiben, im Singen und Musi-

zieren, wie auch Kenntnis der einen oder andern fremden Sprache. Wohlerzogene Frauen und Mädchen verstanden sich auf das Singen und Sagen, d. h. auf das mit der Zither oder Harfe begleitete Vorsingen der lyrischen und auf das richtig betonte Vorlesen der epischen Dichtungen. Das Weib galt als der Mittelpunkt der ritterlich höfischen Welt und als der Pol, um den die höfische Poesie sich bewegte. Vermöge ihrer Stellung und ihrer bevorzugteren Bildung taten sich die Frauen auch als Gönnerinnen und Schützerinnen der Literatur hervor. Doch vor Erfindung der Buchdruckerkunst konnte ihre Bibliothek nur eine beschränkte sein. Auf den Tischen ihrer Kamenaten (Gemächer) müssen wir uns die zierlich geschriebenen und bemalten Liederbüchlein der Minnesänger wie die schwerfälligen Pergamentbände versammelt denken, in denen Heldengesänge, Liebes- und Frühlingslieder aufgezeichnet waren. — In ihrer Kleidung waren die Frauen schon damals der Mode unterworfen, doch wechselte diese nicht so rasch als die heutige. Der weibliche Anzug bestand aus vier Hauptstücken, dem „Pfeit“, „Rock“, „Kürsen“ (Robe) und „Mantel“. Im 13. Jahrhundert eiferten der berühmte Berchtold und andere Prediger schon heftig gegen den Luxus und die Unzüchtigkeit der Frauenmoden. Die Modedamen verstanden gründlich das Schminken, Malen, Färben, Ausstopfen und andere Puzkünste, gerade wie heute und sie trugen falsche Haare, falsche Hüften u. dergl. ganz wie in heutigen Tagen. — Daneben aber zeichnete natürliche Anmut und Grazie die Damen in ihrem Auftreten aus und sie waren stets eine liebliche Erscheinung in der Gesellschaft.

Die Erziehung der Knaben zielte von Anfang an auf die Aneignung ritterlicher Fertigkeiten und höfischer Sitten ab, während die „geistlichen Künste“, d. h. alle höhere Geisteskultur, nur sehr nebenbei betrieben und meist der persönlichen Strebbarkeit überlassen wurden, sofern die Söhne adeliger Häuser, namentlich jüngere, nicht von Jugend auf zu Klerikern bestimmt waren. In diesem, sehr häufigen Falle trat selbstverständlich der kirchliche Unterricht sehr frühzeitig ein. Mit dem siebenten Lebensjahre wurde der Knabe aus der Frauenkemenate in den männlichen Lebenskreis hinübergestellt. Wo der Vater nicht selber die Erziehung des Sohnes übernahm, erhielt dieser einen „Zuchtmeister“ oder er wurde von einem befreundeten Ritter „in die Zucht“ gegeben oder endlich mit anderen seiner Alters- und Standesgenossen an einem Fürsten-

hof erzogen. Die Leibesübungen, Einweihung in die Künste der Jagd, des Turniers und des Krieges waren natürlich für die jungen Edelknechte, für die „Jungherren“, die Hauptsache. Doch wurden sie auch im Christenglauben, in der höfischen Anstandslehre, im Singen, im Spielen auf der Harfe, der Zither und der Fiedel (Geige) unterwiesen. Auch zum Erlernen fremder Sprachen suchte man ihnen Gelegenheit zu geben, weil das Reisen in fremde Länder damals schon für ein Bildungsmittel galt. Mit dem 14. Jahre galt die Erziehung des „Jungherrlein“ in der „Höflichkeit“, d. i. in der Lehre des äußeren Anstandes und ernster Pflichtenlehre für vollendet. Durch die Umgürtung eines Schwertes wurde er jetzt wehrhaft. Nun hieß er Knappe (Knabe). Als solcher begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäft, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, sowie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Und hatte er in der Schlacht mit Schild und Schwert seinen Herrn gerettet, so trug er den größten Ruhm davon, den ein edler Jüngling sich erwerben konnte. Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Übungen das 21. Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der hl. Sakramente, durch Fasten und Beten vorbereiten; auch mußte er sich zuvor baden und eine Nacht in voller Rüstung in einer Kapelle zubringen. Kam dann endlich nach langem Sehnen der Morgen des Tages, der der schönste und glorreichste in des Jünglings Leben war, so wurde er im feierlichen Zuge zur Kirche geführt, Knappen trugen die Rüstung, den Streitkolben, den Schild und das Schwert, Edelfrauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehenk. Ehrfurchtsvoll kniete der Knappe am Altar nieder und beschwor mit feierlichem Eide das Gelübde: „die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion samt ihren Häusern und Dienern, alle Schwachen und Unvermögenden, alle Witwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen“. Hierauf empfing er aus der Hand des Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuh und Panzer. Nun kniete er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug, oft auch einen Backenstreich mit der flachen Hand erteilte, um damit auf die mannigfaltigen Beschwerden hinzudeuten, die er nun zu Ehren seines Standes werde ertragen müssen. Das war der

Ritterschlag. Die Bedeutung desselben ist in Tristans „Schwertleit“ dichterisch mit den Worten angegeben:

Nun dir das Schwert gesegnet ist
und nun du Ritter worden bist,
so erwäge den Ritterpreis zumeist
und auch dich selber, wer du seist,
deine Geburt und Edelkeit
habe vor Augen allezeit.
Sei demütig und ohne Trug,
sei wahrhaft, halte Zucht und Fug,
sei immer gegen Arme gut
und gegen Reiche hochgemut,
ziere und werte deinen Leib,
Ehre und schirme jedes Weib,
der Welt sei mild und sei getreu,
deine Mild und Treu sei immer neu!

Nachdem der junge Ritter sodann mit dem Bruderkusse Helm, Schild und Lanze erhalten, bestieg er in voller Rüstung ein Roß, das er unter Lanzenschwingen vor dem Volke umhertummelte. Gewöhnlich wurde der Ritterschlag an hohen kirchlichen Festen, namentlich zu Pfingsten erteilt. Der Ritter führte sein eigenes Wappen und seinen Wahlspruch oder seine Devise auf dem Schilde, mitunter auch auf der Rüstung. Roß und Waffen waren die Symbole der Ritterschaft. Keinem der ihr angehörte, durften sie Schulden halber genommen werden. Einem gefangenen Ritter durften keine Fesseln angelegt werden. Sein Ritterwort genügte, ihn gegen ein versprochenes Lösegeld frei zu lassen. Auch von allen Abgaben und Zöllen ward er frei, während er von seinen Insassen die sogenannte Rittersteuer erheben durfte, die er für Erziehung seiner Söhne und Töchter, für der letzteren Ausstattung, zur Bestreitung der Kosten von Heerfahrten und zu anderen Zwecken verwandte.

Hatte sich ein Ritter durch irgend ein Verbrechen seines Standes unwürdig gemacht, so hatte er argen Schimpf zu erdulden und je nach der Größe seiner Schuld ward ihm der Tod oder die Verbannung und Ausstoßung aus dem Ritterorden angekündigt. Auch sein ganzes Geschlecht erklärte der Herold des Adels verlustig.

War ein „Jungherr“ (Sunker) zum Ritter geschlagen, so hatte er nichts Angelegentlicheres zu tun, als sich eine „Herrin“, Mädchen oder Frau zu erwählen, der er nach allen Regeln der Höflichkeit seinen Minnedienst weihete. Die höfische Sitte verlangte, daß die Herrin, als Geliebte, ihrem Minnedienstmann eine Minnepfand gab, einen Gürtel oder Schleier, einen Armel

oder Handschuh, und dieses Pfand befestigte er an seinem Helm oder Schild, wenn er zu Felde oder zum Turnier ritt.

Das Turnier, das bekannte Turnspiel der Ritterzeit, war der Mittelpunkt und Hauptakt aller ritterlichen Festslichkeit. Regelrecht ausgebildet wurde das deutsche Turnierwesen vom 12. Jahrhundert an. Die Turnierkämpfe wurden ausgefochten entweder zu Pferde mit Lanze und Schwert, oder zu Fuß mit Streitart, Streitkolben, Speer und Schwert. Stritten die Parteien in ganzen Scharen gegen einander, so war das ein „Buhurd“. Gewöhnlicher jedoch war der Einzelkampf von Mann gegen Mann. Für die ritterlichste Kampfweise galt das Lanzenrennen zu Pferde, der „Tjost“. Man „buhudierte“ demnach, oder man „tjostete“. Der Lanzenkampf aber war entweder ein „Schimpfrennen“ mit stumpfen Lanzen oder ein „Scharfrennen“, welches letztere häufig genug den Boden innerhalb der Turnierschranken mit Toten und Verwundeten bedeckte. Der „Turnierdank“ (Ehrengabe oder Kampfspreis), der anfangs aus einfachen Gaben, später aus goldenen Ketten, zierlichen Stickereien, Waffen, einem schönen Roß u. dergl. mehr bestand, wurde meist von den Ehrendamen verabreicht.

Wie bei ihren Turnierfahrten, so mußten die reisenden Ritter und Damen überhaupt die Gassfreundschaft im weitesten Umfang in Anspruch nehmen. Man reiste ja nur zu Pferde und nur mit eigenen Pferden auf Straßen, die eigentlich nicht Straßen waren, man konnte folglich nur kleine Tagemärsche machen, und da sich erträgliche öffentliche Herbergen nur in den Städten befanden, so mußte man Sorge tragen, abends bei Zeiten eine Burg zu erreichen, wo man eines gassfreien Willkommens sicher sein konnte. Die Gäste wurden dann auch nach allen Vorschriften der Höflichkeit empfangen. Die Hausfrau bot, umgeben von ihren Töchtern, in der Ehrenhalle dem Gassfreund mit Hand und Mund den Willkomm, entledigte ihn der Rüstung, versah ihn mit einer bequemeren Hauskleidung, kredenzte ihm einen Becher Wein und schaffte, daß ihm ein Bad bereitet wurde. Nachher ward ihm bei der Abendmahlzeit der Ehrenplatz angewiesen, die Burgfrau oder das Burgfräulein legte ihm die Speisen vor, und wenn er sich dann zur Ruhe begab, geleitete ihn die Wirtin oder eine Tochter bis zu seiner Kemenate. Bei großen Gastgeboten, wozu die zahlreichen Kirchenfeste, Vermählungen, Taufen, Reichstage usw. häufig Veranlassung gaben, ging es hoch her. Dann ließen sich, während zu gewöhnlichen Zeiten der Tisch

auch der Vornehmen sehr einfach mit geräuchertem und gesalzenem Fleische, mit Kohl- und Hülsenfrüchten, mit Bier und Met besetzt war, Küche und Keller festlich sehen. Für unsern Geschmack dürfte freilich die ritterlich romantische Kochkunst mit Würzwerk aller Art viel zu verschwenderisch umgegangen sein. Welsche und griechische Weine trank man gern, doch selten lauter, obzwar gerade die stark mit allerlei Gewürzen gemischten und gekochten wunderbarlich genug „Lautertrank“ hießen. — In der besten Zeit der Ritterromantik war es deutsche Sitte, daß Herren und Damen in besonderen Räumen speisten. Später jedoch griff auch in Deutschland die französische Speiseart Platz, derzufolge Herren und Damen paarweise bei Tische saßen. Das Tischgespräch war frisch und froh, aber die Schwänke, die erzählt, die Scherze, welche losgelassen wurden, gingen häufig genug ins Derbe und Drastische über. Denn unsere Altvordern waren allen Subtilitäten des „Minnedienstes“ zum Troß ein sehr derbes Geschlecht, schrakten vor nichts Natürlichem zurück, legten ihre Worte keineswegs auf die Goldwage und nannten die Dinge frischweg mit ihren Namen. — Während des Mahles wurden Spielleute und Gaukler vorge lassen, um ihre Künste zu zeigen. Nach der Mahlzeit vereinigte sich die Gesellschaft in der großen Halle zu mancherlei „Spiel“. Die älteren Herren vertrieben sich die Zeit mit dem Würfel- oder Schachspiel und ließen es sich dabei angelegen sein, den Weinsässern ihres Wirtes auf den Grund zu kommen. Die älteren Damen machten in den „Lauben“ sitzend mehr oder weniger romantischen Klatsch. Das junge Volk erlustigte sich mit Gesellschaftsspielen oder auch mit Musik und Gesang oder Tanz. Bevor die Gesellschaft, freudensatt, sich trennte, um die Schlafkemenaten aufzusuchen, wurde ihr noch der Schlaftrunk geboten, Wein, wozu man frisches oder eingemachtes Obst genoß.

In Friedenszeiten lebte der Ritter auf seiner Burg ein höchst einförmiges Leben, das nur durch die Besuche von Genossen, Pilgern oder wandernden Sängern einige Mannigfaltigkeit erhielt. Die Frauen, meist durch elterliche Verabredung mit den Ritttern verbunden, beschäftigten sich mit Spinnen, Stickereien usw. Ein Kaplan oder Burgpfaffe war der geistliche Berater der Familie und häufig auch zugleich der Geschäftsführer.

Nur zu den äußeren Religionsübungen angehalten, den Wissenschaften meist fremd, hatten die Ritter selten Sinn für

Recht, und begannen in späterer Zeit oft grundlos mit Nachbarn und der reichen Geistlichkeit Fehden. Durch das Faustrecht artete die Ritterlichkeit in freche Waffengewalt aus, und bald gab es zahlreiche Raubritter, die ein Handwerk daraus machten, Klöster zu überfallen und zu plündern und Reisenden, besonders Kaufleuten, aufzulauern, um sie gefangen auf ihre Burg (Raubschloß) zu schleppen und ein hohes Lösegeld von ihnen zu erpressen. Es bedurfte der durchgreifendsten Maßregeln von Seiten der Reichsgewalt und der vereinten Macht der Fürsten, um diesem Unwesen für immer ein Ende zu machen. Mit Vervollkommnung des Schießgewehrs und der Geschütze wurden die Burgen wehrlos, und mit dem Ritterwesen schwanden allmählich auch diese Bauten, die durch die Bauernkriege und den 30jährigen Krieg in Masse zerstört wurden. Die Schlösser des Adels stiegen in die Ebenen herab und breiteten sich behaglich zu offenen Edelsitzen aus.

* * *

Was uns so von dem Leben der deutschen Ritter auf ihren Burgen erzählt wird, darf auch für die ehemaligen Besitzer und Bewohner der Burgen unseres Kreises gelten, denn einesteils waren ihre Burgwohnungen ganz ebenso eingerichtet, und sodann waren sie, wenn auch an der Ostgrenze Deutschlands wohnhaft, doch zum größeren Teile deutsche Bewohner, was hinreichend ihre deutschklingenden Namen uns bekunden. Und als Deutsche waren sie auch den zu ihrer Zeit herrschenden deutschen Sitten und Gebräuchen zugänglich.

II.

Der Erbauer der Burgen im Kreise Waldenburg.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehörte das Gebiet des heutigen Kreises Waldenburg zum Besitz Bolko I. von Schweidnitz, Herzog von Schlesien, eines Fürsten, dessen Gebiet zuletzt von der Lausitz bis an die Grafschaft Glatz reichte, der sich aber am liebsten nach seinem Sommeritz — dem heutigen Fürstenstein — „Herr von Fürstenberg“ nannte. Dem Einfluß dieses Regenten ist die kulturelle Entwicklung unseres Kreises in den ersten Anfängen meist zu verdanken und ebenso führen die Geschichte wie die Sage die Entstehung der einst so glänzenden Ritterburgen im schlesischen Gebirge, namentlich der im hiesigen Kreise, auf diesen Fürsten zurück. — Eine kurzgedrängte Skizze von dem Leben und der Zeit dieses Mannes möge daher die Geschichte unserer Burgen und Städte einleiten:

Bolko I. war ein Enkel des löwenmutigen Heinrich, der bei Wahlstatt gegen die Mongolen fiel, und der dritte und jüngste Sohn Boleslaus II. von Liegnitz. Sein Geburtsjahr mag 1253 gewesen sein, sein Geburtsort war das alte Pfaffenstschloß zu Liegnitz. Zu seinem 15. Lebensjahr 1268 wurden die Gebeine seiner Urgroßmutter Hedwig, der Gemahlin Heinrich I., die Papst Clemens IV. heilig gesprochen, unter großen Feierlichkeiten erhoben und im Chor der Kirche zu Trebnitz beigesetzt.

Nach dem Tode seines Vaters (17. Januar 1278) erbte er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Bernhard Löwenberg, Hirschberg und Landeshut; doch wurde Bolko, da Bernhard nach etlichen Jahren kinderlos starb, 1285 alleiniger Herr des Bobertales und nannte sich nach seinem Hauptort „Herr von Löwenberg“. Er war, wenn wir uns nach seinem Epitaphium zu Grüssau ein Bild von ihm

machen wollen, von mittlerer, aber gedrungener kräftiger Gestalt, hatte einen vollen blonden lockigen Haarwuchs, der ihm bis auf die Schultern herabfiel und einen vollen starken Bart. Nach seinem Charakter war er mäßig in seinen Genüssen, einfach in seiner Kleidung, tapfer, aber hochaufstrebend und ländergierig wie die Piasen, energisch und fest bis zur Härte, klug aber eigennützig im höchsten Grade. — Für die Hilfeleistung, die er seinem ältesten Bruder Heinrich von Liegnitz im Kampfe gegen Herzog Heinrich von Glogau leistete, mußte ihm dieser außer Tauer und Striegau noch Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein und Strehlen abtreten, 1290.

Bolko vereinigte seitdem seine Länder zu einem Herzogtum „Schweidnitz“, nahm aber für sich nach der in seinen neuen Landen wenn auch nicht neuen, doch umgebauten und erweiterten Hof- und Lieblingsburg oberhalb Freiburg an der Polsnitz den Namen „Herr von Fürstenberg“ an. Die Übernahme der Vormundschaft über die drei minorennen Kinder seines ältesten Bruders Heinrich von Liegnitz brachte ihm noch Jolken ein, deren erbliche Überlassung er als Bedingung dafür gestellt hatte, 1296.

Von Böhmen her beunruhigte König Wenzel die schlesischen Nachbarn in ihrer Selbständigkeit. Da war es Volkos erste und fortwährende Sorge, die Grenzen seines Landes durch Anlage von festen Städten und Burgen zu schützen. Es ist schwierig, diese Bauten chronologisch aufzuzählen, oder anzugeben, was Bolko neu oder nur umgebaut hat, da er es veräumte, über jedes Tor seinen Namen und die Jahreszahl zu setzen. Betrachten wir sie nach ihrer geographischen Lage, so hatte der Kynast, der 1292 an der Stelle eines alten Jagdschlosses gebaut wurde, das Warmbrunner Tal und die durch dasselbe führende Straße nach Reichenbach in Böhmen zu schützen; zu demselben Zweck wurde Hirschberg 1299 zur Stadt erhoben und mit einem festen Schloß verwahrt. — Die Straße nach Trautenau war schon 1286 durch die Befestigung von Landeshut, auf dessen Buchberg Bolko eine Veste „des Landes Hut“ anlegte, geschützt. — Die große Handelsstraße zwischen Breslau und Prag von Schweidnitz aus ging in jener Zeit nicht wie jetzt im Weistritz-tale entlang, sondern von Kynau aus durch die sogenannte Seifen oder Wäldchen nach dem damals schon angelegten Lehmwasser. Von dort aus stieg die Straße zwischen dem

Schwarzen Berge und den gegenüberliegenden Bergen über den Kuhplan nach dem Orte, wo jetzt Steinau steht. Auf der dortigen Hochebene schlängelte sie sich durch den Wald, führte durch das Dorf Reibnitzwaldau (Reimswaldau) bis an den Heidelberg, begleitete von da ab den Freudengraben durch das Görbersdorfer Tal, zwängte sich durch den Schmidtsdorfer Paß und verfolgte die Richtung über Friedland durch das Braunauer Land in das Innere Böhmens. Aus dieser Richtung der Straße erklärt sich auch die Anlage der Burgen in ihrer Nähe, z. B. Zobten, Kynsburg, Neuhaus, Hornburg, Freudenburg. Letztere waren nur von geringem Umfange und dienten nur einer kleinen Zahl gewappneter Knechte zum Aufenthalte, die unter dem Befehl des Burggrafen der Kynsburg standen. Hornschloß und Kynsburg konnten ihrer Lage nach durch Signale korrespondieren.

Der Fürstenstein und das Zeiskenschloß wurden herzogliche Absteigequartiere. Im Niederland hat Bolko außerdem noch die Burgen Klitschdorf und Kohenau seinem Blogauer Vetter gegenüber gebaut.

Die Gebiete des oberen Bober und der oberen Weisstriz, deren Höhen jetzt vielfach bewaldet sind, waren damals noch mit dichtem undurchdringlichem Wald bedeckt. Derselbe erstreckte sich aber auch noch ein gutes Stück landabwärts. Dörfer und Städte gab es noch wenige. Die Ortschaften Waldenburg, Friedland, Gottesberg standen noch in ihren ersten Anfängen. Mit Volkos Regierungsantritt änderte sich die Physiognomie vieler Städte. Löwenberg, Lähn, Striegau, Fauer, Bolkenhain, Schweidnitz erhielten Straßenpflaster, steinerne Häuser, feste Schlösser und steinerne Umfassungsmauern. Von allen Städten war es aber die Stadt Schweidnitz, die unter Bolko aufblühte, da sie von nun an als Mittelpunkt und Hauptort eines eigenen Herzogtums galt. — Andere Orte, wie Schönau, Freiburg und Strehlen wurden zu Städten erhoben. Alle aufgebauten Befestigungen aber, besonders die im Gebirge gelegenen Burgen, ließ Bolko nicht durch seine Untertanen ausführen, wie dies anderwärts gebräuchlich war, sondern durch seine Knechte. Er hatte bereits stehende Truppen. So fielen diese Arbeiten den Untertanen wenig zur Last und dienten ihnen vielmehr in Zeiten der Not zu Zufluchtsstätten.

Die Herzöge jener Zeit übergaben ihre Landesburgen Burgverwaltern oder Burggrafen mit der Verpflichtung, die Burg nebst den dazu gehörigen Gebieten zu beauf-

sichtigen und im verteidigungsfähigen Zustande zu erhalten, die Rechtspflege auszuüben und die Steuern einzuziehen. So hat es auch Bolko mit seinen Burgen gemacht.

Wie aber Bolko seinem Lande einen soliden äußeren Anstrich gab, so erfuhr auch die Lebensweise der Bewohner eine heilsame Aenderung. Das Verhältnis des Adels zum Herzoge wurde nach dem deutschen Lehnwesen geregelt, nach welchem die Burggrafen (Vasallen) ihrem Fürsten den Untertaneneid zu leisten, und statt wie bisher unbestimmt Steuern zu zahlen und nach Willkür Dienste zu tun, sich zu bestimmen, auf die Hufenzahl verteilten Diensten und Ritterpferden sich zu verpflichten hatten. Die Erben hatten den Lehnseid zu erneuern und durften ohne Bewilligung des Landesherrn ihr Gut weder veräußern noch verpfänden. Der Ackerbau wurde durch Heranziehung deutscher Kolonisten gefördert, nachdem die drückenden, alles Emporkommen hemmenden Verhältnisse, die das polnische Recht mit sich brachte, aufgehoben und deutsches Recht eingeführt war.

Das Städtewesen erhielt neuen Aufschwung durch deutsche Handwerker und deren Innungen, besonders aber durch das Ansehen, das Bolko den Magistraten zu geben wußte. Diese, denen zu gehorchen den Bürgern zur dringenden Pflicht gemacht wurde, hatten nicht nur die Aufsicht über die Zünfte und das Recht, den Gehalt der Münzen zu prüfen, deren Verfertigung verpachtet war, sondern auch das Strafrecht für polizeiliche Vergehungen. Nur die Kriminalgerichtsbarkeit, die er durch Erbvögte oder in eigener Person ausübte, behielt sich Bolko vor. Um dem Magistrat um so größeres Ansehen zu geben, ließ er sich selbst zu Schweidnitz zu den fünf Ratsmännern als sechsten zählen.

Auf den Märkten sorgte er für gute Ware, für unverfälschte Lebensmittel und für feste Lagen derselben. Den Luxus, der damals schon in prachtvollen und schleppenden Gewändern getrieben wurde, schränkte er ein und ging selbst mit gutem Beispiele voran. Auch über das allgemeine Vorurteil seiner Zeit, den Haß gegen die Juden, war er erhaben und gab 1295 zum Besten dieser Nation Privilegien, wodurch diese in Hinsicht des Schutzes durch die Gesetze den Christen gleichgestellt waren. Mit der Einführung des deutschen Rechts, deutscher Handwerker und deutscher Kolonisten war natürlich auch die Einführung der deutschen Sprache verbunden. Bisher hatte man sich — d. h. die Geistlichen und die fürstlichen Kanzler,

denn außer diesen konnten nur wenige schreiben — der lateinischen und deutschen Sprache bedient. Bolko führte in den Kanzleien die deutsche Sprache ein, die bereits in Niederschlesien die polnische verdrängt hatte.

So suchte Bolko auf alle Weise alle Schichten der Bevölkerung seines Landes zu heben, freilich auch zu seinem Vorteil und für die Beglückten zuweilen etwas unbequem, denn Volkos Maßnahmen waren streng, das lag nun einmal so in seinem Charakter, und Neuerungen, wenn sie Gewohnheiten stören, sind immer unbequem. Aber das muß besonders hervorgehoben werden, daß Bolko I. von Schweidnitz unter denjenigen Piasten, die sich die Germanisierung Schlesiens zur Aufgabe gemacht haben, nicht der letzte gewesen ist; er hat das deutsche Element in das Gebirge verpflanzt.

Stenzel sagt, er sei im Geiste seiner Zeit auch fromm gewesen, weil er 1292 das Kloster Grüssau dotiert hat. Seine Großmutter, die Herzogin Anna hatte 1240 oberhalb Landeshut das Kloster Grüssau an der Zieder gegründet und mit Benediktiner-Mönchen besetzt. Bolko bestimmte dies Kloster zum Begräbnisort seiner Familie und machte demselben 1282 größere Schenkungen an Wald und Dörfern, wie er z. B. Wieszthal bei Heinrichau kaufte und gegen Reichenau und Quolsdorf vertauschte, um letztere Orte dem Kloster Grüssau zu geben. Dabei entließ er die Benediktiner und setzte dafür 70 Cysterzienser-Mönche hinein, deren Orden sich durch eine strenge Ascese und durch die größte Einfachheit in Kloster und Kirche auszeichnete. Bei seiner Frömmigkeit hatte er jedoch auch seinen Vorteil im Auge. Die Aufgabe der Mönche war, die Wälder zu roden. Sie waren für ihn Pioniere der Kultur und als solche dem Lande und dem Landesherrn von wesentlichem Nutzen.

Die Vormundschaft über seine Mündel führte Bolko mit großer Treue, und als ein kluger politischer Mann auch zu ihrem Vorteil. Herzog Heinrich von Glogau und Herzog Wladislaus Lokietek kämpften mit einander um den polnischen Königsstern. Diesen Umstand benutzte Bolko, um dem Herzog Heinrich von Glogau jetzt einen Teil der Länder zu entreißen, die dieser dem Herzog Heinrich V. von Breslau und Liegnitz so grausam abgepreßt hatte. Er nötigte ihn, Bunzlau und Haynau wieder herauszugeben und schlug Bunzlau zu seinem Gebiet, Haynau aber zu dem seiner Mündel. Überhaupt behandelte er seine Mündel wie

seine Kinder und teilte seine und ihre Einnahme in gleiche Teile für sich und seine Mündel. Während der Vormundschaft ist Bolko nicht nur mit der Geistlichkeit, sondern auch mit den Bürgern von Breslau in Streit geraten, denen seine Strenge nicht gefiel. Sie mußten sich aber endlich doch vor ihm demütigen und zum Zeichen ihrer Unterwerfung ihre Stadtmauern vier Ruten lang niederreißen und zusehen, wie Bolko durch diese Öffnung seinen Einzug hielt. 1301.

Dieser Einzug ist aber auch sein letzter Triumph gewesen. Er starb noch als rüstiger Mann von 47 Jahren am 9. November 1301. Die Nachwelt hat ihn den Ruhmvollen genannt. Er hinterließ unter der Vormundschaft seines Schwagers, des Markgrafen Hermann von Brandenburg, drei unmündige Söhne, die die ererbten Länder so unter sich teilten, daß Bernhard Schweidnitz, Bolko II. Münsterberg und Heinrich Jauer erhielt.

Es darf nicht auffallen, daß der so praktische Fürst, der selbst erfahren hatte, wie alle Macht in der Größe des Besitztums liegt, sein mühsam zusammengebrachtes Land nicht ungeteilt dem ältesten Sohne hinterließ. Es ging nach damaligem Recht nicht anders, da noch kein Modus gefunden war, die jüngeren Söhne zu entschädigen. Anderswo wars auch nicht anders. Hat es doch noch über ein Jahrhundert gedauert, ehe Kurfürst Albrecht die Brandenburgische Hausordnung gab.

Nach Volkos Tode fielen die schlesischen Herzogtümer eins nach dem andern der Krone Böhmens anheim. Es kam zuletzt von allen und auf legalem Wege an Kaiser Carl IV., der sich mit Anna von Jauer (Tochter von Heinrich, einem Sohne Bolko I.) vermählt hatte. Bolko II. von Schweidnitz und Jauer verschrieb, da sein einziger Sohn frühzeitig gestorben war, am 4. Juli 1353 seiner Nichte, der Kaiserin Anna, seine Länder, nur mit dem Vorbehalt, daß seine Gemahlin Agnes dieselben für die Zeit ihres Lebens besitzen sollte. König Wenzel IV. von Böhmen (Sohn und Erbe der Kaiserin Anna) beließ seiner Großmutter, der Herzogin Agnes, diese Länder, darunter auch die Herrschaften und Burgen Jobten, Kynau, Hornschloß, Freudenschloß, Friedland, Fürstenstein und Tschehaus als Leibgedinge und Wittum ungestört. Agnes wählte die Burg Tschehaus gern zu ihrem Sommersitz und hat auch von dort aus mehrere Urkunden unterzeichnet.

Bis zu ihrem Tode (1392) blieben ihr die Fürstentümer als Leibgedinge überlassen, dann fielen sie, wie oben bemerkt,

an Böhmen. Damit traten auch in der Verwaltung des Landes bedeutsame Veränderungen ein; an Stelle der Burggrafen, von denen solche in Schweidnitz, Striegau, Bolkenhain, auf dem Kynsberge, auf dem Hornschloß, auf Freudenburg und dem Fürstenstein genannt werden, traten nunmehr Landeshaupfleute, denen die Obliegenheiten der Burggrafen für einen größeren Bezirk, also hier für die Fürstentümer Schweidnitz, Jauer übertragen wurden. Ebenso veränderten sich die Verhältnisse der bisherigen adligen Grundherren der Krone gegenüber. Sie hatten früher ihre Besitzungen als zinsfreies Erbe besessen, traten aber allmählich zum Könige von Böhmen in ein Lehnsverhältnis. Die Burg mit ihrem Gebiet wurde dem Inhaber pfandweise gegen Erlegung einer bestimmten Pfandsomme, Pfandschilling genannt, überlassen. Bei Wiedereinlösung oder anderweitiger Vergebung des Burglehns wurde die Pfandsomme zurückgezahlt.

III.

Die vermeintliche Burg Friedland.

Eine alte Sage erzählt: „Die Burg Friedland soll ihren Namen der zu Anfang des 14. Jahrhunderts erbauten Stadt Friedland als Erbteil hinterlassen haben. Die Spuren ihres einstigen Vorhandenseins sind verschwunden. Es soll aber die Burg, wie auch Müller in seinen „Vaterländischen Bildern“ erzählt, zu Ende des 13. Jahrhunderts (um 1280) von Herzog Bolko I. von Schweidnitz-Jauer auf dem heutigen Kirchberge, nahe der heutigen Stadt Friedland, aus Steinen errichtet worden sein. Die Lage derselben, am Eingange von böhmischer Seite in das Friedländer Tal, war zur Verteidigung der Grenze gut geeignet. In der Nähe der Burg siedelten sich nach und nach Bewohner des Tales an und die neue Kolonie nahm den Namen der Burg Friedland an, die den Zweck hatte, das hinter dem Heidelbergberge nach Böhmen vorgeschobene Taland mit den Ortschaften Friedland, Altfriedland, Göhlenau, Raspenau, Rosenau, Schmidtsdorf und Neudorf (im Süden und Osten vom Königreich Böhmen umgrenzt) in Frieden gegen die Einfälle der feindlichen Böhmen zu erhalten.“

„Nach anderen Mitteilungen soll Bolko I. von Schweidnitz um das Jahr 1280 an der Stelle der heutigen Stadt eine Grenzburg gegen Böhmen erbaut haben, um die sich schon 1325 eine Ortschaft ansiedelte, die 1350 und 51 dem Martin von Schwenkfeldt, 1355 den Gebrüdern von Schwenkfeldt (seinen Söhnen) gehörte, aber 1427 in der Hussitenzeit nebst dem Schlosse bis auf den Grund zerstört wurde, so daß in den fünfziger Jahren des 15. Jahrhunderts mehrere Urkunden, die alle Städte und Schlösser des Fürstentums Schweidnitz-Sauer aufführen, von Friedland nichts mehr wissen. Wann dann später die neue Stadt entstanden ist und Stadtrecht erhalten hat, ist unermittelt geblieben. 1497 existierte sie schon wieder und gehörte zur Herrschaft Fürstenstein.“

Den unverbürgten Mitteilungen dieser Sagen gegenüber berichtet auf Grund archival. Mitteilungen der Fürstlich von Pleß'sche Bibliothekar P. Kerber, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts Friedland überhaupt nicht in den Grenzen des Fürstentums Schweidnitz gelegen, vielmehr zu Böhmen gehört habe. Er sagt: Es bietet sich kein geschichtlicher Anhalt dafür, daß dieses Zugehörigkeitsverhältnis zu Bolko I. Zeiten ein anderes gewesen sei, vielmehr verdient hervorgehoben zu werden, daß die auf die Fürstentümer Schweidnitz-Sauer Bezug habenden Archivalen aus der Zeit bis 1350 keine Nachrichten über Friedland enthalten. Im 14. Jahrhundert gehörte Friedland nebst einem in das heutige Königreich Böhmen hineinreichenden Güterkomplex zu der Bergfeste Freudenburg (lies Seite 29). In Verbindung mit diesem Zubehör findet Friedland von 1350 ab überhaupt seine erste urkundliche Erwähnung und zwar in dem Glazer Amtsbuche von 1346–1390. Alle mit der Herrschaft Freudenburg abgeschlossenen Verträge sind nur dort eingetragen, welcher Umstand darauf hindeutet, daß damals die Herrschaft Freudenburg und mit ihr Friedland nicht zum Fürstentum Schweidnitz-Sauer, sondern zu Böhmen gehörte. Als um die Zeit von 1350 Bolko II. sich bemühte, die friedestörenden Burgherren im Waldenburger Gebirge unschädlich zu machen, blieb das Besitztum Freudenbergs ausgeschlossen, jener Ausschluß darf auch auf die Stadt Friedland bezogen werden. — Die frühere Zugehörigkeit zu Böhmen erhellt auch daraus, daß Kaiser Carl IV. als König von Böhmen 1356 dem Hersko Rozdialowicz Freudenburg nebst Friedland für eine gewisse Summe Geldes verkaufte. Erst die Erklärung Rozdialowicz, daß er, falls die Herrschaft

dereinst dem böhmischen Könige wegen dessen Abwesenheit oder aus anderen Gründen nicht zurückgegeben werden könne, die Übergabe an den Herzog Bolko von Schweidnitz und die Erzbischöfe zu Olmütz und Minden geschehen lassen wolle, deutet darauf hin, daß ein Anfall des Freudenburger Herrschaftsgebietes an die Fürstentümer in Aussicht genommen war. Tatsächlich trat der Anfall später ein; Zeit und nähere Umstände sind jedoch nicht bekannt, vermutlich erfolgte der Übergang nach Bolkos Tode behufs Erweiterung des Leibesgedinges seiner Witwe, der Herzogin Agnes, die 1369 für ihre Lebenszeit das Haus Freudenberg mit allem Zubehör dem Preklaw von Pogrell (späteren Burggrafen auf Freudenberg) aufläßt.

Nach dem Kirchenbrande 1646 wurde auf dem Kirchberge ein hölzerner Blockenturm auf fester Grundlage erbaut; 1744 und 1757 legte die preuß. Besatzung zum Schutze gegen die Oesterreicher auf dem Kirchberge und an der Grenze entlang Schanzen und Blockhäuser an; dem einen oder dem andern Zweck mag die Mauer daselbst, deren Reste heute noch zu schauen sind, gedient haben. — Das Burghaus am Obersand, von dem man heute noch spricht, ist jedenfalls nur ein massives bürgerliches Privathaus, denn als Graf Maximilian von Hohenberg, Sohn des Grafen Hans Heinrich II. auf Fürstenstein, den Rittersitz Friedland mit den zugehörigen Ortschaften, ein von der Herrschaft Fürstenstein abgesonderter Erbschaftskomplex, 1669 erblich überwiesen erhielt, nahm seinen Wohnsitz nicht in Friedland, sondern in Böhlenau, in dem dortigen Herrenhaus, das nach seinem Tode abbrannte und nicht wieder aufgebaut wurde. — Wenn auch im Stadtwappen Friedland ein mit Zinnen und zwei Tortürmen ausgestattetes Burgtor sich befindet, so ist dies kein hinreichender Beweis für eine wirklich vorhanden gewesene Burg, denn nirgends ist in der Geschichte eine Burg Friedland erwähnt. Das Wappenbild erklärt sich wahrscheinlich dadurch, daß irgend ein Edelmann als Besitzer des Ortes nach damaliger Sitte das Bild seines Familienwappens in das Wappen der Stadt hat aufnehmen lassen.

Durch die archival. Mitteilungen des P. Kerber ist demnach erwiesen, daß Bolko I. nicht eine Burg zu Friedland erbaut hat, und daß Friedland zu Böhmen gehörig, in den Urkunden nur die Bezeichnung „Stadt“ (als Zubehör zu Freudenburg), nicht aber die Bezeichnung „Burg“ erhalten hat. Was die Sage erzählt, ist eben nur Sage.

Freudenburg.

Die Freudenburg oder das Freudenschloß, zur Standesherrschaft Fürstenstein gehörig, liegt oberhalb Görbersdorf und Reimswaldau im Heidelgebirge, unfern des Heidelberges, auf einem sich vom Stock des „Dürren Gebirges“ gegen Osten nach dem Tale des Freudenwassers abzweigenden Grate, etwa 3 km oberhalb von Görbersdorf. Ein Fußpfad führt zu ihr von Ober Reimswaldau durch dichten Laubwald. Vom Tale aus sind die auf dem östlichsten Punkte des Grades aufsteigenden verwachsenen Trümmer kaum bemerkbar; gegen Westen ist der von Natur ohnehin gut geschützte Höhenrücken durch zwei tiefe Gräben geschieden, die auch als natürliche Einsattelungen betrachtet werden können. Hier, auf der Angriffsseite, steht noch ein etwa 7 Meter hoher aus Bruchstein errichteter Wartturm, kreisförmigen Grundrisses, nur mittelst einer Leiter vom Obergeschoß aus zugänglich. Er ist stark unterminiert. Die übrigen, eine etwa 30 Meter lange und 15 Meter breite Hochplatte ausfüllenden Gebäude liegen in Trümmern.

1. Geschichte der Freudenburg.

Von ihr ist wenig bekannt. Sichere auf Urkunden gestützte Mitteilungen darüber gibt uns Archivar P. Kerber, auf die nachstehende Darstellung gegründet ist.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts bemühten sich deutsche Kolonisten, den nördlichen Teil der heutigen Herrschaft Fürstenstein urbar zu machen, während von der böhmischen Seite her Braunauer Klosterbrüder in das berge- und wälderreiche Steine-Flußgebiet kultivierend vordrangen. An den westlichen Ausläufern des Heuscheuergebirges, der Steny, in der Gegend von Politz, war die Arbeit der letzteren auch von Erfolg begleitet, deshalb schenkte der böhmische König Przemislaus im Jahre 1213 seinen Politzer Besitz dem Braunauer Stift. Das

geschenkte Gebiet reichte mit seinem nördlichsten Grenzpunkte bis an die Quelle des Steinestlusses am Schwarzen Berge südlich von Waldenburg. Da in der Schenkungsurkunde die Gegend von Udersbach und Bekelsdorf den Klosterbrüdern verliehen wurde, darf man annehmen, daß das gesamte schlesische Flußgebiet der Steine, soweit es die Herrschaft Friedland (mit den Ortschaften Friedland, Altfriedland, Böhlenau, Raspenau, Rosenau, Neudorf, Schmidtsdorf) und Dorfmark Langwallersdorf umfaßt, dem Kloster (Braunau) als Eigentum zugewiesen wurde. Diese Annahme wird sogar durch eine Urkunde des Herzogs Boleslaus II. von Schlesien und Polen und seines Bruders Conrad bestätigt. In ihr gaben diese 1429 den Eremiten von Grüssau das Recht, neue Dörfer nach deutschem Recht auszusetzen. Dabei wurde als südöstliche Grenze ihres Bereiches die den Brüdern von Politz in Böhmen gehörigen Wälder bezeichnet, die ihren Anfang an der Camena gora nahmen, dem Steinberge südlich von Waldenburg, auf dem der Fluß Lesk (Lässigbach) entspringt und das Dorf Steinau liegt.*) Es lief also die Grenze mit Böhmen ursprünglich nördlicher als jetzt, und ein Teil des Waldenburger Kreises (Friedland und Umgebung) gehörte zu Böhmen. Die Grenze Böhmens bildete im Norden der Lässigbach, der Sahnberg und der Schwarze Berg, im Osten lief sie vom Dorfe Steinau über den Heidelberg. Der unweit der Freudenburg gelegene „Grenzberg“ wurde von der östlichen Grenzlinie berührt und hat wahrscheinlich daher seinen Namen erhalten.

Von dem Klosterbesitz gingen schon im 13. Jahrhundert einzelne nördlich gelegene Teile in weltlichen Besitz über; nach und nach hatte sich der Güterkomplex durch Teilung und Abverkauf zersplittert. Unter mancherlei Besitzveränderungen hatte sich im Norden des ehemaligen Klostergebietes allmählich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts eine besondere selbstständige Herrschaft gebildet. Ihr Stammsitz — nach welchem sie auch benannt wurde, — war die östlich von Görbersdorf gelegene Burg Freudenberg.

*) Steinau liegt auf dem höchsten Plateau des Waldenburger Berglandes, wo Pashplan und Kuhplan eine weite Ebene bilden, auf der die Bäche und Flüsse entspringen, die in die Täler des Kreises ihren Abfluß nehmen. Die Stein-Aue könnte diese Fläche genannt werden, denn hier werden, wie auf den „Langen Brachen“ bei Tannhausen, die meisten Steine gefunden, die nach Glätte und Schliß erkennen lassen, daß sie einst dem Meeresboden angehörten oder von Gletschern berührt wurden. Geologen dürften hier wie dort ihr Interesse berechtigt finden.

Die Nachrichten über Freudenburg reichen nur bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück. Zur Regierungszeit Bolko I. und Bolko II. bildete sie einen Teil des Königreiches Böhmen; daher können diese Schweidnitzer Herzöge die Freudenburg nicht erbaut haben, vielmehr ist anzunehmen, daß sie von einem böhmischen Besitzer seiner Zeit erbaut worden ist. — Auch in kirchlicher Beziehung gehörte die Herrschaft Freudenberg im 14. Jahrhundert zu Böhmen in die Prager Diözese zum Diakonat Braunau, dem die Kirchen von Friedland und Langwaltersdorf untergeordnet waren und ihren Dezem zu entrichten hatten. — Alle Amtshandlungen der Herrschaft Freudenburg sind bis 1355 in das Gläzer Amtsbuch eingetragen.

Woher die Burg den Namen „Freudenschloß“ erhalten hat, ist unbekannt. Sicherer Nachrichten zufolge war die Burg um die Zeit 1350 und den folgenden Jahren der Stammsitz einer umfangreichen Herrschaft, zu der (nach Regesten des Stillsfried v. Rattowitz) folgende Güter gehörten:

- I. In Schlesien, im Kreise Waldenburg: das Haus Bredenburg (jetzt Ruine Freudenschloß), Friedland (Stadt Friedland), Geylnaw (Göhlenau), Walthersdorf (Langwaltersdorf), Rosnaw (Rosenau), Rasponaw (Rapsenau), Fredelandisdorf (Alt Friedland), Halbedorf (Halbstadt), Smedisdorf (Schmidtsdorf), Girebrechtisdorf (Görbersdorf);
- II. In Schlesien, im Kreise Landeshut: Kindisdorf (jetzt Kindelsdorf), sonst zu Kloster Grüssau gehörig;
- III. In Böhmen: Merkilsdorf und Bernhiersdorf (Merkelsdorf und Wernersdorf).

In den Jahren 1350 und 51 besaß die Herrschaft ein Herr Mertyn von Swenkinvelt (v. Schwenkfeldt). Es muß derselbe viel verschuldet gewesen sein, denn nach den Auszügen aus dem Gläzer Amtsbuch fordert Hans Wusthube von ihm und auf seine Güter 600 Schock Prager Groschen; kurze Zeit darauf fordert und verlangt von ihm ein Diko von Hugwitz (Haugwitz) 600 Schock und 6 Groschen auf das Haus zu Freudenberg, das Städtchen Fredeland und die zugehörigen Dörfer. — Infolge dieser Verschuldung traten im Jahre 1355 die Gebrüder Reynecz, Hanns und Terislaw (wohl sicher die Söhne des Mertyn v. Schwenkfeldt) für die Schuld von 600 Schock, die auf das Haus zu Freuden-

berg, auf das Städtchen Friedland und die Dörfer Waltersdorf, Böhlenau, Wernersdorf, Rosenau, Merkelsdorf, Fredelandisdorf, Raspenau, Kindelsdorf, Halbdorf, Schmidtsdorf und Görbersdorf für Diko v. Haugwitz eingetragen ist, an denselben das Dorf Fredelandisdorf, das Halbedorf und Neudorf mit allen Rechten und Gerechtigkeiten ab. — (Halbstadt wurde künftig nie mehr zur Herrschaft zurückgekauft, während Altfriedland und Neudorf bald wieder 1497 an dieselbe zurückfielen.)

Nach einer Notiz in einem Schweidnitzer Coder hat Bolko II. im Sinne des ihm befreundeten böhmischen Königs Carl IV. (der seine Nichte Anna geheiratet), die Raubburgen Schaklar und Freudenburg 1355 eingenommen und anderen Burgherren übergeben. Die eroberte Freudenburg übergab er dem König Carl, der sie mit allem Zubehör an Hersko von Rozdialowicz für die Summe von 3200 Schock Prager Groschen verkaufte. In der Besitzurkunde, aufgestellt zu Prag 1356, ist ausgesprochen, daß Käufer die Freudenburg mit der Stadt Friedland und die dazu gehörigen Drikschaften als erbliches Lehn vom König Carl erhalten, ihm und seinen Nachfolgern den Lehnseid geleistet und sich verpflichtet habe, im Falle des Rückkaufes oder im Falle des Aussterbens der böhmischen Könige den Besitz an Herzog Bolko von Schweidnitz zu übergeben, der ihn der Krone Böhmens zufallen lassen sollte.

Wann der Übergang an die Krone Böhmens erfolgte, ist unbekannt. Nach dem Tode Bolko II. von Schweidnitz (1368) gehörte Freudenburg (nebst Hornschloß und Kynsburg) zum Leibgedinge seiner Witwe, der Herzogin Agnes, die bei ihren Lebzeiten diesen Besitz 1369 dem Preßlaw von Pogrell (späteren Burggrafen von Freudenburg) mit derselben Bedingung des Anfalles an Böhmen überließ. Nach dessen Tode 1388 verkaufte sie die Herrschaft gegen 600 Schock Prager Groschen an Heinrich von Rechenberg und dessen Söhne unter gleicher Bedingung wie oben.

Mit dem Tode der Herzogin Agnes 1392 erfolgte der Anfall der Fürstentümer Schweidnitz-Sauer und der Herrschaft Freudenberg an die Krone Böhmens. Inzwischen war die große Herrschaft durch Teilverkäufe bis auf die im Waldenburger Kreise gelegenen Bestandteile verkleinert worden.

Von den Besitzern der Burgherrschaft aus der Zeit von Ende des 14. Jahrhunderts und Anfang des 15. Jahrhunderts sind uns keine Nachrichten hinterlassen.

Nachdem die Herrschaft zu Ende des 14. Jahrhunderts ein Ritter von Pannewitz besaß, finden wir sie, (so berichtet P. Kerber) in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gleichzeitig mit der Herrschaft Hornsburg in den Händen der Familie von Schellendorf, und da dieselbe Familie 1466 auch in den Besitz des Fürstensteins gelangte, erschienen seitdem die drei Herrschaften Freudenburg, Hornschloß und Fürstenstein in einer Besitzhand vereinigt. Dieses Verhältnis der Zusammengehörigkeit findet 1497 seine weitere urkundliche Bestätigung und hat auch im weiteren Verlauf der Zeit, abgesehen von vorübergehenden geringen Abzweigungen keine Veränderung erhalten.

Nach sagenhaften Mitteilungen soll von 1483 ab die Freudenburg dem von Fürststein vertriebenen Raubritter Hans Schellendorf zeitweise zum Zufluchtsorte gedient haben und deshalb 1497 zerstört worden sein. Nach anderen Mitteilungen ist das Freudenschloß sowie das Hornschloß 1426 von den Hussiten eingenommen worden, die von ihnen aus Räubereien trieben, bis die Raubburgen 1443 von den Breslauern, die sich mit dem Herzog von Troppau und Münsterberg verbunden hatten, zerstört wurden. Bei dem Einfall der Hussiten wurden die Ortschaften Langwaltersdorf, Reimswaldau, Olbersdorf*) und Görbersdorf verwüstet. — Über Zeit und nähere Umstände der Zerstörung der „Burg“ hinterläßt uns die Geschichte keine verbürgten Nachrichten. — Christoph v. Hochbergs Witwe Euphemia ordnete Montag nach Oculi 1542 an, „daß alle Scholzen, so zum Schloß Freudenhau gehören, das Bier in Friedland und nirgends anders nehmen sollten.“ Diese Verordnung läßt die Annahme zu, daß die für das Jahr 1497 angegebene Zerstörung der Burg entweder gar nicht stattgefunden hat oder keine gänzliche gewesen ist, oder daß nach erfolgter Zerstörung die Bezeichnung „Schloß“ und „Burg“ Freudenhau nur nominelle war.

Die Bezeichnung der Herrschaft nach dem Stammsitz „Freudenberg“ erhielt sich bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Dann von 1624 ab ist die Herrschaft nach der ihr zugehörigen Stadt Friedland benannt worden. —

*) Olbersdorf, wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert angelegt, wurde noch 1497 urkundlich erwähnt, dann im Kriege verwüstet und ist zuletzt ganz von der Bildfläche verschwunden.

2. Sagen aus der Friedländer Gegend.

Das Bergdorf Raspenau.

Unweit des ehemaligen grüßauischen Städtchens Schömberg und des hochbergischen Friedland liegt weit ab von der großen Heerstraße, nahezu weltverloren in einem Engtale das Dörfchen Raspenau.

Auf zwei Seiten wird es von langgestreckten Bergrücken begrenzt. Die Taleingänge bilden hochgelegene Engpässe, so daß den Dorfbewohnern der Ausblick in die Ferne, insbesondere nach dem nahen Friedland verdeckt ist. Wer zum erstenmale in das Tal eintritt, wird durch das Auffinden des Dörfchens überrascht. Der Ort führt den seltenen Namen Raspenau. Er hat zwar nicht die reiche Industrie an Marmor- und Kalksteinbrüchen wie der gleichnamige Ort bei Friedland in Böhmen, ist aber durch seine Sandsteinbrüche der Weltvergessenheit entrisen und im letzten Jahrhundert weiter bekannt geworden. Das Alter des Dorfes ist unbekannt, vermutlich besteht es ebenso lange wie Friedland. Um das Jahr 1420 zählte es wenig mehr als zwanzig Hütten, die am östlichen Eingang des Tales ziemlich zusammengedrängt lagen, gleichsam als Wächter des Engpasses gegenüber der Herrschaft Friedland. — Das Dörfchen gehörte zur Herrschaft Freudenburg, dessen äußersten Grenzpunkt es gegen die Güter des Klosters Grüßau und die Herrschaft Adersbach bildete. Hauptort der Herrschaft Freudenburg war das Städtchen Friedland, während ihr Besitzer auf dem Freudenschlosse (unweit des Heidelberges) residierte.

Der Herr von Freudenburg

war ein strenger Mann, aber auch gerecht. Er forderte mit unerbittlicher Strenge die Pflichterfüllung seiner Untertanen oder Leibeigenen, belohnte aber auch treue und außerordentliche Dienste mit Geld oder Grundstücken, allerdings mit beschränkter Benutzung. Der Graf von Freudenburg kam oft in seinen Grenzort Raspenau, um die Arbeit seiner Leute zu besichtigen.

Einer derselben, Christoph Köhler, stand in hoher Gunst bei ihm wegen der Treue, die er seinem Herrn bewiesen hatte. Der Besitzer von Adersbach wollte das Schloß Freudenburg mit Raubanschlag überfallen. Dies hatte Köhler erfahren und verriet den Anschlag seinem Herrn, der sich nun dagegen sichern konnte. Aus Dankbarkeit machte ihn der Graf zum Schulzen des Dries und überließ ihm das größte Haus im Dorfe und die meisten Acker, die er zum größeren Teil für eigenen Nutzen verwenden durfte.

Die Einfälle der Hussiten.

Um das Jahr 1420 wütheten die Hussitenkriege sehr heftig und die Bewohner Schlesiens, besonders die an der böhmischen Grenze, wurden lange Zeit durch die Einfälle der Hussiten, die aus Böhmen herüberkamen, in Angst und Schrecken versetzt. Im Jahre 1426 waren sie über Trautenau hereingebrochen, ohne die Herrschaft Freudenburg zu berühren. Dagegen bedrohten sie im nächsten Jahre auch Friedland und Freudenburg.

Es war am 26. Juli 1427, als Köhler seinen Knecht nach Schömberg geschickt hatte, um dort Waren zum Lauffeste seines neugeborenen Töchterleins zu holen. Schon nach kurzer Zeit kam er unerwartet ohne Waren zurück. Er war geflohen und erzählte mit beklommenem Atem, daß die Hussiten das hl. Kloster Grüssau gestürmt und geplündert, und eine Anzahl Geistliche ermordet hätten, sie seien auf dem Wege, Schömberg zu überfallen. Ein großer Teil der dortigen Einwohner habe das Städtchen schon verlassen und sei nach Böhmen in die Wälder geflüchtet. Er sei daher wieder umgekehrt. Auf dem Raspenberge habe er Leutmannsdorf brennen sehen und seine Schritte zur Heimkehr beschleunigt. In Boglinsdorf habe er vernommen, daß die Hussiten den Besitzern von Freudenburg und Hornsberg einen Besuch zgedacht hätten.

Als Köhler diese Schreckensbotschaft vernommen hatte, versammelte er die Einwohner des Dorfes und teilte ihnen dieselbe mit. Die Einwohner waren weniger um ihr eigenes Schicksal als um das ihres Herrn besorgt. Fünfzehn junge rüstige Männer erboten sich, ungesäumt ihrem Ritter in der drohenden Gefahr zu Hilfe zu ziehen. Die Hussiten hatten ihm Rache auf Leben und Tod geschworen, weil er sich bei den früheren Zügen der Schlesier nach Böhmen beteiligt hatte. Die Einwohnerschaft begleitete die Kämpfer bis an den Engpaß. Der Himmel war vom Feuer geröthet und von Schömberg her vernahm man ein Heulen und Jammergeschrei. Die mutige Schar schritt über Rosenau nach Friedland und Freudenburg. Die Zurückgebliebenen fielen auf die Knie und flehten zu Gott um günstigen Ausgang der Sache. Inzwischen waren Flüchtlinge von Schömberg angelangt und meldeten, daß jedenfalls eine Rotte Hussiten durch das Raspenauer Thal vordringen werde. Da war Jammer und Geschrei bei den Talbewohnern sehr groß. Sie wachten die Nacht hindurch. Am frühen Morgen hatte sich der Himmel mit Gewitterwolken umzogen; Blitze zuckten durch die Wolken und der Donner fing an zu rollen. Die Verzweiflung der Leute war groß. Da wurde es plötzlich um sie lebendig. Hunderte von kleinen Zwerggestalten umgaben sie hüpfend und tanzend. Es waren

Die Zwerge oder Quargmännel.

Diese bewohnen die zerklüfteten Sandsteinfelsen zwischen Raspenau und Rosenau. Dort liegen heute noch Sandsteinquadern wie Riesen-

quärge übereinander und bilden Hohlräume, die, wie die Sage erzählt, von den Zwergen als Wohnstuben benutzt werden. Man nennt diese Räume heute noch die Quargstuben und die Zwerglein, die früher darin gewohnt haben sollen, Quargmännlein.

Ihre Zahl war sehr groß. Aus ihren Wohnungen kamen immer nur so viele hervor, als zu einer Arbeit nötig waren. Manchmal aber befanden sich viele Tausende im Freien, die zuweilen plötzlich wieder verschwanden.

Von Gestalt waren die Quargmännlein niedliche behende Zwerglein, manche alt und verschrumpft im Gesicht, andere dagegen jugendlich frisch, alle aber so klein, daß sie unter dem Blatt eines Farnkrautes Schutz finden konnten.

Als Kleidung trugen sie gewöhnlich graue oder schwarze Mäntelchen, rote Strümpfe, schwarze Jacken; nur an Festtagen trugen sie hellrote, ihr König dagegen stets scharlachrote Bekleidung. Eine langgezöpfelte Mütze bedeckte ihren Kopf. Wollten sie sich unsichtbar machen, so zogen sie sich eine Tarnkappe auf.

Trotz ihrer Kleinheit besaßen sie doch auch große Kräfte und vermochten große und schwere Arbeit leichter zu verrichten als der stärkste Mensch.

Sie waren gutherzig und hilfreich. Ihre Kräfte brauchten sie, um den Menschen aus ihren Nöten oder bei ihren Arbeiten zu helfen. Ungerufen kamen sie aufs Feld herbei und arbeiteten auch die Nacht hindurch. Besonders gern halfen sie in der Korn- und Heuernte. Wenn die Bauern am Morgen aufs Feld kamen, sahen sie mit freudigem Erstaunen, wie alles fertig gearbeitet, gewendet und in Haufen gestellt war. Drohte Regen oder Hagel, so heimsten die Zwerge die Erntegarben ein, brachten sie in die Scheunen und schafften durch ihre Hilfe großen Segen. Den Bauern halfen sie die schwerbeladenen Wagen aus tiefen Gründen herauschaffen.

Sie waren aber auch neckisch und rächten sich gern für Bosheiten der Menschen. Der Scholze von Trautlieborsdorf hatte einst mit der Peitsche nach ihnen geschlagen. Als derselbe später mit einem schweren Fuhrwerk in einem Morast stecken blieb, hielten die Quargmännlein die Wagenräder so fest, daß er viele Tage brauchte, um den Wagen fortzuschaffen zu können.

Hatten sie aber zu einem Einwohner Zutrauen gefaßt, so kamen sie im Winter bei strenger Kälte des Abends in sein Haus, legten sich auf den Backofen schlafen und gingen beim Morgengrauen unter Dankfügungen wieder fort. Besonders gern nahmen sie an Kindtaufen und Hochzeitsschmausen teil, mischten sich unter die Gäste, aßen, tranken, jubelten mit ihnen und trieben mancherlei Neckereien. Mochte man sie nicht leiden, so nahmen sie es sehr übel, zogen sie die Tarnkappe auf und verschwanden.

Einst ging ein Quargmännlein zu einem Hochzeitsjhmaus in Friedland und nahm sich einen Bauernburschen aus Raspenau mit, den es mit einer Tarnkappe versah und ihn also unsichtbar machte. Als bei dem Wirt die Gäste sich beschwerten, daß alles Essen, das auf den Tisch käme, so schnell verschwinde, und man nicht wisse, wo es hinkäme, nahm der Zwerg dem Jungen seine Kappe ab, so daß er sichtbar ward und als Bertilger der Mahlzeit erkannt wurde, worauf ihn die Gesellschaft durchprügelte und zur Türe hinauswarf.

Wurden die Quargmännlein von den Leuten zu einem Gastmahl geladen, dann zeigten diese sich dankbar, indem sie dem Gastgeber die Festtafel mit allerlei kostbaren Speisen und Getränken füllten, ohne daß jemand wußte, woher sie kamen. Dabei neckten sie nicht selten die Gäste. Griff z. B. mancher mit der Gabel nach einem Stück Fleisch, so war es, ehe er es zum Munde führen konnte, von der Gabel verschwunden, nicht wissend, wohin es gekommen. — Dankbar erkannten es die Quargmännlein an, wenn sie auf ihren Ausflügen von Fuhrwerkern aufgefordert wurden, auf ihren Wagen Platz zu nehmen. Gewöhnlich erhielt derselbe dann von ihnen eine Belohnung.

Im Walde halfen sie den Beeren- und Holzweibern auch gern bei ihrer Arbeit. Als sie einst einem Bauernweibe die Krüge hatten füllen helfen, zeigte diese sich zuletzt noch undankbar und stieß die Zwerglein mit den Füßen. Doch sie war nicht wenig erschrocken, als sie daheim ankam und ihre Krüglein anstatt mit Beeren mit Ungeziefer gefüllt sah, das ihr die Zwerglein hineingezaubert hatten.

Die Quargmännchen hatten verschiedene Eingänge in ihre Höhlen, die meist in Wandspalten bestanden. Durch die Spalten drang ein helles magisches Licht hervor. In der Nacht hörte man innen ein ununterbrochenes Schmieden, Feilen und Sägen; an Sonn- und Feiertagen war jedoch alles still.

Besuch bei den Zwergen.

Als die Raspenauer Flüchtlinge sich von den wunderbaren Quargmännlein umringt sahen, ward ihnen wunderbar zumute. — Die Zwerglein winkten ihnen zu, mit in ihre Höhlen einzutreten. Die Leute folgten und wurden von alten Zwergen in die Quargstuben geführt. Eine Weile ging es durch einen dunklen Gang, dann öffnete sich plötzlich ein großer weiter Raum, in dem sich heller Lichtschein verbreitete. An den Wänden ringsherum saß eine Anzahl Zwerge und arbeitete, ohne aufzuhören, an Eisen-, Gold- und Silberwaren. Von der Decke hingen fertige Harnische, Degen, goldene Leuchter usw. Man schritt durch einen Gang weiter und gelangte in einen zweiten Saal, der mit reich verzierten Möbeln ausgestattet war. Auf zierlich vergoldeten Tischen befanden sich Speisen und

Getränke in reicher Menge. Die Flüchtlinge folgten der Einladung und genossen hiervon. Als sie sich satt gegessen hatten, schliefen sie. Nach langem Schlaf wurden sie von den Zwergen durch die Tagesöffnung ins Freie geführt. Als sie sich umschauten, waren Begleiter und Freunde verschwunden. Sie befanden sich in einem großen Walde, an dessen Saume sie einige Hütten stehen sahen, die sie vollständig leer fanden.

Am andern Tage gingen sie im Tale weiter und kamen zu einigen bewohnten Hütten. In einer derselben fanden sie ein altes Mütterchen, von dem sie erfuhren, daß auf dem Platze früher Friedland gestanden habe, welches vor zehn Jahren von den Hussiten zerstört worden sei. Die Flüchtlinge hatten also 10 Jahre bei den Zwergen in der Höhle geschlafen und sie meinten, es wäre nur eine Stunde gewesen. Auf die Frage, was aus Raspenau geworden, antwortete das alte Mütterlein, daß dasselbe ebenfalls vernichtet worden, jedoch von fremden Zugütlern wieder aufgebaut worden sei. Der Herr von Freudenburg sei von den Hussiten ermordet und seine Burg zerstört worden. Aber das Schicksal der tapferen Männer, die ihrem Herrn zu Hilfe eilen wollten, konnte es nichts berichten, es meinte, jedenfalls werden sie umgekommen sein. — Die Leute kehrten nicht nach Raspenau zurück, sondern bauten sich Hütten auf dem neugefundenen Platze und gaben der neuen Ansiedlung den Namen „Höhlenau“, woraus später „Böhlenau“ geworden ist.

In dem 30jähr. Kriege sollen die Zwerge noch oft guten Menschen bei Bergung ihrer Schätze behilflich gewesen sein. Später sind die Zwerge verschwunden, aber ihre Wohnungen sind noch vorhanden und werden **Quar g st u b e n** genannt.

*

Die Sage von den Quargmännlein erinnert an die vielen Sagen, die uns von den winzigen Männlein berichten, die in den Bergen oder in den Wäldern hausen, gern mit den Menschen verkehren und je nach Laune ihnen helfen oder schaden. Man nennt sie Fenixe oder Venusmännchen, auch Zwerge oder Querge. Die hiesigen wurden Quargmännchen benannt und sind nach Gestalt und Verhalten den Heinzelmännchen ähnlich.

Mit den Sagen von den Quargmännchen bei Friedland sind die Sagen von den Zwergen bei Grüssau nahe verwandt. Zwischen Görtelsdorf und Leutmannsdorf liegen die Zwergsteine, die von Zwergen der allerkleinsten Art, nur zwei Spannen lang, bewohnt werden; außerdem bewegen sich diese mißgestalteten Geschöpfe auf Gänsefüßen, was sehr komisch anzusehen war. Den Menschen wichen sie scheu aus; begegneten sie ihnen jedoch, so zeigten sie große Freundlichkeit, die nicht immer ehrlich gemeint war, was folgende Sage bestätigt.

Die Brautwerbung.

Während ein Bauer an einem schönen Herbsttage seinen Acker bestellte, erschien ihm ein langbärtiger Zwerg, angetan mit einem grauen Mantel und einer spitzen Kapuze, und beehrte keck des Bauern Tochter zur Braut. Hohnlachend entgegnete der Gefragte: „Wie kannst du kleiner gänsefüßiger Wicht meine große schöne Tochter zur Frau begehren!“ Aber diesen Bescheid erbost, sprang der Zwerg wütend am Bauer empor, versetzte ihm eine schallende Ohrfeige und verschwand. Verdußt stand der Bauer eine Weile auf demselben Fleck und wußte nicht, ob es Einbildung oder Wirklichkeit war, was er soeben erlebt hatte; dann aber ging er eilend heim. Von einer bösen Ahnung ergriffen, fragte er bald nach seiner Tochter; sie war aber nirgends zu finden. Man suchte viele Tage lang an allen Orten, man wartete umsonst von Woche zu Woche; das Mädchen war und blieb verschwunden.

*

Wegen dieses Raubes entstand Feindschaft zwischen den Menschen und den Zwergen. Um solcher zu entgehen, beschloßen die Zwerge nach Schweidnitz zu ziehen. Der Bauer Förster mußte den Leiterwagen stellen, der war so dicht besetzt, daß viele Zwerge an den Sprossen der Leitern hingen. In Schweidnitz angelangt wurde der Fuhrmann nach der Schuldigkeit gefragt. Dieser aber, froh darüber, daß er die lästigen Zwerge los sei und den Landeshuter Kreis davon befreit habe, verlangte nichts. Da fehlten ihm die Zwerge einen schweren Korb auf den Wagen. Auf der Heimfahrt gewahrte der Fuhrmann, daß blankes Gold im Korbe war. Seines Schatzes aber wurde er erst froh, als er ihn in seinem Hause sicher geborgen hatte.

Der Goldberg.

Die alten Burgherren der Freudenburg sollen unermesslich reich gewesen sein, so daß sie ihre Schätze im Schlosse nicht unterbringen konnten, sondern vor dem Schlosse über einen Haufen schüttelten und diesen mit Steinen und Erde bedeckten. Allmählich ist über jenem Schätze der Berg und mit ihm ein dichter Wald emporgewachsen, so daß die verborgenen Edelmetalle nicht mehr zu finden sind. Der Berg aber heißt bis auf den heutigen Tag der **G o l d b e r g**.

* * *

Die Hornburg oder das Hornschloß.

1. Geschichte.

Diese Ruine liegt auf der höchsten Spitze des über 800 m hohen Hornberges, zwischen Reimswaldau und Donnerau und etwa gegen 5 km von Charlottenbrunn und 8 km von Waldenburg entfernt. Auf dem sehr spitzen mit Nadelholz bewachsenen Gipfel, einem Teil des sehr lang ausgedehnten Zuckerberges, findet man noch unverkennbare Spuren eines runden Turmes, von Wallgräben und verwittertem, mit Erdreich bedeckten und Gesträuch überwachsenen Mauerresten.

Zwei bequeme Wege führen von beiden Seiten zur Höhe hinauf. Der eine führt aus dem wildromantischen Reimswaldale aufwärts, bei dessen Besuch man lebhaft an den Fürstensteiner Grund erinnert wird, und der sich über Reimswaldau an dem alten Dorfkirchlein vorbei als bequemer Feld- und Waldweg an der Berglehne bis zum Kegel hinaufzieht. Der andere steigt aus dem Dorftal Donnerau auf und führt entweder direkt nach dem Hornschloß oder über den Langen Berg. Letzterer Weg führt am Ende von Donnerau über einen Teil des Langen Berges, der, weil steil und sogar befahrbar, auch wegen seiner überraschenden Aussicht in das Tal Donnerau, Tannhausen usw. recht anmutig ist. Ehe man den letzten steilen Bergkegel ersteigt, gelangt man in einen Buchenhain, der in dieser bedeutenden Höhe (800 m) als etwas Seltenes erscheint. Am Ende des Weges schreitet man durch ein von der Natur gebildetes Felsentor, das Hirchtor genannt, das früher als äußeres Burgtor gedient haben mag, da bis dahin der Fahrweg führt. Den letzten Bergkegel besteigt man von da auf dem allmählich hinaufführenden Schlangenwege.

Die Platte, auf der die spärlichen Bruchstein-Trümmer der Feste liegen, ist nur etwa 25 m ins Geviert groß, so daß sie nur als letzte Zufluchtsstätte benutzt werden konnte. Bequemer liegt südlich unterhalb des Felsens ein geräumiger, früher mit Tischen und Bänken ausgestatteter Platz, wo jedoch

bei der Schwierigkeit des Zuganges wohl nur wenig umfangreiche Baulichkeiten Platz finden und ein kleines Hauswesen sich ausbreiten konnte. Von der Burg selbst stehen nur noch die Grundmauern eines trotzig nach Reimswaldau herunterschauenden Wartturmes.

Bekannt ist die Burg seit der Stiftungsurkunde des Klosters Grüssau 1292, als deren Zeugen Reinsko, Kastellan im Hornsberg, erscheint. — Während des 14. und 15. Jahrhunderts war sie Lehnsgut der Schweidnitzer Herzöge und ihrer Nachfolger auf dem böhmischen Throne. — Zum Raubnest herabgesunken erscheint Hornsberg 1497 als „zerbrochener Burgfall“.

Das Hornschloß wird auch Hornsberg, Domschloß, Heiden- oder Heinzeltempel genannt, welche Benennungen bisher zu mancherlei fabelhaften Erzählungen Veranlassung gegeben haben. Manche glauben, der Name Hornschloß oder Hornberg komme von einem der frühesten Besitzer derselben, dem sogen. schwarzen Horn her, der Wegelagerei getrieben habe, was jedoch urkundlich nicht bewiesen werden kann. Einer Sage nach soll es ein altes Besitztum der Tempelherren gewesen sein, die im 13. Jahrhundert in Schlesien in ziemlicher Anzahl vorhanden waren; doch läßt sich auch diese Vermutung durch nichts beweisen. Nach anderen mehr zuverlässigen Nachrichten soll die Burg schon 1198 bestanden haben und von Herzog Boleslaus zu einem ansehnlichen Schlosse erweitert worden sein. 1292 und 1299 bei der Gründung des Klosters Grüssau wird genannt Reinczko Schoff, d. i. Reinhard Schoff, Kastellan vom Hornsberge, einer Kastellanei, die von der Familie Schoff erblich verwaltet worden zu sein scheint. — Nach ihm werden noch einige aus diesem Geschlechte, das mit dem jetzigen freien Standesherrn Reichsgrafen von Schaßgotsch verwandt ist, genannt, zu welcher Zeit also diese Burg schon im Besitze der Bolkonen gewesen sein muß.

Im Jahre 1317 soll Herzog Wladislaw vor seinem Bruder Boleslaw III. von Liegnitz (1332) sich auf die damals von Räubern bewohnte Burg geflüchtet haben. Geschichtlich sicher ist aber, daß sie 1369 nach dem Tode Herzog Bolko II. nebst Kynsburg und Freudenschloß zum Leibgedinge seiner Witwe Agnes gehörte, und daß diese die Burg von dem Hofmeister Nikolaus Bolze auf Olbersdorf, Donnerau, Lehmwasser und Märzdorf usw. als Burggrafen verwalten ließ, der

dieses Amt urkundlich auch noch 1373 bekleidete. — In den von Stillsfried v. Raltonitz angezogenen Urkunden von 1360 bis 1420 ist Nicol Bolze mehrfach in der Eigenschaft als Hofrichter und Burggraf als Zeuge genannt. 1369 gelobte König Wenzel in Böhmen der Herzogin Agnes, Witwe des Herzogs Bolko von Schweidnitz und Sauer, bei allen ihren fürstlichen Leibgedingen und Rechten es bleiben zu lassen. Als Zeugen fungierten hierbei eine größere Anzahl schlesischer Burggrafen, unter denen auch Nickel Bolze, Burggraf zu dem Hornsberge, Nickel von dem Ezeisberge, Burggraf zu der Striegau, Friedrich von dem Pechwinkel, Burggraf zu Hirschberg, Bernhard von Zedlitz, Burggraf zu Fürstenstein, Ulrich Schöff, Burggraf zu dem Kinsberge, genannt werden.

Herzogin Agnes belohnte 1372 den Reyncz Schöff (Sohn des Ulrich Schöff, Hofrichter zu Schweidnitz), für dessen treue Dienste mit dem Haus zu Kynsberg und den dazu gehörigen Gütern zu Dittmannsdorf, Hausdorf, Sauernick, Seyfriedisdorf (Seifersdorf), Tannhausen mit allem Zubehör, mehreren Mühlen und Borwerken. Als Zeugen werden neben anderen Nickel Bolze (vom Hornsberge), Preklaw de Pogrell (Herr von Freudental, siehe Freudenburg) und Nicol de Ezeisberg (Zeisburg) genannt. Vorbenannte gleichzeitige Zeugen waren demnach also Zeitgenossen von Nicol Bolze (auch Bolcz oder Bolze geschrieben).

Die Orte Olbersdorf und Märzdorf sind schon lange nicht mehr vorhanden. Sie wurden 1428 von den Hussiten gänzlich zerstört und nicht wieder aufgebaut. Ersterer, auch Albendorf genannt, hatte seine Lage zwischen Reimswaldau und dem jetzigen Lomnitz. Es zählte nachweislich 13 Bauergrüter und 16 Gärtnerstellen. Noch heute können Spuren von ihm im Walde aufgefunden werden. Märzdorf lag in einem engen Waldthal am Märzbach, genannt das Märzbachtal, nahe bei Nieder-Wüstegietersdorf, wo heute die hinteren Teiche sind. Es bestand laut vorhandenen Urkunden aus 17 Bauerhöfen und den dazu gehörigen Häusern.

Im Jahre 1420 soll die Hornburg von einem Raubritter Franz Pogarell auf Freudental und Olbersdorf besessen worden sein. Wenn diese Annahme auf Wahrscheinlichkeit beruht, so dürfte dies ein Nachkomme des Preklaw von Pogrell sein, der von der Herzogin Agnes mit der Herrschaft Freudental (1369) belehnt worden war. — Weniger glaubhaft ist es,

daß diese stattliche Feste 1428 von den Hussiten zerstört worden sei, denn 1429 war sie im Besiz Wenzels von Schellendorf. Diese Familie, die 1463 auch in den Pfandbesiz Fürstensteins kam, blieb 70 Jahre im Besize dieses Bergschlosses, zu dem die sieben Burggemeinden Weisritz, Breitenhain, Schenkendorf, Bärsdorf, Wüstegiersdorf, Donnerau und Reimswaldau gehörten. Von 1483 an soll die Hornburg dem von Fürstenstein vertriebenen Hans Schellendorf viele Jahre als Zufluchtsort gedient haben, und weil Schellendorf auch hier sein früheres Wegelagerergeschäft fortsetzte, 1497 zerstört worden sein. Vom Jahre 1523 wird in Urkunden noch ein Friedrich Schellendorf vom Hornsberge genannt. Es war dieser vielleicht ein Sohn des Vorgenannten, der aber wahrscheinlich noch den Namen von einer der Burgen seines Vaters führte, ohne diese nach schon erfolgter Zerstörung zu besitzen. (Vies: Fürstenstein.)

Lange Zeit wurden in Donnerau, im letzten Hause des Oberdorfes noch zwei von den Steinkugeln aufbewahrt, mit denen die Burg bei ihrer Zerstörung beschossen worden sein soll.

Das Gestein, aus dem der Hornschloßkegel besteht, ist sehr hart und auch die Überreste des Burgmauerwerkes sind von einer ungewöhnlichen Härte, die besonders von der Güte des damaligen Mörtels Zeugnis geben. Die Aussicht von der Höhe aus wird in ihrem Umfange nach Westen zu von dem nahegelegenen Langen Berge und dem höheren Zuckerberge etwas beschränkt, ist aber lohnend. Außer den hier gelegenen Talldörfern des Kreises erblicken wir nach Osten zu das Heuscheuergebirge in seinem ganzen Profil, die hohe Menze und den Glazer Schneeberg; südlich einen Teil Böhmens, das Braunauer Ländchen mit dem Stern, südwestlich das Riesengebirge, näher den Hochwald und Sattelwald; nordwestlich die Gegenden von Striegau, Zauer, Goldberg, Liegnitz; nördlich den Zobten mit den Ebenen Schlesiens über Breslau hinaus und nordöstlich das Culengebirge. Der Standpunkt ist wegen seiner umfassenden schönen Aussicht einer der vorzüglichsten im Waldenburger Gebirge.

Der Besucher des Hornschlosses versäume nicht, von dem Hirschor aus auch den angrenzenden, anfangs etwas steil ansteigenden Langen Berg mit zu besuchen. Das hochgelegene Plateau dieses Berges mit kräuterreicher Wiese bedeckt und von Gebüsch umgeben, gleicht einer duftenden Aue, die zur Lagerung und zur Rast einladet. Zur Zeit des niedrigen

Holzbestandes hatte man von hier aus einen noch umfassenderen Ausblick als vom Hornschloß. In westlicher Richtung den langgestreckten Bergrücken hinabsteigend, gelangt man zum höchsten Berge im Kreise, dem Heidelberg. Dieser Weg erinnert den Touristen an den Kamm des Riesengebirges.

2. Sagen.

Der Bannfluch auf dem Hornschlosse.

Einstmals herrschte auf dem Hornschlosse der gefürchtete Ritter Nikolaus Bolze mit seiner schönen Tochter Hildegard. Die Stiefmutter Ugate behandelte die Hildegard sehr unfreundlich und je mehr diese zur schönen Jungfrau erblühte, desto mehr steigerte sich ihr Haß gegen dieselbe.

Zur Zeit, da Bolze mit seinen Knappen zu einer Fehde nach Neuhaus ausgezogen war, kam vom Zobten her ein junger Rittersmann und warb um Hildegards Hand. Er fand bald die Zuneigung des jungen Ritterfräuleins. Aber auch die Stiefmutter Ugate verliebte sich in den ritterlichen Freiersmann. Sie wußte den Jüngling zu bewegen, ihr sein Herz zu schenken und den Entschluß zu fassen, die Hildegard aus dem Wege zu schaffen, um dann mit ihr nach dem Zobtenberge zu fliehen. Eines Sinnes stießen sie vereint die Hildegard in den Bärenzwinger hinab und rüsteten sich im Ritteraal eiligst zur Flucht nach dem Zobten.

Aber, o Schreck! Im Ritteraal stand plötzlich ein Totengerippe vor ihnen, das hier den beiden Mördern eine schreckliche Zukunft offenbarte.

„Ihr Unglückseligen,“ rief die Erscheinung mit markerkschütternder Stimme, „Euer Wunsch ist erfüllt. Ugate, die Anstifterin des Mordes, weiß schon auf dem Zobtenberge und wird zur Strafe so lange als Bärin in dem dortigen Walde umherirren und Furcht und Schrecken verbreiten, bis sie dem Streiche eines Ritters erliegen und zur Hölle fahren wird. Und du, beförter Rittersmann, sollst als verbannter Geist im Hornschloß hausen. Wirst du eifrig bemüht sein, ehrliche Brautleute glücklich zu machen, so wird einst deine Schuld getilgt und der Bann von dir genommen werden. Die schöne Hildegard, die ihr dem Tode weihet, wird während deiner Verbannung in deiner Nähe sein, bis der begnadete Ritter, der die Bärin am Zobtenberge tödtet, sie als Braut heimführen wird. An diesem Tage soll auch deine Erlösungstunde schlagen.“

Lehrer Oscar Vogl, mein Jugendfreund und einstmaliger Amtskollege an der Schule zu Weißstein (1864—67), hat als späterer Lehrer zu Wüstegiersdorf mit Vorliebe sich dem Studium der lokalen Vergangenheit gewidmet. Die Früchte seines Forschens und Schaffens hat er uns in dem Werke „Aus vergangenen Tagen“ hinterlassen. Ihm verdanke ich auch die Mitteilung der Hornschloß-Sagen, die er mit vieler Mühe erkundet. Sie folgen hier in gedrängter Kürze. In Ausführlichkeit sind dieselben im Verlage bei A. Jacob-Wüstegiersdorf erschienen. W. Reimann.

Das Totengerippe mit seinem Geist verschwand. Der Ritter stürzte betäubt zu Boden, und als er aus langer Ohnmacht erwachte, war er zu einem kleinen graubärtigen Männlein zusammengeschrumpft. In dem unterirdischen Saale, darin er sich befand, nickten von den Wänden grinsende Totenschädel. Aus einem Nebengemach trat Hildegard in unveränderter Lieblichkeit herein und sprach: „Willkommen, im Schlosse meiner Ahnen. Sei mein Beschützer in der Einsamkeit; gern will ich dir bis zu meinem Erlösungstage dienen!“ —

Der verbannte Ritter mußte nun seinen Wohnsitz unter den Dachsteinen auf der Ostseite des Hornberges nehmen. Nach einigen Tagen kam er unter den gewaltigen Steinen hervor, um sich die Gegend zu besehen. Mit großer Kraft, die ihm verliehen war, ordnete er die gewaltigen Felsblöcke zu einem großen Tor, schuf ein niedliches Gärtchen und legte in der Talenkung einen Brunnen an, der heute noch „Schwarze Pfütze“ genannt wird und keinen Grund haben soll.

Die wunderbare Veränderung in der nächsten Umgebung des Hornberges erregte die Verwunderung aller Donnerauer Dorfbewohner. Man schickte Boten zu Nicolaus Volcze, der mit seinen Mannen noch vor Neuhaus lag. Schnurstracks kehrte er zurück, fand aber im Burghof und in der Burg weder Frau und Tochter, noch seine beiden Diener; im Zwinger sah er beide Bären tot da liegen. Da erfaßte namenloser Schmerz seine Seele.

In der folgenden Nacht erhob sich ein fürchterliches Unwetter, daß man allenthalben glaubte, der Weltuntergang sei gekommen. Es schien, als ob alle Berge zusammenstürzen sollten. Am nächsten Morgen fanden die geängsteten Bewohner die Gegend sehr verändert. Große Felsstücke lagen auf der Dorfstraße und im Bette des Baches. Auf den Gipfeln der umliegenden Berge standen hohe Felsen aufgetürmt. Bis auf die entfernten Reimsbacher Berge waren Felsblöcke geschleudert worden. Von dem großen Tore war keine Spur mehr zu finden.

Nikolaus Volcze erkannte nun, daß überirdische Kräfte hier walteten. Er überließ die Burg zu treuer Verwaltung seinem Burgwart; er selbst aber ging, um der Hornsburg fern zu sein, mit seiner Familie auf längere Zeit nach Böhmen.

Von der Zeit ab trieb auf dem Hornsberge der verbannte Ritter als das „graue Steinmännchen“ seinen Spuk und sein neckisches Spiel.

Gern neckte und ärgerte er die Leute, welche ihn verachteten. Aber Nacht besäte er die bestellten Felder mit Steinen oder spülte mit Regengüssen die Ackererde von den Feldern der Berglehnen, oder er schickte zur Heuernte unwillkommene Regenschauer. Aber denen, die seine Späße duldeten, segnete er Felder und Wiesen und das Vieh in den Ställen. Dabei hielt er auf Rechlichkeit und Treue in seinem Bereich. Er erachtete es als seinen Hauptberuf, armen, ehrbaren Brautleuten zu helfen und

Gutes zu erweisen, denn nur dadurch konnte er als „verbannter Geist“ den Bann lösen, der auf ihm lastete.

Wie das Steinmännchen auf dem Hornsberge ein ehrfames Brautpaar glücklich machte.

Der Heildiener Gåde aus Reimswaldau hatte sich Hannchen, die anmutige Tochter des Donnerauer Schmiedes, zum Bräutchen erkoren. Hannchen war ihm von Herzen zugetan, mehr als dem wohlhabenden Bauer Bruner aus Märzdorf, der auch um ihre Hand warb. Ihr Vater aber wollte die Verbindung mit dem Gåde nicht zulassen, weil ihm dieser als Heildiener zu arm war. Darüber war Hannchen sehr unglücklich. Eines Tages, als der Bräutigam ihres Herzens sie besuchte, klagte sie ihm ihr Leid. Sie seufzte: „Wenn nur das Steinmännchen sich unser erbarmen wollte! Meine Muhme hat viel erzählt, daß es für arme, bekümmerte Leute ein Retter in der Not werde.“ Gåde schenkte solchen Märchen keinen Glauben, und da eine Verbindung mit Hannchen aussichtslos schien, nahm er sich vor, Haus und Hof zu verlassen und in die weite Welt zu wandern.

Da stand plötzlich — es war schon finstere Nacht — ein altes, graues Männchen vor ihm. Das erinnerte und befahl ihm, den Burgherrn auf dem Hornsberge zu rasieren, der noch in derselben Nacht zu einer Hochzeit in Nimmerstatt verreisen müsse. Obgleich ihm der Bote fremd war, machte er sich schnell bereit und folgte dem Begleiter, der eine Laterne trug, durch Nacht und Regenwetter zur Burg.

Dort angekommen führte ihn der Fremde durch finstere Gänge in einen matterleuchteten Saal, schob den Heildiener hinein, schloß die Türe zu und verschwand. Gåde schaute sich erschrocken um, sah an den Wänden große Gemälde, Bilder von Rittern und Ritterfrauen und nahe bei der Türe einen eisernen Kasten. Auf diesen setzte er sich und gewahrte, als er neugierig den Deckel hob, daß er mit Goldstücken gefüllt war. Er kämpfte mit der Verjuchung. Die Sabgier rief ihm zu: „Fülle damit deine Taschen, so wirst du reich und bekommst dann gewiß des Schmiedes Tochter zur Frau!“ Die Stimme des Gewissens aber mahnte ihn, ehrlich zu bleiben. Die Sabgier bezwingend, warf er den Deckel wieder zu und setzte sich darauf.

Um Mitternacht trat aus verborgener Seitentür ein weibliches Wesen in jugendlicher Schönheit hervor, das sich vor ihm verneigte und ihm, da es gelähmt schien, durch Geberden zu verstehen gab, er möge es aus dem Gefängnis entführen und zur Frau nehmen. Er aber erwiderte: „Nein, holdes Wesen, ich liebe unten im Dorfe ein braves Mädchen, das mich wieder liebt, und dem will ich treu bleiben.“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, so verschwand die Erscheinung, wie sie gekommen.

Bald darauf trat durch die große Tür mit trohigen Schritten der Burgherr. Die Bilder an der Wand schienen vor ihm sich zu neigen.

Er stellte einen Sessel in die Mitte des Saales und winkte dem Bader, daß er ihn rasire. Dieser folgte und bereitete alles vor. Kaum hatte er den Herrn an der Nase gefaßt, so löste sich diese und blieb an des Heildiener's Fingern hängen. Da sprang der Burgherr auf und drohte, ihn voll Zorn zu erwürgen. Zu dem Toben des Burgherrn gesellte sich ein mächtiges Unwetter. Grelle Blitze durchleuchteten den Saal, heftige Donnerschläge erschütterten die Burg und tosender Sturm rüttelte an den Fenstern.

Vor Schreck war der Heildiener fast gelähmt, angstvoll rief er aus: „Warum treibt man so grausames Spiel mit einem ehrlichen Menschen?“ Ein schmetterndes Geräusch unterbrach ihn. Des Burgherrn Nase, die er noch hielt, war seinen Fingern entrissen, auch der lobende Burgherr war verschwunden. An seiner Stelle stand das kleine, graue Männchen, das ihn also anredete: „Glaubst du nun an das Steinmännchen, von dem dir die Hannchen erzählte? — Unsichtbar habe ich euer Gespräch belauscht. Ich stellte dich auf die Probe, ob du auch meiner Hilfe wert seiest und führte dich auf Umwegen in meine unterirdische Burg. Du hast die Probe gut bestanden. Ich habe dich erkannt als einen ehrlichen Menschen und einen festen Charakter, der sich nicht verblenden noch verführen läßt. Ich kenne deinen Herzenswunsch: Hanna soll deine Frau werden. Nimm dir zwei Beutel mit Gold aus dem Kasten, diese zeige Hannchens Vater, für alles übrige werde ich sorgen! Wenn es dir später gut ergeht, kannst du das Geld zurückgeben. Aber das alles aber mußt du mir Schweigen geloben.“ — Gäde wollte danken, aber das Männchen war verschwunden.

Mit Gold beladen ging er fort. Auf seinem Heimwege fand er zwei neue leere Säckchen; er hielt sie für verlorenes Gut und steckte sie in der Absicht ein, sie dem Verlierer zuzustellen. Unterwegs fühlte er, daß seine Taschen immer schwerer wurden; als er nachschaute, fand er auch die gefundenen Säckchen mit Gold gefüllt. Nun wußte er, daß das Steinmännchen ihn so reich beschenkt hatte. Freudigen Herzens trug er seine Schätze nach Hause und stellte die straffen Beutel auf den Tisch.

Am nächsten Tage klopfte der Schmied aus Donnerau, von heftigen Zahnschmerzen geplagt, bei dem Bader an und bat um Hilfe. Dienstreit verhoffte dieser ihm Linderung in seinen Schmerzen. Während des Aufenthaltes gewährte der Schmied die reichen Schätze des Heildiener's Gäde und diese änderten seine Gesinnung zu ihm. Er sprach: „Verzeiht, Herr Doktor, daß ich so unfreundlich zu euch war und euch die Hand meiner Tochter verweigerte, weil ich glaubte, ihr wäret arm. Nun ich sehe, wie reiche Schätze ihr besitzt, wäret ihr mein liebster Schwiegersohn: Und meine Tochter wäre glücklich. Sie ist sehr traurig, weil sie den Gruner nicht heiraten will und spricht vom Sterben. Kommt mit mir, daß Hanna von ihrem Herzeleid befreit werde.“ —

Beide gingen vergnüglich nach Donnerau in des Schmiedes Wohnung. Eintretend sagte der Vater zur betrübten Tochter: „Ich bringe dir deinen Bräutigam!“ Hannchen war überrascht, aber ehe sie Worte finden konnte, sagte der übergläckliche Vater: „Bruner bekommt heute noch den Abschied. In acht Wochen soll mit Gädle Hochzeit sein. Gott gebe seinen Segen und mache euch glücklich!“

„Da hat uns wohl das Steinmännchen geholfen?“ fragte Hannchen leise ihren Bräutigam, „glaubst du nun an dasselbe?“ Er nickte vergnügt mit dem Kopfe, drohte aber mit dem Finger, daß sie schweigen sollte.

In Friedland war der Wundarzt gestorben. Gädle meldete sich als Nachfolger und erhielt die Stelle. Nach acht Wochen war des Schmiedes Hannchen als Frau Doktorin glücklich verheiratet.

Im Spätsommer des nächsten Jahres, als das erste Knäblein geboren worden war, erschien in Hannchens Abwesenheit in Gädles Zimmer ein kleines, altes Männchen. Gädle erkannte sofort den Berggeist und dankte ihm unter Freudentränen für seine Güte. Er bat ihn, daß er das Geld wieder zurücknehme und auch fernerhin über ihn und seine Familie als Schutzgeist walten wolle.

Das Steinmännchen nickte freundlich und verschwand, ohne die Schätze in Empfang genommen zu haben. Hannchen, vom Spaziergange zurückgekehrt, bedauerte, dem Steinmännchen nicht auch ihrerseits den Dank abstatten zu können.

Im Schreibtisch, wo die Goldschätze gestanden, fand Gädle zu seinem Erstaunen zwei Bücher mit Ratschlägen für allerlei Krankheit. Daneben lag ein Zettel, darauf war geschrieben: „Nun brauchst du nicht mehr zu schweigen!“ Gädle lebte mit Hannchen, seiner Frau, sehr glücklich. Dankbar hat er seinen Kindern und Enkeln oft von dem Steinmännchen des Hornschlosses erzählt.

Erlösung der Verbannten.

Infolge ihres Mordanschlages gegen Hildegard, der schönen Tochter des Burgherrn Nikolaus Volcze auf dem Hornsberge, war ihr ritterlicher Freierrmann vom Zobtenberge sowie auch ihre Stiefmutter Ugate durch höhere Macht verbannt worden. Ugate mußte als Bärin Furcht und Schrecken auf dem Zobtenberge verbreiten, während der Freierrmann als graues Männchen auf dem Hornsberge sein Wesen trieb und Hildegard in jugendlicher Schönheit zwar nicht verunstaltet, aber auf die Sprache gelähmt, dem grauen Männchen dort Gesellschaft leisten mußte. Sämtliche Verbannte harrten noch ihrer Erlösung, die eintreten werde, wenn ein tapferer Rittersmann die gefürchtete Bärin auf dem Zobtenberge erlegen würde.

Nach dem Tode des Burgherrn Nikolaus Volcze hatte dessen Sohn Nikol Volcze, ein schön gewachsener, mit edlem Mute und braver Besinnung

begabter, junger Ritter das väterliche Erbe, die Hornsburg, übernommen. Er blieb lange Zeit unbeweibt und lebte gänzlich vereinsamt. Außer einem alten treuen Diener, der schon seinen Vorfahren gedient hatte, gab es für ihn keine Seele, die ihn freu liebte.

Der alte Diener rief dem jungen Burgherrn, sich zu verheiraten und gab ihm mancherlei Ratschläge, die dieser unbeachtet ließ, weil er wußte, daß seine Burg im Verrufe des Geisterpucks stand, und daß es ihm deshalb schwer gelingen werde, eine Gemahlin heimzuführen. Immer wieder suchte der Diener seinen jungen Herrn zur Heirat zu bewegen und empfahl ihm eines Tages die schönen Ritterfräuleins vom Zobtenberge, an denen schon sein Vater Gefallen gefunden und von denen er gesagt hatte: „Eine von ihnen könnte meine Schwiegertochter werden!“

Da endlich entschloß sich der junge Burgherr, zu einer Brautschau nach dem Zobten zu reisen. Unterwegs aber — es war im Winter — überfiel ihn ein schreckliches Unwetter, das ihn zur Umkehr bewegte. Unter Lebensgefahr gelangte er auf den Hornsweg, der zur Burg führte. Kurz vorher sah er den Weg durch ungewöhnlich hohe Windswehen versperrt. Nur mit größter Anstrengung konnte er und sein Pferd sich hindurchringen, verlor aber auf der anderen Seite den Weg und fand in der Dunkelheit sich nicht zurecht.

Da stand plötzlich ein häßliches altes graues Männlein hinter ihm, das eine Laterne in der Hand hielt. Trotz seines Schreckes redete er dasselbe an: „Helft mir, daß ich zur Burg komme!“ Das Männchen antwortete: „Heute nicht, aber morgen, einstweilen kommt mit mir in mein Häuschen“. Der Ritter folgte und fragte: „Wer seid Ihr? Ich kenne Euch nicht?“ Der Zwerg erwiderte: „Ich bin das Steinmännchen, das hier wohnt und schon manchen Ritter in die Tiefe gezogen hat“. Still ging der Ritter ihm zur Seite und war erstaunt, als er in der Abenddämmerung zu beiden Seiten des Weges hohe Felsen, wie Türme und versteinerte Riesen gestaltet, erblickte. Todesfurcht faßte ihn, als die Steinriesen mit den Gipfeln wie zum Gruße nickten. Er wollte fliehen, doch das Steinmännchen wies auf eine Lücke in der Reihe der Felsen und sagte: „Ritter, hier ist auch für Euch noch Platz, wenn Ihr widerstrebt; folgt mir, es soll Euer Schade nicht sein!“ Damit führte er ihn zur Tür seines Hauses, die sich von selbst öffnete und beide traten in ein geräumiges Zimmer, das nur matt beleuchtet, aber gefällig ausgestaltet war.

Auf Anruf trat aus dem Nebengemach die Hildegard, ein junges Mädchen, so hold und schön, wie der Ritter noch keines gesehen. Ihr Anblick wirkte auf ihn bezaubernd. Hildegard betrachtete und bemusterte den Ritter mit einem teils liebenswürdigen, teils traurigen Blick und holte auf Befehl des Steinmännchens zwei Kumpen Wein, worauf sie sich entfernte. Der Gastgeber wandte sich jetzt zum Ritter mit folgenden Worten:

„Vieher Ritter, in Eurer Hand liegt unser Schicksal. Ich bin wegen einer Untat hier verbannt; auch das liebliche Mädchen, dessen Unblick Euch entzückte, ist an den Ort gefesselt. Wir kommen nicht eher aus der Verbannung, als bis ein tapferer Ritter meine Schuld gelöhnt und meine Verführerin, die Bärin auf dem Zobtenberge, getödtet hat. Viele junge Ritter haben die tapfere That zu thun versprochen; aber keiner hat sein Versprechen gehalten. Alle diese Leichtsinrigen habt Ihr versteinert in der Schlucht gesehen. Heute ergeht an Euch der Auftrag, die Erlösungstat auszuführen und in Eurer Hand liegt es, Hildegard zur Frau zu erhalten. Wisset, in wenigen Tagen werdet Ihr eine Einladung zur Jagd auf dem Zobtenberge erhalten, da habt Ihr Gelegenheit, Euch und uns Verbannte glücklich zu machen!“

In Liebesneigung zu dem jungen Mädchen, das mit seiner bezaubernden Schönheit sein Herz gefangen genommen hatte, ergriff er die Hand des grauen Männchens und rief mit fester Stimme: „Ich schwör' es Euch bei meiner Ritterehre, ich will thun, was Ihr von mir verlangt!“ — Das Männlein antwortete: „Traun, Ihr scheint mir der Erwählte zu sein. Löset Ihr den Schwur, so wird Hildegard Euch übers Gebirge entgegenkommen und Ihr werdet sie als Braut heimführen!“ — Das Steinmännchen geleitete den Ritter auf den Weg zur Burg, die dieser in wenigen Minuten erreichte. Die Knappen und der alte Diener wunderten sich nicht wenig, daß ihr Herr schon zurückkam, aber sie fanden es wegen des Unwetters begreiflich. Allen Schloßbewohnern entging es nicht, daß ihr sonst so trüb-sinniger, finsterner Herr heute so freundlich und heiter war. —

Drei Tage später erhielt Nikol Bolcze eine Einladung von Albert von Ebenstein auf dem Zobten zu einer großen Bärenjagd. Bolcze sagte zu und traf am Abend des nächsten Tages dort ein, wo schon eine Anzahl Ritter versammelt war, diese mieden ihn als den Besitzer der unheimlichen Hornsburg. Die beiden Burgfräuleins waren ihm zugelan, sie warben um seine Gunst und rieten ihm, an der Bärenjagd nicht teilzunehmen. Doch getreu seinem Schwure nahm er daran teil. Mit ritterlichem Mute stellte er sich der gefürchteten Bärin entgegen und verfehlte ihr mit dem Jagdmesser den Todesstoß.

Mit dieser ritterlichen Heldenthat hatte er die drei Verbannten, Ugate, Hildegard und das graue Männchen, von ihrem Bannfluch erlöst und frei gemacht. Am nächsten Tage, auf seinem Heimwege, kamen Hildegard und das graue Männchen ihm entgegen. Sie dankten dem Ritter für sein Rettungswerk. Hildegard reichte ihm die Hand mit den Worten: „Edler Ritter, Ihr seid mein Retter und Befreier, mein von Gott mir zugeführter Bräutigam. Es wird meine heiligste Pflicht sein, Euch recht glücklich zu machen!“ Beide schwuren sich Liebe und Treue,

feierten fröhliche Hochzeit auf dem Hornsberge, wo Hildegard als Burgherrin eine Helferin und Wohltäterin der Armen und Bedrängten in der Umgegend wurde.

Der frevelnde Zecher.

Es war im Jahre 1378 als über der Hornsburg ein schweres Gewitter aufzog während im Rittersaale Kunz von Schweinichen, der Burgherr, saß und zechte. Ein frommer Mönch mahnte ihn, statt zu trinken lieber zu beten. Der übermüthige Burgherr spottete aber und meinte, das Beten überlasse er den Grüssauer Mönchen, im Zechen täte er es ihnen gleich. Kaum hatte er diese Frevelworte ausgesprochen, als ihn ein Blitzstrahl zu Boden streckte. Der Humpen aber zerjhmolz in seiner Hand und haftete so fest an ihr, daß er mit dem Lasterer begraben werden mußte.

Der schwarze Horn.

Zur Zeit der Hussiteneinfälle war Nikolaus Bolcze Herr des Hornschlosses. Sein Sohn Konrad war mit seiner Pflegeschwester Agnes verlobt. Als nun die Horden herannahen, zog Nikolaus Bolcze mit seinem Sohne Konrad in den Kampf. „Der schwarze Horn“, sein Knappe, sollte als Verwaller der Burg zurückbleiben. Dieser fühlte sich darüber, daß er an dem Kampf nicht teilnehmen durfte, tief verleßt, schwur seinem Herrn Rache und verließ die Burg. Der erste Kampf der Deutschen gegen die Böhmen, an denen die beiden Ritter sich beteiligten, war ohne Erfolg. Konrad kehrte zurück und führte seine Verlobte zum Altar. Sein Glück war aber nur kurz, denn die Hussiten kehrten bald mit stärkeren Kräften zurück, so daß der Junker nach Schweidnitz eilte, um Verstärkung herbeizuholen. Seine Abwesenheit benutzte der treulose „schwarze Horn“, in die Burg zurückzukehren und dort zu rauben. Dabei erschlug er die junge Herrin, die ihn bei seiner Untat überraschte. Ungeheuer war der Schmerz des heimkehrenden Gatten. Während er aber noch im stummen Jammer vor der Leiche der Frühverbliebenen stand, vernahm er Schritte und gewahrte den schwarzen Horn, der eben mit einem Kasten voller Schätze davoneilen wollte. Da schwang Konrad Bolcze sein Schwert gegen den Mörder seines Weibes und streckte ihn nieder. Auf der Hornsburg wollte er nun nicht mehr bleiben. Er nahm seinen Wohnsitz in Schweidnitz und heiratete dort nach vielen Jahren, nachdem die Herzenswunde um die teure Agnes vernarbt war, die schöne Tochter des Stadthauptmanns.

Der Überfall im Kathenloch.

Zur Zeit, da die Raubritter ihr Unwesen trieben, handelten und verfuhrn Breslauer Kaufleute ihre Waren bis nach Prag in Böhmen. Sie benutzten die Straße, die von Schweidnitz her über Reimsbach, Reims-

waldau führte. Das sogenannte Katherloch zwischen genannten Ortschaften im Reimsbachtale, eine tiefgründige sumpfige Stelle, weil dort die Straße durch den dort breiten Talbach (die Reimsbach) führt, bot dem Fuhrwerk große Schwierigkeiten im Fortkommen. So mußten auch zwei schwer beladene Wagen der Breslauer Kaufleute hier längere Zeit verweilen, weil sie erst mit Hilfe von Vorspann und Menschenkräften die Wagen vorwärts bringen konnten. Diesen Umstand nützte der Raubritter auf dem nahen Hornschloß. Er überfiel mit seinen Knappen die Wagen und sie raubten daraus an Kaufmannsgut so viel sie fortbringen konnten. Die Fuhrknechte nebst der geringen Bemannung konnten nur wenig Widerstand leisten. Unter dem geraubten Gut befand sich auch ein Kasten mit Wein in Flaschen. Der Kaufmann hatte dieser Lieferung unauffällig eine Flasche „vergifteten“ Wein beigelegt, die er, um sie für sich und den Empfänger kenntlich zu machen, äußerlich mit dem schönsten Papier verziert und unten am Boden der Flasche unmerklich mit einem Papierzeichen beklebt hatte.

Kurze Zeit nach dem Raube veranstaltete der Ritter seinen Knappen und geladenen Gästen ein Gelage. Jedem der Teilnehmer setzte er eine Flasche des geraubten Weines vor. Für sich aber behielt er die Flasche mit der auffallend schönen Bezeichnung in der Meinung, darin müsse ein besonders guter köstlicher Trank enthalten sein. Mit den Worten: „Schenket ein, trinket aus, lustig seid in meinem Haus!“ ermunterte er die Zecher zum Trinken. Er selbst ging als Beispiel voran und leerte rasch die vollen Gläser. Aber, o Schrecken! Beim zweiten Glase wurde er unwohl, das dritte Glas brachte ihm den Tod.

* * *

Die Kynsburg.

Ein froh Willkommen in der Kynsburg Hallen,
 Die ihre Pforten gasslich aufgetan,
 Wo noch der Vorwelt Zeugen weh'n und wallen,
 Wo uns umfängt der Vorzeit Zauberbann!
 O seht Euch um, — die Mauern sind zerfallen,
 Wo einst gehaust ein ritterlich Geschlecht,
 Der blaue Himmel lächelt in die Hallen,
 Der Fenster Schmuck ist Efeus grün Geslecht.
 Die Nachwelt pflegt mit liebevollen Händen
 Noch diese Zeugen einer fernen Zeit,
 Läßt von Vergänglichkeit sich nichts entwenden,
 Was doch schon längst dem Zahn der Zeit geweiht.

(Aus dem Ritterspiel: Die weiße Frau der Kynsburg.) W. R.

1. Geschichte der Kynsburg.

Gegenüber den letzten Ausläufern des Culengebirges, der „Hohen Leipe“ und dem „Wagstein“, auf einem nach drei Seiten steil abstürzenden dicht bewaldeten Gneiskegel, 420 m hoch gelegen, blickt die Kynsburg majestätisch in das anmutige „Schlefiertal“ (Tal der Weisritz mit Talsperre) herab, eine der alten Handelsstraßen von Breslau nach Prag beherrschend. Einst war sie eine der bedeutendsten Burgen unserer Gegend, jetzt ist sie eine Ruine mit reicher Geschichte.

Von ihr erzählt eine alte Sage: „Auf einem Berge des Schlefiertales hat ein Ritter, der von auswärtig kam, weil er aus seiner Heimat fliehen mußte, um das Jahr 800 einen Wartturm errichtet. Später, um das Jahr 1200 hat Herzog Boleslaus auf derselben Stelle zum Schutz gegen die Böhmen eine feste Burg erbaut, die man Kiensburg nannte, weil der Burgberg zu jener Zeit viele Kiefern trug, die man auch Kienbäume nannte, weil ihre harzigen Wurzeln das Kienholz zum Aufzünden des Feuers gaben.“ — (Leider bleibt nach dieser Sage die Gründungszeit und der Name der Burg uns-

fraglich, denn erstere ist urkundlich nicht verbürgt und sodann wachsen auf felsigem Gneisberge die Kiefern nicht üppig.)

Der Name der Burg hat viel gewechselt, auch in den Urkunden. Sie wurde Kinsperch, Kinsberg, Kinsburg, Künigsberg, Königsberg u. a. genannt. In der uns bekannten ältesten Urkunde 1315, ausgestellt von dem Burggrafen Kilian von Haugwitz, wird sie mit dem Namen Kinsberg bezeichnet. Heinrich Schubert hat in seiner nach urkundlichem Material bearbeiteten Beschreibung dieser Burg, Verlag Woywod-Breslau, den Namen Kinsberg beibehalten, obgleich sie heute allgemein im Munde des Volkes die Kynsburg genannt wird. Höchst wahrscheinlich ist nach ihr auch das an dem westlichen Fuße des Berges gelegene Dorf Kynau benannt worden.

Über die Erbauung oder den Ursprung dieser Burg hat man keine sicheren Nachrichten. Aus ihrer Bauart zu schließen ging sie, wie fast alle Burgen, zu verschiedenen Zeiten hervor. Ihr ältester Teil ist wohl der Turm mit dem, was sich an ihn zunächst anschließt.

Soweit die Geschichte der Herrschaft und der Burg Kynau zurückreicht, gehörten beide anfänglich zum Herzogtum Schweidnitz. Die Burg wurde von Herzog Bogislaw „dem Langen“, der Niederschlesien regierte, im Jahre 1198 erweitert. Später, nachdem die Burg von heftigen Fehden erschüttert worden war, wurde sie im 13. Jahrhundert von Bolko I., Herrn von Löwenberg, teils neu erbaut, teils wieder hergestellt. Bolko, der Freund deutscher Verfassung, Kultur und Sitte, der viele Deutsche ins Land zog, hat an der Burg und deren Befestigung deshalb arbeiten lassen, um sich gegen räuberische Einfälle der benachbarten Böhmen zu sichern. Bolko II. benutzte die Kynsburg als Jagdschloß. Seine hinterlassene Witwe Agnes (lies Seite 24) erhielt außer Kynsburg auch die Burgen Hornschloß, Freudenburg mit Friedland zu ihrem Leibgedinge und Witwenum, das ihr 1369 von König Wenzel IV. noch besonders zugesichert wurde. Sie nahm ihren Witwensitz auf Kynsburg, weilte aber auch gern auf der Tzeisburg.

Aus den Urkunden wissen wir, daß die Kynsburg um das Jahr 1369 von einem Burggrafen Ulrich Schoff verwaltet wurde. Und eine Verleihungsurkunde der Herzogin Agnes vom Jahre 1372 nennt Reincze oder Reibnitz (das ist Reinhard Schoff), der noch 1368 Hofrichter in Schweidnitz war, als Burggrafen. Die genannten Ulrich und Reincze

Schoff oder Schaff stammen wahrscheinlich aus dem heut noch blühenden Geschlecht der freien Standesherrn, Reichsgrafen von Schaffgotsch auf Kynast, Grafenstein usw. ab. Sie kommen beide in den Urkunden und Briefen der Herzogin Agnes (von 1368—92) häufig vor. Beide müssen daher an ihrem Hofe beständig gelebt und bei ihr in hohem Ansehen gestanden haben.

Von Reinczko Schoff dem Jüngeren, den wir für einen Sohn Ulrich des Älteren zu halten berechtigt sind, und der schon 1361 mit Reinczko Schoff dem Älteren und Golsche Schoff (Schafgotsch) urkundlich zusammen genannt wird, ist bekannt, daß er in den Jahren 1364—1365 herzoglicher Marschall, 1369 Hofrichter zu Schweidnitz war. Derselbe wurde 1372 von der Herzogin Agnes mit dem Hause Kynsberg und den dazu gehörigen Gütern Dittmannsdorf, Hausdorf, Sauernick, Seifridisdorf und Tannhausen belehnt. Seine Gemahlin Katharina, wahrscheinlich eine geborene von Willberg, verleibdingte er im Jahre 1375 auf Sybotendorf (Seitendorf) bei Waldenburg.

Zeitgenossen des vorgenannten Ulrich und Reinczko Schoff fungierten 1369 als Zeugen bei dem oben erwähnten Gelöbniß König Wenzels (die Herzogin Agnes bei allen ihren fürstlichen Leibgedingen und Rechten bleiben zu lassen): Friedrich von dem Pechwinkel, Burggraf zu Hirschberg, dem die Witwe Agnes das Burglehn abkaufte und es 1376 an Herrn Golsche Schoff in Ansehung der getreuen Dienste, die er ihr oft getan hatte, mit allen Zinsen, Renten und Gällen usw. und in aller der Maße und Würden, als es von alters gelegen hat, verlieh, ferner Bernhard von Jedlitz, Burggraf zum Fürstenstein, Nickel von dem Zeisberge, Burggraf zu Striegau, Nickel Polzen (Nicol Volk) Burggraf zu dem Hornsberg u. a.

Kynsburg als Pfandbesitz.

Nach dem Tode der Herzogin Agnes (1392) fiel das Herzogtum Schweidnitz, mit ihm auch Burg Kynsberg an Böhmen. Nunmehr wurde die bestehende Einrichtung der Burggraffschaften aufgehoben und die von böhmischen Königen ernannten Landeshauptleute übernahmen die Geschäfte der früheren Burggrafen. Die Burg mit ihrem Gebiet wurde den Besitzern pfandweise gegen Erlegung einer bestimmten Pfandsomme (Pfandschilling) auf bestimmte Zeit überlassen.

Während der Regierungszeit der Bolkonen hatte Ruhe, Friede und Sicherheit in Schlesien bestanden. Im 15. Jahrhundert aber, besonders zur Zeit des Hussitenkrieges, wurde dies anders. Ein sehr großer Teil des Adels in Schlesien und den Nachbarländern hielt es zu jener Zeit für bequemer und ritterlicher, vom Stegreif zu leben, weshalb beinahe alle Schlösser und Burgen Aufenthaltsorte von Räubern wurden. Ein gleiches Schicksal mag auch Kinsberg gehabt haben.

Eschenlör, der Geschichtsschreiber der Stadt Breslau, berichtet als Zeitgenosse von ihm und seinen Nachbarn: „Hans Schellendorf auf dem Fürstenstein, Hans Zedlitz, Röchlitz genannt, auf Lähnhaus, Hans Czettritz auf Neuhaus, Georg Czettritz auf dem Kinsberg u. a. sind tägliche Straßenräuber, haufen und hofen Diebe und Feinde des Landes. Sie stecken in allen Ecken und berauben den Kaufmann.“

Aus der Zeit von 1412 bis 1450 ist von den Burgherren wenig oder gar nichts bekannt. Von 1443 bis 1450 war Kinsberg im Besitze des Georg von Mühlheim. Zu ihrer Zeit war der Kinsberg zum Raubnest herabgesunken, noch mehr geschah dies unter den nachfolgenden Czettritzen. Die Brüder Hans und Georg Czettritz mußten, weil sie Räuberwesen trieben, die Burg Fürstenstein an den König Podibrad abtreten. Letzterer übergab im Mai 1465 das Haus Kinsberg für 1600 ungarische Gulden dem Georg Czettritz.

Derselbe überließ 1484 das Haus Kinsberg mit allem Zubehör seinem Bruder Hans Czettritz, der bereits die Herrschaft Neuhaus mit mehreren dazugehörigen Ortschaften besaß. Die Erbteilung unter seine 8 Söhne gibt uns ein Bild seines reichen Besitzes. Die Teilung geschah zu Freiburg 1493 also: Hans, Friedrich Siegmund und Ulrich Czettritz erhielten das Schloß Newhaws mit Zubehör, nämlich das Städtchen Waldenburg, Weißensteyn, Hermsdorff, Dittersbach, Adelsbach, Liebersdorf, Gabel (Gaablau), Kienerwalde (Konradswaldau), Swarzenwalde (Schwarzwaldau), den Geißberg, Fröhlichsdorff, Seytendorff; den Howelt (Berg Hochwald), die Zinse zu Jauer und eine Schuld des Nickel Schelndorf von 50 Gulden. — Hermann Czettritz und seine Brüder Georg, Dipprard und Bernhard bekamen das Schloß Kinsberg mit den Dörfern Rewssendorf, Ditmannsdorf, Seyffersdorff, Hawsdorff, Tannhawßen, die Zinse zu Neudorf und zu Cleynwyre (Klein-Wierau), ferner die im Reichenbacher Weichbilde gelegenen Dörfer Berthelsdorf und Ernßdorff, die

Zinse zu Pfaffendorff und auf der Stadt Reichenbach, und 100 Gulden auf Peterswaldau. Beide Teile sollen die zwei Schwestern „off gleichen Teyl awßrichten“. — Die beiden Herrschaften Neuhaus und Kinsberg, die nur kurze Zeit vereint gewesen, wurden damit wieder geschieden. Fortan nannten sich die Ezettriker je nach ihrem Besitz entweder „von Neuhaus“ oder „vom Kinsberge“.

Nachdem Hermann Ezetrik und seine Brüder 1495 ihr Erbe zu Klein-Wierau bei Schweidnitz an das Augustinerkloster auf dem Sande zu Breslau verkauft hatte, wurde ihm 1502 vom Könige Wladislaw der Alleinbesitz von Kinsberg bestätigt. Die Gebrüder Ezetrik durften zu Tannhausen einen Zoll errichten, der auch ihren Erben verbleiben sollte. — Ein Jahr vor seinem Tode 1535 verkaufte Hermann Ezetrik die Burg Kinsberg nebst zugehörigen Dörfern, wie alles sein Vater besessen, desgleichen den Zoll zu Tannhausen für 1600 ungarische Gulden an Christoph von Hochberg zu Fürstenstein. Letzterer starb noch in demselben Jahre und seine nachgelassene Witwe Euphemia, geb. von Löben, blieb Pfandinhaberin des Kinsberges bis 1545. In demselben Jahre erging an sie, als Vormund ihrer Kinder, von seiten Kaiser Ferdinand I. die Aufkündigung des Pfandbesitzes von Kinsberg und kurz darauf die Mitteilung, daß er Schloß und Herrschaft Kynsburg gegen die Pfandsumme von 1600 ungarische Gulden an Matthias von Logau und dessen Sohn Kaspar pfandweise lebenslang übergeben habe.

Kynsburg im Besitze der Logauer.

König Ferdinand schlug zur genannten Pfandsumme noch ein Gnadengeld von 400 Gulden in Gold, erlaubte dem Matthias, die haufällige Burg auszubessern, 500 rhein. Gulden in das Schloß zu verbauen und Güter gegen Entgelt zur Herrschaft zuzukaufen, was aber auf dem Grund und Boden derselben durch „Bergbau“ gewonnen werden sollte, das sollte dem Könige vorbehalten bleiben. Die Einkünfte der Herrschaft Kinsberg erwiesen sich als sehr gering. Zur Besserung derselben wurde Matthias verstattet, Mühlen, Vorwerke, Güter usw. zuzukaufen, auch sollten nach dem Tode der Inhaber wegen geleisteter Hilfe im schmalkaldischen Kriege, ihren Leibeserben die Herrschaft Kinsberg noch 10 Jahre lang unabgelöst verbleiben.

Matthias setzte die Burg in wohnlichen Zustand, ließ alle Schäden am Mauerwerk ausbessern, wovon der Stein in



Torhaus zur Kynsburg

der Ringmauer des äußeren Hofes mit seinem Namen und Wappen und der Jahreszahl 1551 noch heute Zeugnis ablegen. Er war bemüht, seine Güter zu vermehren und zu verbessern, veranlaßte 1548 eine Grenzregulierung zwischen Kynsburg und Fürstenstein und tauschte gegen den Kreischam die Hausmühle ein, kaufte jedoch später den Kreischam zurück. 1557 legte er wegen Altersschwäche sein Amt als Landeshauptmann nieder und starb 1567 in Neisse, wurde in Jauer mit allen Ehren nach luther. Ritus begraben. Der ev. Geistliche Dr. Esaias Heidenreich hielt ihm die Leichenrede.

Die Reformation fand nach Vorbild des Matthias auch bei den Bewohnern der Herrschaft Kynau Eingang. Dittmannsdorf erhielt 1572, Schenkendorf und Bärtsdorf 1598 einen evangelischen Geistlichen.

Nach dem Tode Matthias v. Logau blieb sein ältester Sohn Kasper v. Logau, Erzieher des Erzherzogs Maximilian (Sohn Königs Ferdinand), und später von 1562—1574 Bischof zu Breslau, im Besitz der Kynsburg. Inzwischen war der Pfandschilling von 16000 ungar. Gulden durch schon erwähntes Gnadengeld und Baugeld sowie durch Darlehn und Zukauf bis auf 26490 Taler angewachsen. — Kasper v. Logau auf seinem reichen Bischofsitz zu Breslau verzichtete später ganz auf die väterlichen immerhin ansehnlichen Güter und überließ dieselben 1568 zu Neisse durch Teilungsakte in folgender Weise:

Matthias v. Logau, der Jüngere, erhielt das Burglehn Jauer samt einer Summe Geldes aus den anderen Gütern; Georg v. Logau das Haus Kynsburg nebst Zubehör; Heinrich v. Logau die Herrschaft Falkenberg; Gotthardt, der jüngste Bruder, erhielt das Gut Bechau bei Neisse mit Zubehör.

Georg v. Logau, seit 1568 im Pfandbesitz von Kynsburg, nahm gleich seinem Vater große bauliche Veränderungen an dem Burghause vor. Er ließ die Ringmauern, Bastionen, mehrere Zimmer neu stattlich ausbauen, ferner das unter dem Hause liegende Vorwerk mit Wohnhaus, Schäferei, Ställen, Scheunen, Brau- und Malzhaus in bessere Ordnung bringen und bequemer einrichten, so daß eine im Jahre 1587 vorgenommene Taxierung aller Bauten und Bauarbeiten die hohe Summe von 14702 Talern ergab. Die Kommission aber konnte an die Kammer berichten: „Für unsere Person befinden wir allerseits große Baue, die mit großer Arbeit und schweren

Unkosten aufgebracht, und sonderlich das Haus Kinsberg halten wir für ein wohlerbautes Haus, darauf auch ein Fürst zu wohnen sich nicht schämen darf. So sind auch die Genieße jetzt in viel höherem Wert als zur Zeit, wie dem alten Herrn Matthias v. Logau der Pfandschilling eingelan.“*)

Georg v. Logau geriet bei all seinen ernstlichen Bestrebungen für Verbesserung seines Besitzes, für Bequemlichkeit und Verschönerung seines Wohnsitzes sowohl durch die kostspieligen Bauten, wie auch durch Ankäufe von Grundstücken in große Schulden. Eine große Zahl Adliger hatte er zu Bürgschaften bewegen müssen. Von diesen und seinen Gläubigern gedrängt mußte er zu allerhand Verpfändungen seine Zuflucht nehmen. Um sich zu helfen, nützte er die Wälder zur Ungebühr aus. Die Bürger beschwerten sich darüber bei der Kammer und es wurde ihm vom Kaiser Rudolf II. im Dezember 1590 der ernste Befehl erteilt, sich bei Vermeidung der kaiserlichen Ungnade und harter Strafe jeder Holzverschwendung zu enthalten. Die Anstellung eines beaufsichtigenden Försters wurde in Aussicht gestellt. Gegen letztere Androhung erhob er energischen Protest, der aber unbeachtet blieb.

Arger, Verdruß und Sorgen bei seinem sehr verschuldeten Besitz mögen ihn geistig und körperlich sehr geschwächt haben; er erkrankte und starb 1595. In der Kirche zu Dittmannsdorf wurde er feierlichst bestattet. — Seine Witwe Katharina, geb. Silber von Silberstein, eine reiche Erbin aus Böhmen, entsagte mit ihren Kindern der Erbschaft zu Gunsten der Gläubiger. Sie verließ den Kinsberg. Von ihrem weiteren Schicksal haben wir keine Kunde.

Die Zeit, da die Familien der Logauer im Besitze der Kynsburg waren, darf trotz aller sorgenvollen Bemühungen ihrer Besitzer eine glanzvolle genannt werden. Matthias, der Vater, wie auch sein Sohn Georg, arbeiteten durch Verbesserung der Baulichkeiten an dem äußeren Glanz der Burg, während die Söhne Kasper und Matthias der Jüngere an Ehre und Ruhm weit und breit hohes Ansehen gewannen. Kasper als Erzieher des Kaisers Maximilian II., wie auch als Bischof in Breslau, stand bei der kaiserlichen Familie in nahem Verkehr und hohem Ansehen und besaß auch großen materiellen Reichtum.

*) Zu seiner Zeit finden wir 1577 zu Dittmannsdorf das Bergwerk „auf Segen Gottes“ zuerst erwähnt.

Vom zweiten Sohne, Matthias dem Jüngeren, wird gerühmt: Unterstützt durch ein bedeutendes Vermögen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet, gefördert und empfohlen durch das Ansehen seines Vaters, wurde er 1566 Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz-Sauer. 1570 wurde er Kammerpräsident und kaufte in demselben Jahre gemeinschaftlich mit seinen Brüdern die Fürstentümer Frankenstein und Münsterberg vom Herzog Carl Christian von Münsterberg-Ols (doch gingen diese Fürstentümer bald wieder an Maximilian II. über). Matthias der Jüngere war unstreitig einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit. Die Ungarn und Böhmen verlangten ihn zum Statthalter, in Polen war er nahe daran, zum Wahlkönig erhoben zu werden, so glänzend war sein Ruf gestiegen. Er vermittelte auch mit Erfolg zwischen seinem bedrängten Bruder Georg auf Kynsburg und dessen Gläubigern zu Gunsten des ersteren. — Burg und Herrschaft gelangte nach dem Tode Georgs von Logau in kaiserlichen Besitz. Beides wurde 1599 von Kaiser Rudolf II. einem Hospodar der Walachai, dem Woiwoden Michael geschenkt und sogar auf kaiserlichen Befehl mit „Hausrat“ versehen, zu welchem Ankauf 400 Taler angewiesen wurden. Da jedoch dieser Michael dem Kaiser wieder untreu, dann des letzteren Gefangener wurde und als solcher starb, war nun Kynsburg wieder herrenlos, bekam aber am 1. August 1602 einen neuen Besitzer in der Person des Bernhard Freiherrn v. Fünfskirchen, der Burg und Herrschaft dem Kaiser für 50000 Taler abkaufte.

Kynsburg als erbliches Eigentum.

Mit diesem Kauf beginnt für die Herrschaft der Kynsburg insofern ein neuer Zeitabschnitt, als sie bisher nur Pfandbesitz war, nunmehr freies erbliches Eigentum wurde.

Genannter Freiherr v. Fünfskirchen (Hof-Kammerrat und General-Ober-Proviantmeister in Ungarn und Osterreich) war ein sehr reicher Mann und beabsichtigte, auch die Herrschaft Fürstenstein zu kaufen. Er erbot sich, dafür dem Kaiser 72000 Taler zu zahlen, traf aber zu Gunsten Conrad III. von Hochberg (zu Fürstenstein) vom Kauf zurück. 1605 verkaufte er die Herrschaft Kynsburg an deren Burghauptmann Georg v. Kuhl für 48000 Taler. Letzterer verkaufte sie schon 1607 wieder an Johann Georg, Graf zu Hohenzollern. Die Herrschaft umfaßte damals die Dörfer Ditt-

mannsdorf, Tannhausen, Erlenbusch, Hausdorf, Sauernig und Kynau, die Schleismühle daselbst, etliche Häuser zu Schenkendorf, Bärsdorf, Wäldchen und die neue Mühle in Breitenhain.

Graf zu Hohenzollern, Sigmaringen und Bahringen, des hl. röm. Reiches Erzkämmerer, Ritter des Johanniterordens, verlebte seine Jugend am Hofe des ihm verwandten Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, trat dann in österreichische Dienste und hat als Oberst durch ruhmreiche Tapferkeit im Türkenkriege sich ausgezeichnet. Seine Gemahlin, Leonore Schaffgotsch, starb 1611 und hinterließ ihm von fünf Kindern nur die älteste Tochter Anna Ursula. Mit seiner zweiten Gemahlin Helene, geb. Bergk, Freiin von der Tauber und Leipe, verlebte er seine letzten Lebensjahre auf der Kynsburg. Sein frommes christliches Leben sowie seine Freundlichkeit gegen die Untertanen wurden ihm lange nachgerühmt. In der Kirche zu Dittmannsdorf ist er 1622 beigesetzt.

Seine Witwe Helene widmete sich der Erziehung ihrer Stieftochter Ursula und der eigenen Tochter Anna Katharina und überließ die Sorge für die Güter und Bewachung der Burg dem Burghauptmann v. Reideburg. — In diese Zeit fällt der Ausbruch des 30jährigen Krieges. Abwechselnd von Schweden und Osterreichern besetzt, wurde auch die Kynsburg, an dem Verbindungswege nach Böhmen liegend, der Tummelplatz erregter Leidenschaften. Ein schwedischer Oberst, Davour, ließ, durch eine alte Sage (vom goldenen Eselsfüllen) veranlaßt, nach welcher ein großer Schatz in der Kynsburg versteckt sein sollte, allenthalben die Burgmauern durchwühlen, womit der Verfall der Burg ihren Anfang nahm.

Die Witwe des Grafen Hohenzollern, Helene, starb 1633. Ihre einzige Tochter Anna Katharina ward Eigentümerin der Kynsburg. Auf einer Reise zu Verwandten nach Pommern verlobte sie sich mit dem Gouverneur der Festung Spandau, Moritz August Freiherrn von Kochow, mit dem sie sich 1641 ehelich verband und am 26. Februar 1642 mit ihm den Einzug auf der Kynsburg hielt. (Eine Inschrift im Burggebäude zwischen 2. und 3. Tor nimmt hierauf Bezug.) — Genannter Freiherr von Kochow, ev. Konfession, starb 1653 und wurde in Dittmannsdorf beigesetzt. Er hinterließ einen Sohn Ferdinand Wilhelm und zwei Töchter. — Kurze Zeit nach seinem Tode setzte die Gegenreformation ein, bei welcher 254 protestantische Kirchen geschlossen wurden. Die Reduktionskommission erschien auch bei der Witwe v. Kochow

auf Kynsburg. Am 23. März 1654 wurden die evangelischen Kirchen zu Dittmannsdorf, Schenkendorf und die Filiale zu Bärtsdorf der katholischen Kirche übergeben. Die Witwe Anna Katharina v. Rochow verheiratete sich zum zweitenmale 1659 mit Christoph von Hochberg auf Rohnstock und blieb Besitzerin der Kynsburg bis zu ihrem Tode 1670. — Ihr Sohn Ferdinand Wilhelm Anton von Rochow setzte sich mit Zahlung von 6000 Talern mit seiner Schwester Esther auseinander und verkaufte 1679 Kynsburg an Georg Gottfried Freiherrn von Eben und Brunnen auf Strachwitz bei Liegnitz für 36000 Taler.

Schon Moritz August von Rochow hatte trotz der Nöthe des 30 jährigen Krieges auf regelmäßige Zahlung des Zinses, Erfüllung der Roboldienste und Lieferungen der Naturalien seitens seiner Untertanen gehalten. Die Noth der Zeit erschwerte den Einwohnern von Hausdorf, Sauernig und Wäldchen die regelmäßige Leistung ihrer Abgaben und Dienste. Obgleich der Graf von Hohenzollern ihnen 1618 ein Urbarium mit milden Verpflichtungen hinterlassen, hatte v. Rochow dasselbe etwas verschärft. Als dann Gottfried von Eben nach Besitznahme der Herrschaft Kynsburg mit Strenge auf Zahlung der Abgaben hielt, lehnten sich die Einwohner (Bauern und Gärtner) gegen den Gutsherrn auf, versammelten sich vor seiner Burg und verlangten, daß ihnen das alte Hohenzollernsche Urbarium von 1618 aufs neue besätigt würde. Mit Argen und Prügeln verletzten sie den vermittelnden Schaffner Mentwig, umringten das Schloß, setzten Schildwachen aus und unterhielten in der Nacht Wachsfeuer und Wacht-Ronden; auch drohten sie mit Erstürmung des Schlosses. Gottfried v. Eben erstattete dem Landeshauptmann Anzeige und bat um Hilfe. Der oberste Landeshauptmann Friedrich, Landgraf von Hessen-Darmstadt, Bischof zu Breslau, erließ den Befehl, an den Übeltätern exempla zu statuieren, damit sich hinsür andere daran spiegeln könnten. Die Hauptträdelsführer Hans Höhn, Bäcker zu Schenkendorf, und Georg Spiß, Zimmermann zu Sauernig, wurden an der Landstraße erhängt und Heinrich Meriten, Bauer zu Dittmannsdorf, und Christoph Ansförge, Gerichtscholze zu Kynau, erhielten 10 Wochen Gefängnis bei Wasser und Brot; außerdem der letztere eine Strafe von 50 Talern, die an die Witwen der Erhängten verschenkt wurden. — Die Aufstellung eines neuen speziellen Urbariums 1681 befriedigte beide Parteien.

Freiherr v. Eben starb 1717. Ihm folgte im Besitz der Kynsburg seine verwitwete Schwester Frau Anna Eleonora v. Reibnitz, geb. Freiin v. Eben, auf Langhelwigsdorf bei Volkenhain, die jedoch schon nach 3 Jahren die Herrschaft an Alexander Ludwig von Winterfeldt aus Riesenitz bei Krossen für 96000 Taler und 1000 Taler Schlüsselgeld verkaufte. Ludwig von Winterfeldt starb 1727 und wurde in Schweidnitz begraben. Nach erreichter Mündigkeit übernahmen 1742 seine beiden Söhne Andreas Ludwig Adolf und Karl Bernhard v. Winterfeldt, die sich der militärischen Laufbahn widmeten, gemeinschaftlich das väterliche Erbe, die Herrschaft Kynsburg.

Inzwischen hatte der Preußenkönig Friedrich II. den Besitz von Schlesien angetreten. An diesen wandten sich auch die Gebrüder v. Winterfeldt bittend um die Erlaubnis, auf ihrem Besitztum ein gemeinsames Bethaus in Kynau errichten zu dürfen. Da jedoch nicht alle zugehörigen Dörfer sich daran beteiligen wollten, und man der Herrschaft zumutete, die Kosten allein zu tragen, so blieb die edle Absicht des Grundherrn unausgeführt. Die Gebrüder Winterfeldt verkauften 1754 die Herrschaft Kinsberg mit den Dörfern Kynau, Schenkendorf, Dittmannsdorf, Bärzdorf, Wäldchen, Hausdorf und Jauernig an Otto Gottfried v. Pieres, Erbherrn auf Wilkau, Stephanshain und Michelsdorf für 101000 Taler und 1000 Taler Schlüsselgeld.

Ihm folgte im Besitz sein Sohn Otto Benjamin v. Pieres. Da aber zu seiner Zeit die Burg dem ursprünglichen Zweck als sichere Burgfeste nicht mehr entsprach, weil sie baufällig geworden, es außerdem sehr beschwerlich war, alle Bedürfnisse, namentlich gutes Trinkwasser auf die Höhe zu schaffen, so verließ Benjamin v. Pieres 1774 die alte Feste, und verlegte seinen Wohnsitz nach Dittmannsdorf, wo er sich ein neues Wohnhaus erbaut hatte. Leider wurde dieses Wohngebäude später ein Raub der Flammen und mit ihm auch aller Hausrat sowie alle dorthin verpflanzten Dokumente und Andenken.

Verfall der Kynsburg.

Die alte Kynsburg, die seit ihrer Erbauung ihre Besitzer so oft wechseln mußte, stand nun im fünften Jahrhundert ihres Daseins öde und verlassen, und mit dem Aufhören des Lebens in ihr begann auch ihr Untergang. Stürme und Wetterhausten nun ungehindert, da keine sorgende Hand ihnen wehrte,

und nur das Torhaus ward noch erhalten, in dem ein Wirtschaftsbeamter wohnen blieb. Da an eine Ausbesserung der Schäden nicht gedacht wurde, so stürzte am 16. September 1789, morgens 6 Uhr, ein Teil der Ringmauer mit donnerähnlichem Krachen ein. Das war der traurige Anfang der gänzlichen Zerstörung. Infolgedessen wurde am Fuße des Burgberges ein herrschaftliches Wohnhaus errichtet. Auf Otto Benjamin v. Vieres folgte 1783 als letzter Besitzer der ungetheilten Herrschaft Kinsberg dessen Sohn Friedrich Otto v. Vieres. Im Jahre 1819 aber wurde die Herrschaft, nachdem sie wegen Schulden mehrere Jahre unter gerichtlicher Administration gestanden hatte, nach dem Wunsche der Hypothekengläubiger in viele Teile zerlegt und geteilt verkauft. Nun verließ auch der letzte Beamte, der Amtmann Hensel, der bis dahin noch in dem Torhause gewohnt hatte, die Burg. Alle Grundstücke waren veräußert, nur die alte Feste in ihren Trümmern war übrig geblieben. Die Burg wurde 1823 ebenfalls auf dem Wege öffentlicher Versteigerung das Eigentum einiger Bauern, die schon früher Besitzer des Berges und Waldes geworden waren. Die Besorgnis, die letzteren möchten die Burg nur deshalb gekauft haben, um sie abzubrechen und zu Gelde zu machen, veranlaßte Freunde des Altertums, ein Nachgebot zu tun. Dieses ward von seiten des Gerichts angenommen und so kam die Ruine 1823 als Eigentum in die Hände des Professors S. Büsching. Von diesem sind in den Jahren 1824 bis 1826 viele Verbesserungen und Verschönerungen der Burgtrümmer vorgenommen worden. Er hatte die Arbeiten dem Maurermeister Scholz in Wüstewaltersdorf übertragen, der es verstand, das Alte zu schonen und dem Neuen Festigkeit und Dauer zu geben. Der Turm ward hergestellt und mit einer Treppe versehen, die damalige Burgkapelle in eine freundliche Stube und das vorhandene Siebelhaus über dem inneren Hauptthore in ein nettes Wohnhaus verwandelt; ebenso wurden mehrere Lauben mit schöner Aussicht und auf dem äußeren Burghofe ein recht schöner Blumengarten angelegt.

Im Jahre 1840 kam die Burg durch Ankauf in die Hände des Grafen Friedrich von Burghaus, der schon früher durch seine Gemahlin, eine geb. Gräfin Henckel von Donnersmark, den Besitz der Herrschaft Kynau an sich gebracht hatte. So wurde die 17 Jahre von der Herrschaft getrennte Burg derselben wieder zugeschrieben. Graf Burghaus hat ebenfalls viel für die Ver-

schönerung getan; er hat namentlich dieselbe durch wohlgepflegte Gänge mit dem Tale verbunden und durch Anlegung von bequemen Wegen rings um den Burgberg dem Publikum das Besuchen dieses reizenden Punktes ungemein erleichtert. Oben auf der Burg verwandelte er über dem inneren Eingangstor zur Burg den Raum, woselbst Prof. Büsching sein Zimmer hatte, in einen Salon mit Vorzimmer, deren Wände und Möbel mit alten Gobelins verziert und in altertümlichem Geschmack ausgeführt sind; die Bogenfenster enthalten verschiedene Wappen in buntem Glase.

Im Jahre 1855 kam endlich die Herrschaft Kynau in den Besitz der freiherrlichen Familie von Zedlitz und Neukirch, und zwar erwarb sie die verwitwete Baronin Emilie von Zedlitz und Neukirch auf Nieder-Hermsdorf, eine geborene von Arnim-Pehnick aus dem Berswalder Hause. Nach ihrem Tode (1860) folgte im Besitz ihr zweiter Sohn Max Ferdinand Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Königl. Kammerherr, Rittmeister, (Landrat des Kreises Waldenburg a. D.) und Rechtsritter des Johanniter-Ordens. — Es bleibt stets die Aufgabe der Besitzer, die Burgruine bewachen zu lassen und durch zeitweises Restaurieren wenigstens einem weiteren Verfall vorzubeugen, was auch durch eine Urkunde dem jedesmaligen Besitzer zur Pflicht gemacht ist.

Der letztgenannte Besitzer hat für Verbesserungen und Erhaltung der Burg nicht unbedeutende Opfer gebracht. Er ließ den Burgturm ausbessern, schützte die Mauern durch Bedachung vor gänzlichem Verfall und setzte Tore, Türen und Fenster in festen Stand. Zwei geräumige Keller zwischen den inneren Burgtoren wandelte er in eine Familiengruft um, die 1868 eingeweiht wurde. Die Südwestecke des Turmes wurde von ihm 1873 ausgebaut. Mitten im Garten ließ er einen Glockenstuhl mit Glocke aufrichten, die den Bewohnern der Umgegend die Tageszeit verkündete; leider ist dieselbe Kriegszwecken 1917 zum Opfer gefallen.

Max Ferdinand v. Zedlitz-Neukirch hatte als Johanniter-ritter am Kriege 1870/71 teilgenommen. Ihm wurde von Kaiser Wilhelm I. eine eroberte französische Kanone als Geschenk verehrt, die er unter der schützenden Kolonnade aufstellen ließ. Er stellte einen Kastellan an, dem außer Bewirtung der Gäste die strengste Aufsicht über alle Teile der Burg zur Pflicht gemacht wurde.

Herr Max Ferdinand von Jedliß-Neukirch hat auch das frühere, am Fuße des Kynsberges gelegene Wohnhaus von außen und innen in einen geschmackvollen und wirklich herrschaftlichen Sitz umgewandelt und es mit hübschen Gartenanlagen umgeben. In der von ihm eingerichteten Schloßkapelle wird zweiwöchentlich von dem evang. Geistlichen zu Dittmannsdorf, zu dessen Kirchspiel Kynau gehört, Gottesdienst abgehalten, an dem auch die Gemeindeglieder von Kynau teilnehmen dürfen. — Er starb am 1. Mai 1907 und wurde feierlichst in der Familiengruft im Burgkeller beigesetzt.

Von den zwei hinterlassenen Söhnen verwallete der eine mehrere Jahre als Landrat den Kreis Waldenburg und später, kurz vor dem Weltkrieg, den Kreis Görlitz.

Der andere Sohn, Hans Robert Baron v. Jedliß-Neukirch, übernahm das väterliche Besitztum. Trotz seiner Kränklichkeit hat er sich um dasselbe verdienstlich gemacht. Er schuf neue andere Wege im Park, zum Schloß und zur Burg, die er den Besuchern freigab. Teile der Burg, die dem Verfall nahe waren, ließ er ausbessern oder erneuern. Zumeist mußte er zu den von den Besuchern erhobenen Eintrittsgeldern, die zur Erhaltung der Burgruine verwendet werden, beträchtliche Geldmittel aus eigener Tasche beifügen. Unter seiner Aufsicht wurde der große äußere Burggarten, ehemals mit gärtnerischen Anlagen versehen, durch Bodenauffschüttung erhöht, planiert und zu einem modernen Gesellschaftsgarten mit zahlreichen Sitzplätzen und einer langen schattigen Kolonnade an der Westseite hergestellt. Die Nische gegenüber war Moltkes Lieblingsplatz. — Hans Robert von Jedliß-Neukirch starb am 15. Mai 1921 und ruht an der Seite seines Vaters. Sein 14-jähriger Sohn Hans Dittrich folgt ihm im Besitz der Güter, die bis zu seiner Großjährigkeit von seiner Mutter, Baronin v. Jedliß-Neukirch, geb. v. Thun, verwaltet werden.

2. Das Innere der Kynsburg.

Nahe dem Schlosse liegt die herrschaftliche Brauerei dicht an der Straße. Von hier aus führt, von hohen Linden beschattet, der ansteigende Weg zur Burg hinan. Hat man diese erreicht, so ist der Teil der Mauer, die 1789 einstürzte, und wieder aufgebaut wurde, der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit. Weiter gelangt man zu dem hohen, zu beiden Seiten mit großen bewachenden Löwen gezierten Tore, das ein Siebelhaus bedeckt, wie man sie noch über alten Stadttoren findet.

Durch dieses erste Tor gelangt man rechts in den geräumigen äußeren Burghof (Burggarten, jetzt Gesellschaftsgarten). Noch heute wird er von der gut erhaltenen Ringmauer, an deren Ost- und Südseite sich früher Røndele und Basteien befanden, begrenzt. Die Westseite der Ringmauer trägt das in Stein gehauene Wappen der Logauer mit der Inschrift M. v. L. 1551.

Links innerhalb des Burghofes befinden sich die Wirtschaftsräume und Stallungen. Eine Beschreibung der Burg aus dem Jahre 1595 berichtet über diese Baulichkeiten folgendes: „Dieses Schloß liegt auf einem ziemlich hohen Berge, stattlich erbaut und von Grund auf gemauert; der Außenhof ist auch mit einer Mauer umfungen, hat erstlich ein zierlich gemauert Torhaus gewölbt, dabei eine Gesindestube, oben zwei Stuben und drei Kammern; gegenüber ist ein gewölbt Backhaus, rechts eine Backhausstube und eine Kammer, links eine geräumige Badestube. Im äußern Hof sind zwei Stallungen, eine für 12, die andere für 4 Rosse, ein hölzern Zimmer darin, einen Schuppen mit zwei Kammern, und in den Røndelen wird Holz und andere Sachen getan.“ —

Gut erhalten steht das parallel zur Längsrichtung der Burg angeordnete zweigeschossige Torhaus der Niederburg, durch das wir eintreten, ein schlichter Putzbau, dessen Flächen durch Sgrafitten kartuschenartigen Gepräges mit stahlblauem Untergrunde reich verziert sind. (Im Jahre 1905 durch Kunstmaler Professor Woellner-Breslau neu aufgefrischt.) Die Räume des Torhauses wurden anfangs des 19. Jahrhunderts von Professor Büsching in eine angenehme Sommerwohnung und vom Grafen Burghaus in einen Salon mit Vorzimmern eingerichtet. Früher sanft ansteigend, jetzt über gestuften Ausgang führt nun der Weg über den Burgplatz zu einer Brücke, die zur oberen Etage des gedachten Torhauses führt.

Daneben, links der Schankhalle, steht die wegen ihres hohen Alters, ihres großen Umfanges und ihrer noch frischen Lebenskraft beachtens- und bewundernswerte Linde. Sie hat manchen Sturm erlebt, sie sah Geschlechter kommen und vergehen. So ist sie eine noch lebende, wenn auch stumme Zeugin dereinstiger Blüte und jetzigen Verfalls ihrer alten Behausung, Zeugin so mancher hier schon seit Jahrhunderten im Grabe ruhender Generationen und deren Schicksale, Zeugin auch so mancher Waffen- und Heldentat: Zärtliche Pflege hat sie vor

dem Untergange bewahrt. Zum Dank dafür erfreut sie jedes Jahr noch mit ihrem frischen Grün das Auge des Beschauers.

Neben dieser Linde geht es in das Innere der verschlossen gehaltenen Burg, die uns gegen ein Eintrittsgeld von dem Führer geöffnet wird. Der Eingang führt durch ein zweites mit turmartigem Gebäude bedecktes Tor, einem Portal von guter Bildhauerarbeit, wie man sie am Ende des 16. Jahrhunderts besonders nach italienischen Mustern in Deutschland findet. Dieses Vortor der Hochburg ist als Kunstbau eines der stattlichsten in Schlesien und unserer besonderen Aufmerksamkeit wert. Es öffnet sich durch ein aufwändiges Portal in reifen Renaissanceformen, aus gelbem und rotem Sandstein sauber gefügt. Ein dreitheiliges Gebälk, getragen von Pilastern und vorgestellten Kompositssäulen auf Sockeln mit kannelierten Schäften, umrahmen die rundbogige flacherhaben gegliederte Toröffnung. Der Schlussstein springt soweit heraus, daß das sich über ihm aufbauende Gebälkstück mit den Säulen bündig liegt. An der Wand darüber erhebt sich ein Greifenpaar auf den von der Mitra bekrönten kaiserlichen Doppeladler losschreitend, in halbrunder Arbeit. Die seitlichen Gebälkstücke tragen sprühende Flammenkugeln. Der Fries ist mit Masken und acht Wappen bedeckt, die von links nach rechts betrachtet den Familien Logau, Reibnitz, Dgigel, Reideburg, Seidlitz, noch einem Reibnitz, Mühlheim und Nimptsch angehören. Die Zwickel des Rundbogens sind mit Genien geschmückt, die Palmen und Kränze halten. Die Archivolte zeigt acht allegorische Figuren mit lateinischer Unterschrift und zwar links: die Barmherzigkeit Caritas, Mäßigkeit, Gerechtigkeit (ohne Unterschrift) und die Treue, Fides; rechts: die Stärke Fortitudo, die Geduld Paciencia, die Klugheit Prudencia, und die Hoffnung Spes. Die Leibung trägt pflanzlichen Schmuck und die stützenden Pilaster sind vorherrschend mit figürlichem Schmuck reich bedacht.

Durch dieses Portal treten wir in einen Vorraum, an dessen Wänden Waffen und Ritter-Rüstungen aufgestellt sind. Die Tür links führt zu den Kellerräumen, jetzt Familiengruft des Freiherrn von Jedlitz-Neukirch.

Vor uns haben wir das dritte gewölbte mit Bildwerk geschmückte Tor. Über demselben bemerkt man die wenig zu erkennenden Wappen der Familien Rochow und Hohenzollern. Dieses Tor öffnet uns den Zugang zu dem inneren Burg-

hof mit dem Brunnen, an den sich die Sage von der „Weißen Frau“ knüpft.*) Von hier aus tritt man in die eigentlichen Burggebäude. Man sieht noch, daß das Hauptwohnhaus über dem Erdgeschoß noch drei Etagen (Stockwerke oder Gaden) hoch war, auch zeigen einzelne Wände noch Reste von Malerei.

Über die ehemaligen inneren Räumlichkeiten der Burg gibt uns das schon erwähnte Schriftstück von 1595 erwünschte Auskunft: „Im Schloß ist das Torhaus gewölbt, unter dem Schlosse seien vier unterschiedliche Keller, gleichfalls gewölbt. Zur Linken des Vorhauses ist (zu ebener Erde) eine große gewölbte und gemalte Stube, auf der anderen Seite eine große gewölbte Speisekammer. Im Hofe ist eine gewölbte Küche samt einem Küchengewölbe.

Im andern Stockwerk ist ein kleiner Saal, zur Linken eine große Gasskammer, zur Rechten des Saales ein Stube mit einer schönen Decke und Boden, daneben zwei Kammern, dahinter ein großes Gewölbe, dann wieder eine Stube, so mit Brettern zu einer Schlafkammer unterschieden.

Im dritten Gaden wiederum ein Sälchen, zur Linken eine große blau gemalte schöne Stube, zur Rechten wiederum eine schöne Stube mit einer Kammer und einem großen Gewölbe, abermals eine Stube mit einer Bretterwand zur Schlafkammer unterschieden. Bis daher sind die Treppen steinern.

Im vierten Stockwerk ist ein großer Saal, zur Linken eine geräumige Stube, daneben vier Kammern, zur Rechten des Saales ein Gewölbe, unter dem Turm, gegenüber eine große Gasskammer.

Unter dem Dach ist eine Stube, zur Linken zwei und zur Rechten derselben noch vier Kammern, und ein offenes Kämmerlein unter dem Turme. Das ganze Gebäude hatte 57 große und 45 kleine Fenster“.

Der Turm und seine nächste Umgebung darf wohl als der älteste Teil der Burg angesehen werden. Er diente mit dem Bergfried als letzter Zufluchtsort für die vom Feinde bedrängten Burgbewohner. Die Mauern des Turmes sind 2 Meter stark. In aller Zeit war der ziemlich hohe Turm oben durchsichtig, mit weißem Blech eingedeckt, während das

*) Dieser Burghof war der Schauplatz des Ritterspieles „Die weiße Frau der Kynsburg“, das am 11. August 1907 von Lehrern und Lehrerinnen Waldenburgs zum Sommerfest der schlesischen Oddfellow-Logen und 14 Tage später zum Besten der Ortsarmen in Kynau aufgeführt wurde.

Dach über das ganze Schloß mit Schindeln eingedeckt war, das 1595 neu und in baulichem Zustande bezeichnet wurde. — Ein Blitzstrahl entzündete und zerstörte den oberen Teil des Turmes. Zu seiner Ergänzung wurde 1686 der achteckige Aufsatz aufgebaut.

Die Rundsicht von den Zinnen des Turmes ist an sich schön und bietet so viele Reize, daß das Besteigen desselben empfohlen werden kann. Gegen Nordosten hin verfolgt unser Blick die tief unten im Tale rauschende Weistritz, die in sommerlichen Sonnenstrahlen gleich einem glänzenden Silberband zur Talsperre sich hinzieht. Nach Südosten herum über dem schroffen Felsental zieht sich eine schön mit dunklen Tannen bewaldete Gegend hin, hinter der das Culengebirge versteckt liegt. Ganz im Süden winkt über Wüstegiersdorf und Tannhausen herüber der steile Porphyrkegel mit den Trümmern der einst so gefürchteten Hornsburg. Im Vordergrund haben wir die Hausdorfer Höhen mit den Langen Brachen, südwestlich über einem Teil von Kynau das Dorf Bärtsdorf und hinter demselben versteckt Tannhausen. Von Westen nach Norden und weiter herum bis Nordosten begrenzt der Horizont den „Goldenen Wald“. Vor demselben streift der Blick die Dörfer Kynau und Schenkendorf. — Wahrlich, es bietet der Turm mit seinem Ausblick ein geeignetes Plätzchen für ritterliche Romantik! —

Ritter Hunibert zu Teufelinde:

O laßt Euch mahnen an den Sonnentag,
Der strahlend golden auf der Flur gelegen,
Als Ihr, mich führend durch die weiten Hallen
Und Gänge Eurer Burg, hinaufgeschritten
Die enge, steile Treppe auf den Turm,
Wo rings tief unten unser Schlesierland
In seiner holden Schönheit vor uns liegt:
Des Waldes Grün, das leis im Sommerwind
In dunklen Wellen auf und nieder wogt.
Und weiter eingebettet unter Lindenduft
Manch Dörflein lieget, dessen Schindeldächer
So silberhell im Sonnensunkel leuchten.
Manch stolze Bergeskuppe ragt im Kreise
Tannenwaldbewehrt, ein truhig Bollwerk da,
Rings schaut der trunk'ne Blick auf Felsenschluchten,
Ruinen auch, der Vorzeit stumme Zeugen,

Und unten tief, ganz tief zu unsern Füßen
 Zieht sich die Straße hin durchs Wiesenal,
 Und schlängelt wie der Fluß sich in die Ferne,
 Wo uns're Blicke dann im Nebelblau
 Der Heimatberge endlich sich verlieren. —
 So standen wir und schauten stumm hinab
 Auf unser Schlesiensland, die feure Heimat,
 Die Gott gesegnen und erhalten möge
 Für alle Ewigkeit! —

(Aus dem Ritterspiel „Die weiße Frau der Kynsburg“. W. R.)
 Verlag: S. Walter, Friedland, Bez. Breslau.

3. Hoch auf der Kynsburg im Herbst.

Die Wälder so bunt, von Winden bewegt,
 fernhin der Blick mich zu Höhen trägt:
 zum hohen, leuchtenden Eulenturm, —
 — so oft schon umtobt vom böigen Sturm, —
 zum Schwarzen Berg und zum Ochsenkopf,
 und zu des Hochwalds bewaldetem Schopf. —

Tief unten braust die Weisstriz heran,
 von Steinen gehemmt und verdeckt von Tann,
 es blinkt ihr schönes silbernes Band,
 eine Zierde der Gegend, ein Schmuck dem Land,
 und drüben im wilden Teufelstal
 ragt düster mahnend des Kreuzes Mal.

Ringsum der Mauern verfallender Bau,
 wohl noch besucht von der weißen Frau,
 zu künden den Menschen Jammer und Leid,
 Krieg, Zwietracht und Todesbitterkeit,
 auch Ritter und Frauen erstehen zumal
 ernst schreitend und lautlos in manchem Saal. —

O herrlich, zu blicken im herbstlichen Bunt
 von der Kynsburgfest' in seliger Stund,
 zu schauen um graue Vergangenheit
 die farbenglühende Herbsteszeit,
 zur Seite zwei Augen, die lieb und hold
 die Schöne beschaun in der Wälder Gold:

O, unvergeßlich glänzt solch ein Tag
 wie ein Schmetterling leuchtend ob Hain und Hag.

Michael Doppler.

4. Besuch der Kynsburg.

(Fremdenbuch.)

Professor Büsching, ein Freund des Altertums, hatte die Burgruine 1823 erworben und war bemüht, dieses altertümliche Bauwerk der Nachwelt zu erhalten. Seit 1774 war dieselbe unbewohnt; jedoch war sie noch oft der Versammlungsort der Familie von Lieres und guter Freunde, wenn man in der schönen Waldsefte einen frohen Tag verleben wollte. Lange Zeit hatten Eulen und Molche in ihr ihren Wohnsitz genommen. Durch die Bemühungen des neuen Besitzers wurden die Trümmer durch Ausbesserungen und neue Baulichkeiten soweit hergestellt, daß sie fröhliche Besucher aufzunehmen vermochte, die aus den hohen Fenstern und von der alten Warte das herrliche Wald- und Felsental betrachten wollten. — Dr. Semplin, Hofrat und Badearzt zu Salzbrunn, hatte durch einen ausführlichen Bericht in den schlesischen Provinzialblättern das Publikum auf die Erneuerung der Burgsefte aufmerksam gemacht und zum Besuche derselben eingeladen. Der Besuch der Burg, der schon im Jahre 1800 begonnen hatte, aber in den ersten 20 Jahren des neuen Jahrhunderts noch sehr gering war, erfolgte von jetzt ab reichlicher, so daß in den Jahren 1824 und 25 die Besucherzahl über 6000 stieg. Der große Zudrang machte neue Anordnung zur bequemen Aufnahme der Fremden nötig. Neben der Brauerei wurde 1826 ein neuer Gasthof mit Speisesaal, Billardsaal und sechs geräumigen Gaststuben gebaut.

Die renovierte Burgruine wurde von jetzt ab ein Zielpunkt für Ausflügler, Reisende und Touristen und ein Vergnügungsort für Vereine. Zu wiederholten Malen veranstalteten Breslauer Studenten hier ihre Kommerse. Schon bald nach dem Kriege von 1870/71, ganz besonders aber von dem Zeitpunkt ab, da der Burggarten zu einem modernen Gesellschaftsgarten eingerichtet und die Restaurationslokale erweitert worden waren, nahm der Besuch erheblich zu. An manchem schönen Sommersonntage vor dem Weltkriege konnten der Burggarten und der Brauereigarten zusammen die nach Tausenden zählenden Besucher kaum fassen. Frohsinn und schlesische Gemütslichkeit belebte damals die Gesellschaften und stärkte Herz und Gemüt der Besucher.

Die Einzeichnungen in die

Fremdenbücher

in der Zeit von 1800 bis 1900 bezeugen, daß auch hohe und bedeutende Persönlichkeiten die Burg besuchten und der Stimmung der Zeit sowie der Bewunderung der Naturschönheit Ausdruck verliehen. Es folge eine kleine Auslese.

Burg Aynsberg.

„Burg Aynsberg auf den Felsenhöhn!
„Wie kühn und wild, wie sanft und schön!“
Ich rief es vom Turme danieder,
Ich rief es vom Tale wieder.

Burg Aynsberg, nah' dem Schlesiertal,
Sei mir gegrüßt noch manches Mal,
Wo der Weistriß Wellen brausen
Und laubige Wälder sausen.

Burg Aynsberg aus uralter Zeit,
Wie bist du so wohnlich auch noch heut,
Wie schmücken Blumen und Bäume
Des Burghofs gastliche Räume.

Burg Aynsberg, dank es dem neuen Herrn!
Nun kommen die Gäste von nah und fern,
Von den Zinnen hinunter zu blicken
Mit Verwunderung und mit Entzücken!

Burg Aynsberg, fangeswerte du,
Und du, Burgherr, Burgherrin, dazu!
Erlaubet dem Freund, euch zu preisen
In schlichten Sangesweisen! —

Kannegießer, 1860.

So schreibt nach der Niederlage Preußens von Jena und Auerstädt ein Besucher:

„Auch die Erinnerung der vergangenen Zeiten ist angenehm, und ehrwürdig ist daher auch diese Ruine, die einst freie Menschen bewohnten, — wer weiß, werden unsere einstigen Ruinen nicht auch wieder von glücklicheren Landsleuten besucht, und weihen ihren unglücklichen Vorfahren eine Zähe des Mitgeföhls und der Erinnerung; dies schrieb im Gefühl des Schmerzes ein treuer Patriot.“

C. v. K., 16. 12. 1808.

1813 im Jahre der Erhebung war der Besuch ein bedeutender und eine ganz andere Stimmung spricht aus einzelnen



Kynsburg mit Portal

der eingetragenen Bemerkungen. Flüchtlinge aus den vom Feinde besetzten Gebieten, Freiwillige, russische Offiziere waren erschienen.

Mar v. Schenkendorf aus Königsberg in Preußen, 7. 7. 1813.

Wenig später wurden auch hier mehr durch die vielfach bewegte Zeit und die Nähe des großen Hauptquartiers herbeigeführt:

Friedr. Delbrück aus Berlin, Kgl. Pr. Geheimrat, vormaliger Erziehender S. K. S. des Kronprinzen, 26. Juli 1813;

Küster, G. St. R. aus Berlin, den 8. August;

E. M. Arndt von der Insel Rügen, den 14. 8. 1813.

Sei mir freundlich begrüßt, du Schloß mit den hohen Mauern,
Zierde des Schlesiertals, Königsberg nennt man dich,
Königlich Anseh'n hast du und blickst auf die niedern Gebäude
Stolz von dem Felsen herab, der dich Jahrhunderte trägt.

Aug. Wern, Privatlehrer, Breslau, 1. 8. 1818.

1819 besuchte S. Kgl. Hoheit der Kronprinz die Burg;
Tag und Namen trug er eigenhändig ein. Am 28. Juny 1819.
F. W. K. P. In seiner Begleitung waren:

Carl Friedr. v. d. Kneesebeck, General-Lieut.; Friedrich Theodor
Merkel, Oberpräsident; A. Gr. zu Stolberg; Carl Gr. v. Gröben; Carl
v. Rödter u. a.

Furchtbar steigst du empor an der Felsen graufigem Abgrund,
Trophend hebst du das Haupt auf die lustige Höh!
Menschen türmten dich auf in der Vorzeit nebelnder Ferne,
Sirt zu sein dem Land, es zu beschützen in Not:
Ritter hausten auf dir, die rüstigen biedern Väter,
Tummelten weidlich die Rosse dort in des Zwingers Gefild.
Manche stattliche Frau durcheilte geschäftig die Zimmer,
Klirrend die Schlüssel am Gurt gebot sie verständig der Magd.
Ach, die Zeit ist dahin und mit ihr verschollen die Menschen,
Modernnd liegen sie, folgend dem ird'schen Geschick.
Und auch schon dich händigt der Zahn der nagenden Zeiten
Drohende Felsburg du, öde liegst du und leer.
Menschen ach, sind es nun auch, die dich durchwühlen, zertrümmern,
Sabsucht und elender Geiz lenken ja immer fast ihn.
Doch, was klag ich, es ist ja das Los der irdischen Dinge,
Was zur Blüte gelangt, fällt hinab in den Staub.

G. K 1114, 22. 5. 1820.

Am 22. August 1820 zeichneten sich als Besucher mehrere Mitglieder der Radziwill und v. Wildenbruch ins Fremdenbuch ein.

Lauschend steht der Fremdling und horcht in des Talgrundes Rauschen,
Ob sich der Schutzgeist der Burg zeig ihm mit winkender Hand!
Ach! er harret vergebens — der Genius senkt die Fackel,
Schwebt flüchtigen Flugs höherer Heimat schon zu.
Scheidend legt er die Worte gewichtig dem Menschen zu Herzen:
„Höherem strebe nur nach! Eitel ist alles ja hier!“

E. Dresser aus Sachsen, Stud. der Rechte in Breslau, 22. 8. 1824.

Schauet die alternde Burg, ein Denkmal kräftiger Vorzeit,
Ragend auf waldiger Höh' mächtige Trümmer empor!
Fest und traulich umschlingt sie düster rankender Efeu,
Und sein Flüstern begrüßt uns mit dem Säuseln des Hains.
„Fremdling“ — rauscht es uns zu, aus öden verfallenen Mauern —
„Blicke mit Wehmut und Ernst auf dies Vermächtnis der Zeit!
Sieh, wie die endliche Macht, die menschliche Hoheit und Größe
Ewig der brausende Strom irdischen Wechsels verschlingt!
Doch, ein unsterblicher Geist weht mahnend durch unsere Trümmer,
Wiegt in den lieblichsten Traum hier ein empfindendes Herz!“

Sauer, Unteroff. in Tilsit, 11. 7. 1824.

Heil dir, mein teures liebes Vaterland!
Wo hoch hinauf der Berge Wipfel ragen,
Und höher noch das Herz des Wanderers fragen,
Der deines Volkes Biedersinn erkennt!
Heil ewig dir, mein teures Vaterland!

E. Bohle, Stud. Theol., Breslau, 4. 10. 1824.

Es küßt der Berge Höhen der Sonne letzter Strahl,
Des Windes Lüfte wehen im tiefen Felsental.
Die dunklen Tannen kränzen den hohen Königstein,
Der Beste Trümmer glänzen im lichten Abendchein.
Doch dunkel glüh'n die Gipfel, der holde Tag entflieht,
Wo durch die düstern Wipfel der Dämm'ung Schweigen zieht.
Die glüh'nde Bergeskette versinkt in dunkle Nacht,
Laut tobt im Felsenbette des Waldbachs wilde Macht.
Zum Königstein herüber rauscht es wie Geisterweh'n,
Die Klänge zieh'n vorüber, die Träume groß und schön!

Sauer, Unteroffizier, Tilsit.

O Schlesi en, liebes, teures Land!
Groß durch Natur, durch Heldensinn und Sitten,
Hier reicht man sich noch treu die Freundeshand,
Der Mensch hat durch die Zeiten nicht gelitten.
Hier bindet Herz an Herz der Liebe Band,
Unschuld bewohnt die niedern Sennenhütten.
Dem schönsten Land sind Menschen zugegeben,
Die es verdienen, so beglückt zu leben!

Frau Kaufmann Caspar, Berlin, 27. 7. 1825.

Umjchau.

Von alten Sagen rings umwoben
Die Kynsburg halb zerfallen thront
In duft'ger Waldeshöhe droben,
Wo Gottes Allmacht sichtbar wohnt.

Es schweift das trunk'ne Aug' ins Weite
Im blauen Dufte liegt das Thal,
Und Wald und Feld zu jeder Seite
Und heil'ger Frieden überall.

Muß nicht der Schmerz, die Sorge weichen
Bei diesem Anblick groß und hehr?
Willst du das schöne Ziel erreichen?
Verlaß die Welt, die liebeleer,

Tief unter dir des Lebens Treiben
Und über dir des Aethers Blau,
Hier darf das Aug' nicht frühe bleiben,
Dem hellen Blick weicht düst'res Grau.

Zerfallen ist der Burg Gemäuer,
Verschwunden ist die einst'ge Pracht,
Erinn'ring, die uns immer leuer,
Bringt Licht auch in die dunkle Nacht!

Erinn'ring sei auch uns Begleiter,
Wenn uns der Städte Lärm umkost,
Erinn'ring froh und klar und heiter
An schöne Stunden uns umkost!

Adelheid Hübler, Breslau, 15. 8. 1887.

Königsburg.

Die K ö n i g s b u r g , ein altes Ritterschloß,
Es ist nicht klein, doch auch nicht groß, —
Darin hat gehauft manch Rittergeschlecht,
Es übte ein hohes gewaltiges Recht.
Es ist verweht, von ihm keine Spur,
Es folgte dem ewigen Gesetz der Natur
Der Glanz, in dem die Burg erschienen,
Erblickte, — und nur noch Ruinen
Starren von der Felsenwand
Mit Trübem Blick hinab ins Land.
Nur „Einer“, der den Glanz geschaut,
Erzählt noch heute still und traut,
Daß Glanz und ird'sche Herrlichkeit
Vergehen wie die flücht'ge Zeit
Und wie ein nächt'ger Jugendtraum,
Der „Eine“ ist: — der Lindenbaum! —
Viel hundert Sommer zählt er,
Stützt nun sein Haupt gedankenschwer,
Er denkt der vergang'nen Pracht,
Die in der Jugend ihm gelacht! —
— Drum, Mensch, gedenk' der Zeitlichkeit
Und allen Glücks Vergänglichkeit!

1889.

W. R.

Wollt ihr frohe Menschen schauen,
Kommt gereist nach Schlesiens Auen,
Hier herrscht eitel Lust und Freud,
Schlesier wissen nichts von Leid.

18. 9. 1890.

Vieles hab' ich schon gesehen,
Fremde Täler, fremde Höh'n,
Aber schöner tausendmal
Ist doch unser Schlesiertal! —

Bigouroux, Schulze, Pathe.

Diegt auch die Burg in Trümmern,
Die Burg aus alter Zeit,
Das Tal wird ewig schimmern
In seiner Herrlichkeit.

1890.

Die Fels- und Bergespitzen,
Sie halten ringsum Wacht,
Dies Paradies zu schützen
In seiner Schönheit Pracht.

Einst bauten Ritter diese Burg
Zu sicherem Sitz, zu Schutz und Hort
Wir haben eine festere Burg,
Und die heißt: „Gott und Gottes Wort!“

Ev. Männer- und Jünglingsverein, Weisstein, 3. 7. 1898.

Ihebefius.

W. R.

5. Sagen von der Kynsburg.

Fast in allen Gebirgsgegenden haften Märchen und Sagen an Bergen, Burgen, Höhen und Tälern, die uns in ihrem einfachen Schmuck immer lieb sein werden. Auch in den Umgebungen der Kynsburg leben mehrere solche Dichtungen aus der Vorzeit, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen. Es sind folgende:

Die Gluckhenne.

Vor Zeiten ließ in einem Zimmer der alten Burg sich zuweilen des Nachts eine schwarze Gluckhenne sehen, die aus dem Ofen des Zimmers, von goldgelben Küchlein begleitet, hervorkam. Der Burgherr hatte nie etwas davon gesehen, glaubte auch nicht an die Erscheinung, vermied es aber doch, jemanden in dem Zimmer übernachten zu lassen. Einst kam ein fremder Ritter zur Burg, als es schon dämmerte, und forderte für sich, seinen Knappen und zwei Rosse Nachtlager, und da er sich als Freund des Burgherrn auswies, indem er den Namen Hermann von Reichenbach nannte, wurde ihm das Thor sogleich geöffnet. Freundlicher Empfang und Bewirung fehlte dem Ermüdeten nicht. Der Burgherr befahl dann, dem Fremden jenes Zimmer einzuräumen, das der Glaube der Diener für den Sitz eines gespenstischen Geistes erklärte. Nachdem die Herrschaft das Abendbrot genossen hatte, wurde dem fremden Gaste und seinem Knappen die Schlafstube angewiesen; zwei reinliche Betten standen einander gegenüber, dazwischen ein Tisch und zwei Stühle. Eine Lampe blieb auf dem Tische zur Nachtbeleuchtung stehen, als die Hausknappen die Fremden allein gelassen und erhellte nur matt das Zimmer. Ritter und Knappe eilten bald zur Ruhe, denn sie wollten am andern Morgen zeitig weiter reisen und schon mit Tagesanbruch ließ der Fremde dem Burgherrn melden, er sei gesonnen, abzureisen. Nur die dringende Bitte des Burgherrn, doch so lange zu weilen, bis das Morgenmahl bereitet wäre, konnte ihn von der augenblicklichen Abreise zurückhalten.

Als sich der Burgherr angekleidet hatte, rief man den Fremden zum Frühstück. Dieser trat mit etwas verstörtem Blick und von nächtlicher Unruhe abgespanntem Anliß zu seinem Wirte. Dem Ritter von Kynsburg entging nicht die auffallende Veränderung seines Gastes und besorgt fragte er ihn, ob er auch gut geschlafen habe? Der Fremde zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Nicht viel habe ich schlafen können“. „Und wer wagte es, Euch zu stören?“ rief der Burgherr mit einem erzürnten Blick auf die im Tafelzimmer versammelten Knappen. „Nicht Eure lebenden Hausgenossen“, erwiderte der Fremde, „sondern eine andere geistige Gewalt. Hört meine Erlebnisse in dieser Nacht:

Als wir, ich und mein Knappe, uns gestern abend zur Ruhe begaben, war ich bald eingeschlummert und mochte wohl eine gute Stunde geschlafen haben, als ich plötzlich, ich weiß nicht wodurch, aufgeweckt wurde. Aufblickend sah ich, daß die Lampe noch gut brannte, die Turmuhr schlug eben elf. Ein kleines Geräusch zog meine Aufmerksamkeit auf sich, ich richtete mich im Bette empor und wendete meinen Blick auf die Stelle, wo das Geräusch herzukommen schien. In demselben Augenblick kam eine schwarze Gluckhenne unter dem Ofen hervor, begleitet von einigen Küchlein. Sie ging mit ihnen in die Mitte des Zimmers, gluckte und scharrte dort, sträubte sich dann, krächzte, als wenn ein Raubthier ihr nahe wäre und schlug mit den Flügeln so stark, daß die auf dem Tische stehende Lampe flackerte und zu erlöschen drohte. Darauf durchwandelte sie das ganze Zimmer und kam endlich auch vor mein Bett, dort flatterte sie hoch auf und die Lampe erlosch. Beim schwachen Schimmer des Mondes, der durch die Fenster schien, bemerkte ich, daß sie nach einer Weile wieder emporflatterte und daß zugleich die Lampe von neuem hell brannte. Darauf sich beruhigend, kehrte sie wieder um, pickte auf dem Fußboden, die Küchlein versammelten sich um sie her und hinter dem Ofen verschwand die Gluckhenne mit ihrer kleinen Brut. — Zweifelnd, ob ich ein wahres Ereignis gesehen, oder ob eine traumhafte Erscheinung mich getäuscht hätte, stand ich nach einer Weile, als ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, auf, nahm die Lampe und untersuchte den Ort, — aber keine Spur eines Hühnernestes, keine Henne und keine Küchlein waren zu finden. Mein Knappe hatte nichts davon gehört und gesehen, denn er schlief so fest, daß ich ihn einige Male rufen mußte, als ich aufgestanden war. Ein gespenstisches Grauen hatte mich ergriffen und wenn auch alles in dem übrigen Theile der Nacht stille blieb, konnte ich doch keine Ruhe erlangen und so unbedeutend auch die ganze Erscheinung war, so schien meinem Gefühle nach doch etwas Grausenerregendes dahinter verborgen. So stehe ich früher vor Euch zur Reise gerüstet, als ich erst gewollt; lebt wohl, habt Dank für Aufnahme und Bewirtung und gedenkt nicht weiter der Geisterseherei eines Fremden!“

Der Ritter reiste ab und man ließ ihn in Frieden ziehen. Aber lauter wurde auf der Burg das Gespräch von der Henne und ihren Küchlein; alle greisige Knappen erzählten von dem, was sie schon früher gehört. Länger konnte nun auch der Burgherr an dem nicht mehr zweifeln, was er dem Hausgesinde vorher nicht hatte glauben wollen und was nun ein Fremder ihm bestätigt hatte. Auch der Burgkaplan selbst meinte, es sei ein Gott wohlgefälliges Werk, zu untersuchen, was solch' wunderbare Anzeichen bedeuteten. Da befahl der Burgherr, den Ofen wegzureißen. Als dies geschehen, fand man unter ihm ein etwas erhabenes Gediele; nach Entfernung desselben entdeckte man ein Kästchen, welches die Gerippe zweier kleiner, längst schon verwesten Kinder enthielt.

Der Geistliche holte sich Rat in seinem Kloster, dem nahen Grüssau, und der Abt befahl, diese Aberreste mit stiller Feierlichkeit in geweihtem Boden beizusetzen. Wer sie unter den Dfen gebracht, nachdem wahrscheinlich eine Greuelthat verübt worden war, ist nie ermittelt worden; keine Vermutung leitete darauf und die That muß sehr geheimnisvoll vollbracht worden sein. Die Gluckhenne, die man wohl für die unglückliche Mutter der früh gemordeten Kindlein, die sie als goldgelbe Küchlein begleiteten, halten könnte, hat sich nachher nie wieder sehen lassen.

Schuld und Sühne im Teufelstal.

Im Tale der Schrecken, genannt das Teufelstal, im Gebiet der Weistritz gelegen, stand an steiler Felsenwand ein steinern Kreuz. Dasselbe erinnerte an die Mordthat, die einst ein junger Ritter der Aynsburg aus Habsucht an seinem Vetter, einem Ritter Falkenberg, im Zweikampf begangen hatte. Nach vollbrachter That nahm er die Güter seines Veters in Besitz und ließ dessen Gattin zwischen den öden Mauern des Burgverließes klagend und schmachtfend ihr Leben beschließen. Zwei ihrer Kinder, ein Knabe Enewold und eine Tochter Clara waren durch einen treuen Knappen gerettet worden und wurden im Kloster zu Breslau erzogen. Beide Geschwister schworen dem Geschlechte der Aynsbürger für ihre Untat ewige Rache! — Der Knabe fiel später als Ritter im Kreuzzuge und hinterließ seine Gattin und seine Tochter Emmeline der Fürsorge seiner Schwester Clara. Diese zog sich, da Emmelines Mutter frühzeitig starb, von der Welt zurück und bewohnte mit Emmeline ein einsames Haus im Schreckental. Hier wurde Emmeline bei stiller Bescheidenheit in Gottesfurcht und Frömmigkeit erzogen und wuchs unter zärtlicher Pflege zu einer lieblichen Schönheit heran. Ein wunderbar Geschick fügte es, daß auf einem Jagdzuge ein junger Ritter der Aynsburg, ein Enkel des Mörders, in das dunkle Tal eindrang und hier das hübsche Mädchen schaute. Die Blicke beider begegneten sich und weckten gegenseitige Liebe in ihrem Herzen. — Gedenkend des geschworenen Racheeides aber entfloh Clara mit ihrer Nichte Emmeline und hielt sich im Verborgenen auf. Der junge Ritter beschloß, die liebliche Jungfrau zur Gattin zu nehmen und die Untat seines Ahnherrn zu sühnen. Zwei Jahre lang suchte er die Geflohene und irrte in ganz Schlesien umher, ohne sie zu finden. Endlich auf einer Eberheße im Teufelstal, wohin Clara mit Emmeline still zurückgekehrt war, fand er sie in dem Augenblick, da ein Räuber das Leben Emmelines mit dem Dolche bedrohte. Mit ritterlichem Mute sprang er hinzu, stieß den Räuber mit dem Schwerte nieder und errettete die Jungfrau aus ihrer Lebensgefahr. — Er führte sie heim in seine Burg. Emmeline wurde des Ritters Goltfried Ehefrau. So wurde der Schatten ihres Großvaters und ihrer Großmutter gesühnt, indem aus ihnen ein glückliches Geschlecht auf der

Burg erblühte, deren Mauern einst die Tränen und den Kummer ihrer Ahnfrau (die weiße Frau) umschlossen.

Die große Forelle im Efelsbrunnen.

Eine andere Sage ist die von der großen Forelle im Efelsbrunnen. Dieser Brunnen liegt 800 Schritte von der Burg entfernt an der Talseite des Schloßberges. Die Burgbewohner holten immer ihr Trinkwasser dasselbst, weil sie das Wasser des tiefen Windebrunnens im Schloßhose für ungesund hielten. Als die Burg noch von der Herrschaft bewohnt war, wurde ein Esel dazu gehalten, das Wasser hinaufzutragen; ein Wächter begleitete ihn, um das Wasser in Fässer zu füllen, die mit eisernen Haken an dem hölzernen Sattel befestigt waren. So mußte das Tier auf seinem Rücken das Wasser täglich zur Burg tragen, daher der Name Efelsbrunnen. — In diesen Efelsbrunnen hatte einer der früheren Burgherren eine große Forelle setzen lassen, um durch sie das Wasser rein und klar zu erhalten. „Steht auch meine Forelle noch, fragte er zuweilen den Efeltreiber. „O ja! gnädiger Herr, ich sehe sie allemal, wenn ich Wasser hole,“ erwiderte dieser. „Nun, so gebt nur acht, daß sie mir nicht entwendet wird,“ entgegnete der Herr.

In einer mond hellen Nacht stand einmal der Burgherr im oberen Saale und schaute am Schloßberge hinab; da sah er einen Menschen, beschäftigt, den Brunnen auszuschöpfen. Der Burgherr nahm sein Sprachrohr und rief mit vernehmlicher Stimme in daselbe hinein:

„Daß die Forelle stoh'n,
Sonst ist der Strang Dein Lohn!“

Aber der Fischer ließ sich dadurch nicht stören; der Brunnen ward ausgeschöpft und der Dieb eilte nun flüchtig mit der Forelle in seine Hütte und ließ sie sich wohlschmecken.

Der Burgherr hatte ihn, obgleich er nicht fürchtete, daß er seiner Warnung so wenig Gehör geben würde, nicht aus den Augen verloren, und der helle Schein des Mondes ließ ihn denselben bis zur erwähnten Hütte verfolgen. Als am andern Morgen der Wassererschöpfer zum Brunnen kam, fand er die Forelle nicht mehr und meldete eilig dem Herrn diesen Verlust. Da entbrannte der Burgherr im Zorn, ließ den Mann holen, der in jener Hütte wohnte, in die sich der Fischer vom Brunnen zurückgezogen hatte, und da dieser die That eingestand, ward er schon am andern Tage als Forellendieb auf der Galgenbühne gehenkt.

Die Sage vom Rabenstein.

Vor alter Zeit, als die Aynsburg noch für eine uneinnehmbare Feste galt und auf dieser herzoglichen Domäne ein Burggraf der Volkonen hauste, der eine strenge Wacht gegenüber den benachbarten Böhmen hielt,

versielen die letzteren auf eine List, sich der Burg zu bemächtigen. Den Leuten auf der Burg zeigte sich nämlich von Zeit zu Zeit auf der Spitze des gegenüberliegenden Rabensteins ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visier, dem niemand nahe kommen konnte, so viel Mühe man sich auch gab, denn sobald sich die Mannschaft auf der Burg in der Nähe versteckte, um den geheimnisvollen Ritter zu erwarten, erschien dieser gar nicht; kaum aber war die Mannschaft wieder oben auf der Burg, da zeigte sich auch die abenteuerliche Erscheinung auf der Fels Spitze wieder, so daß man schon anfang, das ganze für eine Gespenstergeschichte zu halten. Die Sache ist jedenfalls leicht dadurch zu erklären, daß der räthselhafte Ritter mit den Terrainverhältnissen sehr vertraut gewesen sein und es jedenfalls verstanden haben mag, an der damals gewiß sehr dicht bewaldet gewesenen Berglehne sich stets rechtzeitig den Blicken seiner Nachspürer zu entziehen. Alle Mittel des Burggrafen, den Geheimnisvollen zu enträtseln, waren vergeblich, so daß zu dem letzten Versuch geschritten wurde, den Geharnischten zum Sprechen zu bringen, ihn bei seinem nächsten Erscheinen nach seinem Begehren von der Burg aus zu fragen. Dies geschah eines Abends und die Antwort lautete, er müsse den Burggrafen sprechen, um ihm einen auf der Burg verborgenen Schatz zu entdecken, doch müsse der Burggraf sich ganz allein auf dem Rabenstein einfänden, da er nur ihm allein das Geheimnis offenbaren könne. In der damaligen Zeit war man nach Schätzen nicht weniger lüstern, als heutzutage, daher der Burggraf nicht lange auf sich warten ließ und wohlgewappnet auf dem Felsen erschien. Dort wurde er aber sofort hinterrücks von einer Räuberbande überfallen und unschädlich gemacht, während die Besatzung der Burg überrumpelt, die letztere eingenommen, geplündert und zerstört wurde. Graf Burghaus hat auf dem Rabenstein ein weißes Kreuz errichten lassen, das dem Besucher der Burg jetzt noch so bedeutungsvoll entgegenleuchtet, wenn er von der Ruine hinab ins Weistritztal blickt.

Der freie Hund.

Von dem kleinen Junker v. Eben, dem einzigen Sohne des Freiherrn Gottfried v. Eben, der ums Jahr 1680 die Aynsburg kaufte, lebt folgende beglaubigte Geschichte noch in der Sage fort:

Der kleine Junker v. Eben, ein munterer Knabe, mußte täglich auf einem Ponny nach Schweidnitz in die Schule reiten, begleitet von einer dänischen Dogge. Gewöhnlich kehrte er zu einer bestimmten Stunde durchs Schlestertal auf dem sogenannten Karretenwege zurück. An diesen schmalen, in Fels gehauenen Fahrweg, der auf die Burg führt, stößt ein tiefes Thal mit schroffen Felsenwänden an, das für den Reisenden zu Wagen oder zu Pferde einige nicht ungefährliche Stellen aufzuweisen hat. Eines Tages blieb nun der kleine Eben ungewöhnlich lange aus, so daß die besorgten

Eltern ihm zuerst einen Boten entgeschickten, in ihrer Angst aber auch bald diesem selbst nacheilten. Da sahen sie zu ihrem nicht geringen Entsetzen schon von weitem den Bonny am steilsten Abgrunde stehen, aber — ohne Reiter! Weiter sahen sie die Dogge vorn neben dem Bonny stehen, dann, daß dieselbe die Zügel des Bonnys im Maule hielt und endlich, daß ihr Söhnchen mit einem Fuße im Steigbügel hing und mit dem ganzen Körper nach unten über dem grauensvollen Abgrund schwebte, jeden Augenblick in Gefahr, den Tod durch Herunterstürzen oder durch die schreckliche Lage des Körpers zu finden. Wer malt sich die Angst und den Schrecken des Vaters und der Mutter aus! Angelangt an der Unglücksstätte, befreite man mit der größten Vorsicht das besinnungslose Kind aus seiner gefährlichen Lage. Der kleine Knabe, nachdem er seine Besinnung wiedererlangt, erzählte nun, daß sein kleines Pferdchen unversehrt gescheut habe, infolgedessen er abgestürzt und im Steigbügel hängen geblieben sei. Der treue Hund hatte mit bewunderungswürdiger Klugheit die Gefahr, in der sein Schützling schwebte, sofort erkennend, in demselben Augenblick die Zügel des Bonnys erfaßt und sie mit eiserner Konsequenz bis zur Befreiung des Knaben festgehalten, so daß sich das Pferdchen nicht nach vorwärts oder rückwärts bewegen konnte. Dankbar haben die Eltern für den Retter ihres Kindes lebenslang gesorgt und zum Andenken daran ein Bild in Lebensgröße von dem Vorfalle anfertigen lassen, das stets von den Besitzern der Kynsburg aufbewahrt wird.

Die drei Wächter.

Im siebenjährigen Kriege, als die Oesterreicher im Weistritztale und auf den Höhen festen Fuß gefaßt hatten, kam eine Gesellschaft Offiziere auf die Burg, um das Innere des Schlosses zu besehen. Die Gutsherrschaft war längst abgereist und hatte sich an einen sicheren Ort begeben; nur der Beamte mit seinen Leuten war zurückgeblieben. Einer der Offiziere fragte den überraschten Amtmann: „Wer seid Ihr?“ — Stotternd erwiderte dieser: „Ihro Excellenz werden verzeihen, ich bin Verwalter hier!“ — „Gut,“ sagte der Offizier, „wir wollen das Innere dieser Burg besehen, aber genau und alles; macht uns daher alle, ich sage alle Tiren auf.“ — „Gern und willig soll dies geschehen,“ erwiderte der Verwalter, „aber einige Gemächer sind verschlossen und zwar schon seit vielen Jahren, ich habe zu ihnen nicht die Schlüssel und sie sind längst vermißt worden.“ — „Auch diese müssen geöffnet werden,“ sagte der Offizier. „Laßt den Schlosser kommen!“

Der Wächter mußte eilig den Schlosser holen und dieser kam bald mit einem Bund Haken und Nachschlüsseln.

Unterdessen hatten sich die Offiziere im andern Teile des Schlosses umgesehen und dem Schlosser ward nun von ihnen befohlen, er solle im

hinteren Teile der Burg die verschlossenen Türen aufmachen. Er ging ans Werk und mit geschickter Hand gelang es ihm, einige rasch aufzuschließen. Jetzt kam er an eine schmale eiserne Tür, er versuchte einige Schlüssel und mit einem starken Schnapp sprang plötzlich und ihm selbst unvermutet das Schloß auf. Da trat er in ein kleines, dunkles Zimmer; aber welch ein Anblick überraschte den Mann!

Drei alte Männer in langen Kleidern, denen ihre weißen Bärte die Brust bedeckten, saßen an einem Tische, auf dem ein großes Buch aufgeschlagen lag; ihr Blick war auf den Eintretenden gerichtet. Der Schlosser, sonst ein beherzter Mann, erschrak so sehr, daß er sich an allen Gliedern gelähmt fühlte. Den stieren Blick dieser drei Altväter in diesem einfachen dunklen Gemache länger auszuhalten, war ihm fast unmöglich. Indessen faßte er sich, verließ eiligst das Gemach und krachend flog die Tür in ihr Schloß zurück! Da ergriff den Schlosser Grausen und Entsetzen; er lief, was er konnte — und nichts vermochte ihn zu halten — aus der Burg hinaus, den Berg hinunter und seiner Wohnung zu. Zu Hause angekommen, war er ganz durchnäßt von Schweiß und geschwächt durch Entsetzen und übermäßiges Laufen; er mußte einige Wochen das Bett hüten, indem eine fortdauernde Schwäche ihn verhinderte, sich eher zu erheben.

Derselbe ist nachher öfters aufgefördert worden, im Beisein mehrerer Menschen die Tür zu zeigen, hat aber eine solche nicht mehr gefunden und nur so viel behauptet, daß sie auf der Talseite im hinteren Teile des Schloffes gewesen sei.

Das Banner der Bogau.

Die verwaisste Erbin der Kynsburg, die schöne Rosa von Bogau, ritt einst auf ihrem schneeweißen Zelter mit stattlichem Gefolge, bestehend aus Jungfrauen und Knappen, durch das Schlesiertal nach Schweidnitz, als plötzlich Hörnerschall ertönte und eine Schar Bewaffneter, an deren Spitze sich der als Wegelagerer übel berüchtigte schwarze Horn vom Hornschloß befand, sie überfiel, während Rosas feiges Gefolge die Flucht ergriff. Desselben Weges dahergeritten kam zufällig der Ritter Hinko v. Seydlich mit seinen Knappen, im Begriff, von Schweidnitz kommend, auf Burg Schönberg einen Besuch zu machen. Ohne Besinnen warf er sich den Räubern entgegen und ließ seine kräftigen Hiebe mit solcher Gewalt auf sie niederfallen, daß sie sofort ihre schöne Beute fahren lassen mußten; Rosa aber, befreit aus den Händen ihrer Räuber, durchbohrte unversehens mit ihrem Schwerte den schwarzen Horn, daß er vom Pferde sank, während seine Reistgen eiligst entflohen. Hinko gab der schönen Rosa das Geleit bis vors Burgtor und nahm dort, ihrem Oheim Franz von Bogarell vorgestellt, die freundliche Einladung, auf Burg Kynau eine Zeit lang zu verweilen, sofort an. Hatte die schöne Rosa der Kynsburg schon im ersten

Augenblick einen tiefen Eindruck auf des Ritters Herz gemacht, so wuchs seine Neigung noch mit jedem Tage und von einem Tage zum andern verschob er seine Abreise, seinen beabsichtigten Besuch auf Schömberg, oder seine Rückkehr in seine Heimat Bunzlau ganz vergessend. Wenngleich Hinko zu seiner Freude gewahrte, daß auch er der schönen Rosa nicht gleichgültig war, so hielt ihn doch eine gewisse Kälte, die sich von Zeit zu Zeit in dem Benehmen der Geliebten kund gab, immer noch zurück, eine Entscheidung herbeizuführen. Endlich gestand er ihr seine Liebe und bat um ihre Hand. Rosa versicherte, mit Freuden die Seinige werden zu wollen, doch müsse er zuvor einen Eid lösen, den sie geschworen habe. Vergeblich waren die Bitten und Vorstellungen des Geliebten, daß er nur von der Liebe ihre Hand begehre, daß ihre gegenseitige Liebe mit Rosas Eide nichts zu schaffen habe, daß er bereit sein würde, ihren Eid zu lösen, sobald es in seiner Macht stände. Doch die stolze Rosa ließ nicht ab von ihrem Verlangen. Aufgefordert von Hinko erzählte sie, daß ihr Vater im Kampfe von Reinzko Glubos, dem Hauptmann des Herzogs Wilhelm von Troppau-Münsterberg, erschlagen worden wäre und daß ferner Glubos aus Rache früherer Familien-Fehden wegen, ihrem sterbenden Vater das Banner ihres Hauses entriß und dasselbe zu ihres Hauses ewigem Schimpf in der Burghapelle Corporis Christi zu Münsterberg unter dem Standbilde des heiligen Georg am Hauptthore unter steter Bewachung durch einen Reifigen prangen lasse. Hinko stellte vor, daß der Verlust eines Banners dem Hause keinen Schimpf bringe, dem es entriß worden sei, daß die Banner verloren gehen könnten, ohne daß dadurch die Ehre verloren gehe, daß er ihre Bedingung dennoch erfüllen wolle, nur solle sie ihm vorher zum Altar folgen; doch Rosa entgegnete hartherzig: „Ich kann nicht, Hinko, ich — will nicht, denn ich habe einen heiligen Eid geleistet, nur dem Manne meine Hand zu geben, der mir das Banner meines Hauses wiederbrächte!“ Mit finsterner Miene versicherte Hinko, daß ihn Rosa von Logau ohne das Banner der Logau nicht wiedersehen würde und verabschiedete sich, tiefbetrübt in seinem Innern, von ihr — auf ewig! Rosa erschrak sichtlich, doch sagte auch sie mit äußerer Ruhe Lebwohl auf ewig!

Als Hinko auf seinem Rappen gen Schömberg davoneilte, flogen alle schönen und trüben Bilder und Erlebnisse auf Burg Kynsburg in seinem Geiste an ihm vorüber und ließen ihn zu dem schmerzlichen Resultate gelangen, daß er Rosa zwar innig geliebt, daß sie ihm aber bei aller Lieblichkeit ein ewig fremdes Wesen geblieben sei, daß ihr Herz zwar unweibliche Rache, aber keine zärtliche Neigung für irgend ein Geschöpf fühlen könne, daß sie einen Mann beherrschen, aber nicht lieben wolle, und daß er, selbst wenn er seinen und ihren Eid gelöst hätte, nun und nimmermehr der Ihre werden könnte. Unter solch wehmütigen Gedanken kam er nach Schömberg,

zu seinem Freunde, dem Burghauptmann von Czernowiß, bei dem er seine Ritterkleidung mit einem einfachen Ritterwams vertauschte. Ohne Begleitung begab er sich nach Münsterberg, woselbst er im Gasthof zum „Goldenen Kreuz“ eine Hochzeitsfeier antraf. Die Tochter des herzoglichen Waffenschmiedes Peter Gilling, Anna, feierte nämlich ihre Hochzeit mit dem Senator Hellmann. Obgleich Sinkos augenblickliche Stimmung durchaus nicht zur Heiterkeit geneigt war, so konnte er den freundlichen Einladungen Gillings, am Ehrentage seiner Tochter an der allgemeinen Freude teil zu nehmen, nicht länger widerstehen. Bei diesem Feste lernte Sinko eine Freundin der Braut, Maria Glubos, die Tochter des Burghauptmanns, kennen, die an majestätischer Schönheit gegen die Rose der Ansburg freilich zurückstand, die aber alle Vorzüge holder Weiblichkeit zur Königin ihres Geschlechtes machten. Gerade dieser Gegensatz zu seiner früher angebeteten Grausamen, diese sittige Anmut, dieses unschuldsvolle Benehmen Marias erregten um so mehr Sinkos Verwunderung. Am nächsten Tage ließ sich der Sünzling, kundig der Arbeit, in der Werkstatt des Waffenschmiedes Gilling aufnehmen. Sinko kam öfter in das Haus des Glubos. Jeder folgende Tag nährte seine Liebe zu dem lieblichen Mädchen und trotz sittiger Zurückgezogenheit gaben sich in Marias Benehmen dem aufmerksamen Sinko doch vielfache Zeichen der Gegenliebe kund. Obgleich der alte Glubos von einem zarteren Verhältnis seiner Tochter zu dem neuen Ankömmling nichts ahnte und sein Stolz ein solches auch nicht gebilligt haben würde, so gewann doch auch er den Gesellen von Tag zu Tag mehr lieb. Der Gedanke an das offene Vertrauen, das ihm der letztere bezeugte, der Gedanke an seine Liebe zu Maria peinigten Sinko nicht wenig, wenn er seines Eides gedachte, der ihn alles dieses mit dem schwärzesten Undank lohnen lassen sollte. Unverleßlich war aber sein Eid, und dessen Erfüllung seine nächste heilige Pflicht. Schon waren zwei Monate verstrichen und bereits heimlich ein Brief von Rosa von Logau voll herber Mahnung an die Erfüllung seines Gelübdes eingegangen, da hielt es Sinko an der Zeit, ernste Anstalten hierzu zu treffen. Nachdem sich eines Abends Sinko und Maria gegenseitig ihre treue Liebe gestanden, teilte er ihr sein leidiges Gelübde mit. Maria erschrak ob dieser Kunde sehr, doch faßte sie sich bald wieder und bot dem Geliebten ihre Unterstützung an, die dieser unter der Bedingung annahm, daß sie beide bis auf weiteres jede Annäherung zu einander vermeiden möchten, damit Maria kein Verdacht träge, wenn das Banner verschwunden wäre; so bald Maria höre, das Banner sei fort, werde er, Sinko, nach drei Tagen gewiß als willkommenener Brautwerber erscheinen und auch ihren Vater wieder zu verfühnen wissen.

Fest vertrauend auf seine Worte, verabschiedete sich nun Maria von dem Geliebten. Meister Gilling sah seinen Gesellen nur ungern scheiden. Sinko setzte sich nun mit Marias Hilfe in den Besitz des Banners, nachdem

er zuvor Vertraute nach Bunzlau und zu den befreundeten Burgherren und zu seinen Verwandten gesandt, sie zum Beilager seiner nahe bevorstehenden Vermählung einzuladen und deshalb auf Burg Schömburg zu bescheiden. Den Namen der Braut erfuhr niemand. Als die Rose der Kynsburg davon hörte, schlug ihr Herz hoch auf. Hinko hatte nur von der Liebe ihre Hand begehrt, er hatte gelobt, nur mit dem Banner der Bogau vor ihr zu erscheinen, er hatte ihr aber auch gleichzeitig auf ewig Lebewohl gesagt; Schmerz, Reue und Hoffnung kämpften in ihrer Brust. Sie fühlte, daß sie ihn, den Geliebten durch ihre eigene Schuld auf ewig verloren, und doch leuchtete ihr immer noch ein Hoffnungsstrahl auf eine noch mögliche glückliche Entwicklung, da bis jetzt noch niemand den Namen der Braut genannt hatte.

Eines Morgens stieß der Turmwächter der Kynsburg ins Horn und bald drang der laute Jubel der Burgleute in Rosas Ohr. Sie sah zum Fenster hinaus und — erblickte! Vor der Burg hielt Hinko, das blutige Banner ihres Hauses in der Hand; ihr Oheim trat eben zu ihm, doch er schlug das Visier nicht auf. Sie erriet aus diesem ihr Schicksal! Dann aber warf sie, sich stolzen Sinnes erhebend, ein purpurnes Gewand um ihre Schultern, flocht ein reiches Diadem ins Haar, schmückte sich sonst noch mit kostbaren Perlen und trat so im Gefolge des ganzen Burggestandes, fest entschlossen, mit anscheinendem Gleichmut aus dem gewöhnlichen Burgthor. Im Innern aber erbebend schritt sie aus der großen Pforte. Hinko sprang von seinem Roß, fiel vor Rosa aufs Knie, legte schweigend das Banner ihr zu Füßen, schlug aber das Visier nicht auf. Rosa hob das Banner vom Boden auf, drückte es an ihre Brust und sagte mit stolzem Ernst: „Ich danke Euch, Ritter Seydlich, Ihr habt Euer Versprechen gelöst. Nehmt nun das Banner zurück, Ich will aus Eurer Hand nichts! Lebt wohl auf ewig!“ Sie verneigte sich kalt und ging in die Burg zurück. So gab ihm ihr Stolz, was er zitterte von ihr zu erbitten, das Banner, zurück. Er nahm dasselbe auf und eilte gen Schömburg, wo seiner die Knappen und geladenen Gäste schon harrten. Von da setzte sich ein stattlicher Zug, an der Spitze ein Ehren-Herold mit dem Banner der Seydlich, nach Münsterberg in Bewegung. Dort angekommen, beehrte der Ritter Seydlich mit seinem reichen Gefolge Einlaß, der ihm auch gewährt wurde. Bald hatte er den Zorn des Burghauptmanns, dem er das geraubte Banner wieder überliefert, beschwichtigt und von ihm auch die Einwilligung zu dem ehrenwerten Antrage um Marias Hand, sowie zur sofortigen Schließung des Bundes erhalten. Unterdeß kniete Maria in der Kapelle am Grabe ihrer Mutter in angstvoller Erwartung, denn der verhängnisvolle dritte Tag war bereits erschienen, als eine kunstvolle Fanfare zahlreicher Hülfshörner zu ihren Ohren drang. Als Hinko eintrat, war Maria anfangs erstaunt, einen fremden Ritter eintreten zu sehen, als derselbe jedoch das geschlossene Visier aufschlug, erkannte sie ihren geliebten Hinko und beide lagen sich in den Armen.

Nach kurzer Zeit war Maria die Gemahlin eines der geachteten Ritter Schlesiens. Rosa von Bogau nahm den Schleier bei den Clarissinnen in Breslau; in Übung echter Frömmigkeit wurde ihr Gram sanfter und sie gedachte mit zärtlicher Wehmut blos ihres früheren Verhältnisses zu dem edlen Ritter Seydlich. Dem Erstgeborenen des Ritter Hinko von Seydlich soll die schöne Rosa den Besitz der Herrschaft Kynau urkundlich vermacht haben, wovon aber die prosaische Dame „Geschichte“ nichts weiß! —

Solche Großmut klingt in einer romantischen Erzählung recht schön, jedenfalls geht aber aus dem Ganzen die tiefere Lehre hervor, daß es nicht ratsam sei, die Liebe auf so abenteuerliche und harte Proben zu stellen. —

Der verborgene Schatz, das goldene Efelsfüllen.

Während des 30jährigen Krieges kehrten feindliche Truppen auch auf der Kynsburg ein. Abwechselnd wurde die Burg von den Schweden und den Österreichern besetzt. Ein schwedischer Oberst Davour ließ, durch eine alte Sage veranlaßt, die von der Kynsburg umlief, und nach der ein großer Schatz in derselben versteckt sein sollte, allenthalben die Burgmauern durchwühlen und fand einen Teil des noch aus den Zeiten des Ruffitenkrieges herrührenden Schatzes und zwar in Gestalt eines mit Gold gefüllten Efelsfüllens, das man einem Pfeiler anvertraut gehabt hatte und die Aufschrift trug: „Gold ist mein Futter, nicht weit von hier steht meine Mutter!“ Die Wand, in der das goldene Efelsfüllen gefunden sein soll, wird noch heute gezeigt. Dieser unglückliche Reim hat am meisten zur Zerstörung der Burg mit beigetragen, denn unzählige Glücksritter haben später mit unsäglicher Wut nach der goldenen Efelsmutter, einem noch verborgenen Schatz, gesucht, den man sich reicher und prachtvoller dachte, als der bereits angeblich gefundene sein sollte. Tüchtige Arbeiter wurden in die Mauern gehackt, die jetzt wieder verschlossen werden mußten. Die Mauern der Burg wurden heftig erschüttert und dadurch deren Zerstörung beschleunigt. Gehoben wäre so, der Sage nach, der eigentliche Schatz noch nicht. Und wahrlich, er befindet sich auch noch heute dort, aber nicht in Gestalt einer goldenen Efelsmutter. Es ist die unendlich reizende Gegend, in der die Burg liegt, es sind die Schönheiten der Natur, die auf allen Höhen ringsum sich gelagert haben. Und diesen offen daliegenden Schatz hebt ein jeder mit, der die Trümmer der Burg und den wohl erhaltenen Turm in ihnen besucht.

Nach Mitteilungen anderer soll der erste Besitzer der Kynsburg als Bergmann in dem unweit der Burg gelegenen „goldenen Wald“ nach Gold gesucht, solches auch dort gefunden und den Bergbau nach diesem edlen Metall daselbst lange mit gutem Erfolge unterhalten haben. Die also gewonnenen Schätze hat derselbe zur Sicherheit für seine Nachkommen in eine Efelshaut einnähen und mit der oben erwähnten Aufschrift in eine hohle

Mauer einmauern lassen! — Die Worte: „Gold ist mein Futter“ sollten seinen Nachkommen den Inhalt des Felsfüllen anzeigen und die Worte: „Ohnweit von hier steht meine Mutter“, dieselben auf den Fundort des Goldes, den „goldenen Wald“, hinweisen! — Der verborgene Schatz aber ist bei dem öfteren Wechsel der Burgbesitzer, anstatt in die Hände seiner späteren Generationen, in die der Schweden geraten, die den letzteren Worten bei mangelhafter Terrainkenntnis eine falsche Deutung gaben und unter der Mutter des Felsfüllens einen noch größeren und kostbareren Schatz vermuteten, dem sie in der Burg nachspürten und dadurch zur Zerstörung derselben viel beitrugen.

Der ungetreue Knappe.

An Uhlands bekannte Ballade vom Knecht, der den edlen Herrn erstochen hatte, erinnert die Sage vom untreuen Knappen. Zur Hussitenzeit haußten die Raubritter auf der Ainsburg. Auf einem Beutezuge wurden sie von Hussiten überfallen und bis auf einen niedergemacht, der nun eilends der Burg zusprengte, um die geraubten Schätze zu bergen. Während er aber mit seinem Knappen an der tosenden Weistriß entlang ritt, stieß ihn sein ungetreuer Begleiter den steilen Abhang hinab, um sich selbst in den Besitz des ungerechten Gutes zu setzen. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße: des Knappen Roß bäumte sich hoch auf und warf seinen Reiter in den angeschwollenen Fluß. Einsamen Wanderern begegnete früher noch der ruhelose Geist des Mörders, um sie zu verderben.

Urban.

Der gefangene Türke.

Über die Entstehung des Brunnens auf dem Burgberge erzählt man sich folgende Sage: „Einer der ersten Burgherrn erblickte auf einem Kreuzzuge im Morgenlande ein Türkemädchen, das ihn durch ihre Schönheit so entzückte, daß er sie entführte und mit sich auf seine Burg zu nehmen beschloß. Das Mädchen hatte jedoch ihr Herz bereits einem türkischen Sänglinge geschenkt. Dieser eilte dem Räuber seiner Braut nach, um ihm dieselbe wieder zu entreißen, wurde jedoch mit seinen Begleitern von dem Ritter und dessen Gefolge überwältigt und zum Gefangenen gemacht. Auf Bitten des Mädchens schenkte ihm der Ritter das Leben, nahm aber beide mit sich auf die Burg. Wahrscheinlich erwies sich dort der Sängling als ein anstelliger und in mancherlei Künsten erfahrener Mensch, denn der Ritter eröffnete ihm nach einiger Zeit, daß er ihm die Freiheit schenken werde, wenn er ihm auf dem Burgberge einen Brunnen grübe. Der Türke ging auf den Vorschlag ein, es wurden ihm Arbeiter beigegeben und unter seiner Leitung ward nach einiger Zeit der Brunnen vollendet. Der Türke hatte damit seine Freiheit erkaufte. Was aus dem Mädchen geworden ist, verschweigt die Sage. Hoffen wir, daß der Burgherr edel genug gewesen ist, die Liebenden mit einander zu vereinigen.“



503. Schlesiertal, Talmühle u. Kynsburg.

Schlesiertal mit Talmühle und Kynsburg, jetzt Staubecken der Weistritztalsperre

Der Ritter und die Wasser-Prinzess.

Einst lebte auf der Aynsburg ein Ritter, der die Jagd ungemein liebte. Als er einmal den ganzen Tag bis zum Abend hin im Walde gejagt hatte, setzte er sich auf ein weiches Moosplätzchen, um auszuruhen. Dort hörte er vom Tale herauf, wo die Weistritz fließt, einen wunderschönen Gesang. Kurze Zeit lauschte er demselben, dann erhob er sich und ging in das Tal der Stelle zu, woher ihm die lieblichen Töne erklangen. Da saß auf einem Felsen am andern Ufer des Baches eine wunderholde Jungfrau. Als sie den Ritter gewahrte, winkte sie ihm, zu ihr hinüber zu kommen. Er besann sich nicht lange, wadete durch den Fluß, bestieg den Felsen und setzte sich an ihre Seite. Da erzählte sie ihm, daß sie die Tochter des hier hausenden Wasserkönigs sei. Der Ritter, der von ihrer Schönheit ganz eingenommen war, faßte den Entschluß, sie zu entführen und als seine Braut auf die Burg zu bringen. Er zog daher ein Ringlein von seinem Finger und steckte es an den ihrigen. Als er sie darüber erfreut sah, theilte er ihr sein Vorhaben mit. Die Jungfrau weigerte sich zwar nicht, ihm zu folgen, theilte ihm aber mit, daß sie von ihrem Vater hierher verbannt sei und nicht eher fortkönne, bis er ihr eine weiße Hirschkuh bringe, die sie aus dem Kreise ihrer Verbannung über den Fluß hinübertrage. Der Ritter ging nun heim auf seine Burg, und als der Morgen graute, verließ er dieselbe, um den Wald zu durchstreifen und eine weiße Hirschkuh zu erjagen. Lange war er umhergeirrt und hatte fast den ganzen Wald durchforstet ohne das Gewünschte zu finden. Da trat ein altes Mütterchen zu ihm, das ihn um ein Stückchen Brot und um einen Labetrunk aus seiner Waidmannsflasche bat. Der Ritter gab ihr das Verlangte unter der Bedingung, daß sie ihm sage, wo er eine weiße Hirschkuh finden könne. Da führte ihn die Alte den Fluß hinab auf eine Wiese, wo ein Rudel Hirsche weidete, darunter auch eine weiße Hirschkuh. Der Ritter verfolgte diese und erjagte sie bald. Er brachte sie an den Ort, wo er eines Tages vorher die schöne Jungfrau gesehen hatte. Sie tauchte eben aus dem Wasser hervor mit einem kostbaren Brautschätze, den sie, während ihr Vater schlief, an sich genommen hatte. Der Ritter setzte sie rasch auf die Hirschkuh und führte sie über den Fluß heim in seine Burg. Er ging aber wie früher nach seiner Gewohnheit auf die Jagd und ließ oft tagelang seine Gemahlin auf der einsamen Waldburg allein. Das gefiel ihr nicht lange, eines Tages war sie verschwunden. Alles Suchen war und blieb vergebens, sie war wieder heimgegangen zu ihrem Vater mit allen Schätzen und Reichthümern, die sie mitgebracht hatte.

*

Die Sage von der „weißen Frau“,

die besonders ihren Spuk in den Schlössern von Berlin, Darmstadt usw. treiben soll, ruht auch auf Kynsburg, denn auch hier ließ sich eine solche Dame sehen.

Über Persönlichkeit und Herkunft dieser Erscheinung bestehen verschiedene Berichte.

1. Albert von Falkenberg wurde aus Habsucht von seinem Vetter Willibald von Kynau beneidet und einst bei einem Besuch auf der Kynsburg von dem elenden Meiding ermordet, seine Gattin aber ins Verließ geworfen, wo sie elend verhungern mußte. Nach ihrem Tode erschien sie öfters als „weiße Frau“. (Vies: Schuld und Sühne im Teufelstal; S. 79.)

2. Andere wieder behaupten, jene Erscheinung sei die Gattin eines heidnischen Burgbesizers, der sich nicht zum Christentume bekehren wollte und sogar einen Glaubensboten ermordete. Auf dem Totenbette prophezeite er, seine Frau werde auch bald sterben und im Grabe keine Ruhe finden. Ein schweres Unwetter zog herauf und der stolze Bau wurde von Grund auf zerstört.

3. Endlich berichtet man, die weiße Frau sei niemand anders als die Gattin eines der ersten Burgbesizer, die sich aus Gram über die Ermordung ihres Lebensgefährten bei hellem Mondenschein in den Brunnen gestürzt habe.

*

Die Sage erzählt: „Einst wurde ein großes Fest auf dem Kynsberge gefeiert, munter und lustig waren die Gäste, die Ritter bei dem Becher im großen Rittersaale, die Frauen und Fräulein im stillen Zimmer der Hausfrau, an den Fenstern, wo der freudige Blick zu den bewachsenen Berghöhen aufsteigt, näher aber sich schauernd in die felsige Tiefe und auf die laut strömende Weisritz senkt. Das sanfte Abendläuten vom Schenkendorfer Turme schallte herüber, leiser sprach die Glocke von dem entfernteren Bärzdorf mit einzelnen Tönen hinein. In der Luft schwirrte es sanft von dem Bezirke der Kerbtiere und dem Zwitschern der Vögel, da gab die mit anwesende Adelsheid von Schaffgotsch ihren Freundinnen einen Wink und entfernte sich zugleich still mit ihren Gespielinnen aus dem ernstern Kreise der Frauen, um im Zwinger und dem benachbarten Burggarten die Stille des Abends und die kühlen Plüfte bei der untergehenden Sonne zu genießen. Weise raufchte ihr Tritt am Rittersaale vorbei, aber einer der Ritter, Bernhard von Haugwitz, hatte doch den sanften Laut gehört und er ahnte, wer das Frauengemach verlassen haben möchte. Da wollten Bernhard die Ge-

schichten der namhaften Taten, wie sie von den Urahnern in der Turlaren-
schlacht und in jüngerer Zeit von tapferen Rittern im gelobten Lande oder
im Kampfe gegen die heidnischen Preußen verübt worden waren, auch nicht
mehr gefallen, denn Herz und Sinn zogen ihn an einen andern Ort. Die
Sonne war untergegangen; Bernhard trat an eines der Fenster des Saales
und schaute in den inneren Burghof, da wo der tiefe Felsenbrunnen ist,
aus dem an schwerer und langer Kette der Eimer mit Wasser aus der
großen Tiefe aufschwebt. Unvermuthet trat aus dem Burghof ein weißes
Fräulein und ging Schritt vor Schritt auf den Brunnen zu. Das ist
Adelheid, dachte Bernhard in seinem Herzen, sie kehrt vom Spaziergange
früher zurück, um vielleicht noch mit dir zu gehen, und eilig vom Fenster
gewendet schritt er aus dem Saale und die Treppe hinab aus dem Hofstore.
Da stand die Weißgekleidete am Brunnen. „Adelheid, bist Du es?“ flüsterte
er. Sie winkte ihm, trat an den Rand des Brunnens und stürzte sich in
demselben Augenblick in den tiefen Felsenbrunnen hinab. Mit einem Schrei
des Entsetzens taumelte Bernhard zurück, eilte in die Burg, die Treppe
hinauf, hinein in den Saal der fröhlichen Zecher und schreckte sie durch
seine verzweifelnnde, totenblasse Gestalt und den Schreckensruf: „Um Himmels-
willen, auf! Adelheid ist in den Brunnen gestürzt, rettet sie! rettet sie!“

Hestig entsetzt sprang der eben noch freudige Kreis der Väter und
jungen Ritter bei diesem Rufe auf, und der Türe eilten Vater, Bruder und
Freunde der Verlorengeglaubten zu. Auch das Zimmer der Frauen hatte
der Wehruf erreicht; die Mutter und die Burgfrau stürzten mit den Freun-
dinnen herbei und alles folgte dem verzweifelnnden Jünglinge, der gleich
einem Wahnsinnigen als Führer der erschrockenen Schar die Treppe hinab-
eilte. Und wie sein Fuß die letzte Stufe berührte, da traten soeben, aus
dem Garten zurückkehrend und nichts ahnend, die jungen Freundinnen in
das Schloßthor und an ihrer Spitze — Adelheid. Wer beschreibt den
freudigen Schreck des Jünglings, der halb ohnmächtig zu den Füßen der
Jungfrauen niederstürzte, wer die Wonne der Eltern und das Erstaunen der
Jungfrauen! — Keine fehlte, alle waren Arm in Arm gegangen und so
zurückgekehrt und in dem dennoch untersuchten Brunnen zeigte die bis
zum Wasserspiegel hinabgelassene Fackel nichts als die hervorragenden Risse
des Felsens, durch welche der Brunnen gebrochen war, und unten nur das
Wasser, glänzend vom Scheine der Fackel; kein Gewand, keine Gestalt
schimmerte aus der ruhigen Fläche hervor.

Da flüsterten sich die Diener zu, es sei gewiß die weiße Frau ge-
wesen, die, wie auf manchen andern Schlössern, auch hier zu Zeiten sich
sehen ließe. — Aber den beiden, bis dahin sich nur im Stillen Liebenden
ward sie ein freudiger Voth, denn gern sahen die Eltern das ihnen bisher
noch verborgene Einverständnis und die treue Anhänglichkeit Bernhards an
Adelheid, die der höchste Schreck entdeckt hatte. Ein freudiges, im Angesicht

des verhängnisvollen Brunnens geschlossenes Liebesbündnis versüßte den erschütternden Schmerz. — —

Auch später hat man die weiße Frau noch öfter erblickt. Ein Schloßwächter hat wiederholt gesehen, wie sie aus dem Hochschlosse herausschritt, unter der Kapelle hindurchging, sich nach rechts wandte und zuletzt beim Stalle verschwand. Auch die Diensthoten des Wirtschaftsbeamten, der vor mehr als 100 Jahren das Torhaus bewohnte, wollen die seltsame Erscheinung wahrgenommen haben, wenn sie Wasser schöpften.

Sum Verhängnis wurde die schöne „weiße Frau“ einem Junker von der Burg, der jede andere Braut verschmähte, nachdem er einstmals die berückende Erscheinung jener holden Jungfrau erblickt hatte. Nach langer, langer Zeit sah er sie endlich wieder. Entzückt folgte er ihr, wohin sie schwebte, und als sie im Brunnen verschwand, stürzte auch er sich dort hinab.

Der schlesische Romantiker Joseph von Eichendorff besingt die „weiße Frau“ in folgendem Gedicht:

Die Burg, die liegt verlassen
In schöner Einsamkeit,
Dort saß ich vor den Hallen
Bei stiller Mittagszeit.

Es ruhten in der Kühle
Die Rehe auf dem Wall,
Und tief in blauer Schwüle
Die sonn'gen Täler all.

Tief unten hört' ich Glocken
In weite Fernen gehn,
Ich aber mußte erschrocken
Zum alten Erker sehn.

Denn in dem Fensterbogen
Ein' schöne Fraue stand,
Als hülte sie droben
Die Wälder und das Land.

Ihr Haar, wie 'n gold'ner Mantel,
War tief herabgerollt,
Auf einmal sie sich wandte,
Als ob sie sprechen wollt'. —

Und als ich schauernd lauschte, —
Da war ich aufgewacht,
Und unter mir schon rauschte
So wunderbar die Nacht.

Träum' ich im Mondenschimmer?
Ich weiß nicht, was mir graut.
Doch das vergeß ich nimmer,
Wie sie mich angeschaut! —

S. v. E.

(Dies: Das Ritterspiel „Die weiße Frau der Kynsburg“. Verlag: H. Walter, Friedland, Bez. Breslau.)

Umgebung der Kynsburg.

1. Das Laurichenschloß

oder die Lauersburg genannt, lag etwa eine Viertelstunde von der Kynsburg entfernt, außerhalb unseres Kreises, auf dem jogen. Lauersberge, einem langen, bewaldeten Bergrücken bei Ober-Weißtritz, welcher mit seinem Vorberge, der Kohlberg genannt, das Schlesiertal einschließt und der Kynsburg die weitere Aussicht nach der Gegend des Zobtengebirges hin verwehrt. Die Überreste dieser Burg, die vielleicht nebst dem dabei gelegenen Dorfe im 30jährigen Kriege zerstört wurde, sind zu verschiedenen Bauten in Ober-Weißtritz verwendet worden. Jetzt verraten nur noch zwei uralte Linden den ehemaligen Burgraum, auf dem ein Jägerhaus steht. Über den Erbauer und die alten Besitzer dieses Schlosses sind nicht die geringsten Nachrichten vorhanden. Die Acker des verschollenen Lauersdorf von ehemals gehören gegenwärtig zu dem nahe liegenden Ludwigsdorf im Kreise Schweidnitz. (In der bekannten Schubertschen Karte von 1736 im Homannschen Atlas Silesiae ist die Lage der Lauenburg noch angegeben und ihr Name mit Laurichenschloß bezeichnet.)

2. Das Schlesiertal,

(wie einst es war).

Die Weißtritz, die von Wüstegiersdorf aus, am Fuße des Ausläufers des rechts gelegenen Culengebirges in bald engem, bald erweiterten Tale sich hinschlingelt, wendet sich bei Kynau an der Hausmühle (Conradmühle) in das schöne Engtal, das rechts von der Hohen Leipe, dem Wagstein und Elflindenberg, links von dem Burgberge, dem Kohl- und Hahnberge und Hemmstein begrenzt wird. In der Mitte seiner über 2 Kilometer langen Ausdehnung wurde das Tal früher von der Verbindungsstraße Schenkendorf—Michelsdorf durchquert. Der obere Teil, nahe Kynau, wurde das Kynautal, der untere das Schlesiertal genannt, letzteres vermutlich deshalb, weil ehemals die Silinger vom Zobten her, hier Platz gewonnen hatten.

Die natürliche Schönheit dieses Tales gab schon in alter Zeit den Naturfreunden Anreiz zu fleißigem Besuch. Meist

wurde es von dem schön gelegenen Breitenhain aus durchwandert. Man trat durch den Engpaß zwischen Elflindenberg und Hahnberg in das Tal, das von hochauftrebenden Berg Höhen eingeschlossen ist, über deren Gipfel der blaue Himmel wie ein schützendes Zeltdach sich hinwölbt. Das Grün der Fluren, an denen das Auge sich weidet und stärkt; die an den Berglehnen aufstrebenden Föhren, deren harziger Duft die Luft so stärkend macht; der Einschluß der Berge, der die Fernsicht hindert: lenkt die Gedanken des Wanderers den edlen Gefühlen in seinem Innern zu, während der Blick zu der auf stolzer Höhe thronenden Kynsburg ihm ritterliche Romantik vorzaubert und der Ausblick zur Bläue des Himmels ihm die Sehnsucht nach höherem Sinnen weckt.

Der Weg führte über grüne Wiesen an kleinen mit Schindeln bedeckten Wohnhäusern und an dem stattlichen Jägerhause vorüber, auf dem rechtsseitigen Ufer der Weißtrit aufwärts, die ihr Wasser im steinigen Bett plätschernd und rauschend der Ebene zuführt. Aus den vereinzeltten Wohnhäusern, meist niedrige Hütten mit kleinen Gärten, erschallte das Klipp-klapp des Webstuhles. Ziemlich in der Mitte des Tales, oberhalb der Wegbiegung, winkte der Gesellschaftsgarten der Talmühle zur Einkehr. Unter schattigen Lauben, in froher Gesellschaft der Sommergäste, labte man sich am Genuße der frischen Waldluft und den verabreichten Erfrischungen der Wirtsleute.

Der weitere Spaziergang führte sodann entweder durch das Kynautal oder an der Kolonie Kynau vorüber auf dem Karretenweg am Berghange hinauf zur Burg Kynau, wo von dem Burggarten aus der Blick in die Tiefe des Schlesiertales noch heute zu den schönsten Naturgenüssen gehört, die uns die Erinnerung dauernd aufbewahrt. Wer jemals dieses kleine Gebirgstal mit empfindender Seele betreten und mit nachdenkendem Sinnen durchpilgert hat, der war auch seelisch zur Bewunderung der Natur und zum Lobe des Schöpfers gestimmt. Der schlesische Dichter Karl v. Holtei rühmt es mit folgenden Worten, die er 1818 in sein Tagebuch einschrieb: „Das Schlesiertal entzückte uns alle: Die Baumbewachsenen Felsen, welche zur Seite sich thürmen, die rauschende Weißtrit, die dazwischen durchdringt, die einzelnen Hütten an grünen Abhängen, das Stampfen der Mühlen und das Schellengeläut der kletternden Siegen.“

Gruß an das Schlesiertal.

Sei begrüßt, mein Schlesiertal,
Sei begrüßt viel tausendmal,
Und vernimm des Wand'ers Lied,
Der durch deine Fluren zieht.
Dem Geräusch der Wellen entrückt
Fließt hier alles, was uns drückt!
Süßer Friede, Himmelslust
Siehet ein in uns're Brust!

Freundlich winkt der grüne Hain,
Ladet uns zur Ruhe ein;
Lustig schallts von jedem Baum,
Vögel singen uns in Traum.
Andachtsvoll der Wand'rer steht,
Gottes Friede ihn umweht.
Grüner Wald im Sonnenstrahl,
Sei begrüßt viel tausendmal!

Schäumend springt von Stein zu Stein
Klare Blut im Sonnenschein
Wie ein silberglänzend Band
Zwischen blumenreichem Strand,
Ohne Rast und ohne Ruh
Eilet sie dem Meere zu,
Dich auch grüß ich tausendmal
Weistriß in dem Schlesiertal!

Dort von steiler Felsenwand
Schauen weit hinein ins Land
Dunkle Mauern — ach, ihr seid
Zeugen längst vergang'ner Zeit!
Zwar verklungen ist der Sang,
Schwertgeklirr und Becherklang;
Doch dein Bild entzücket mich,
Kynsburg, ja, ich grüße dich!

S. Schubert, Oberlehrer, Breslau.

3. Der gefangene Riese.

(Märchen-Rätsel.)

Im Bornberge nahe der böhmisch-schleischen Grenze wohnt ein unruhiger Riese. Sogar in der Nacht hält er lautes Selbstgespräch. In dem Tale zwischen dem Eulen- und Heidelgebirge hält er seine Umtriebe. Um ihn herum, in den nächsten Tälern wohnen noch andere Riesen, die kleiner sind, als er. Sie alle kommen täglich zusammen und bilden eine kleine Gesellschaft. Unter Führung des stärksten Riesen unternehmen sie dann ihre Reise in das Land. Sie ziehen jeden Tag dieselbe Straße, an dasselbe Ziel. Sie wandern durch Dörfer und Städte, über grüne Auen, durch Wälder und durch Felder. Niemand hat sie jemals zurückkehren sehen und doch ziehen sie zu jeder Tageszeit ihren alten Weg.

Bei heiterem Himmel, bei sonnigem, trockenem Wetter sind sie froh gelaunt, singen fröhliche Lieder, springen über Stock und Stein und bieten den Menschen ihre Dienste an. Sie helfen den Hausfrauen die Wäsche waschen, schweifen und bleichen, sie drehen das Mählrad, sie waschen die Kinder und tränken die durstenden Blumen. Die Menschen freuen sich über ihre Hilfe und begrüßen sie freundlich.

Die gute Laune dieser Riesen ist aber leicht wandelbar. Wird der Himmel trübe, verdunkelt sich die Sonne und ziehen schwarze Wetter- und Regenwolken über die Berge, oder zieht Schneesturm durch die Täler, dann verkehrt sich ihr Frohmut in Unmut, sie werden stark wild und rasend.

Sie weichen ab von ihrem Wege, bald nach rechts, bald nach links. Ihr Gang wird hastig und schnell. Statt des Gesanges lassen sie dann nur lärmendes Geräusch vernehmen. In ihrem Anflitz liest man nur Gewalt und Wut und Schrecken. Sie richten dann Schaden an, wo sie können. Sie reißen Häuser nieder, zerstören Brücken, zerrütten das Saatkfeld, bedecken grüne Wiesen mit Sand und Schlamm und bedrohen die Menschen in ihrer Nähe mit dem Tode. Velttere suchen zu entfliehen und viele von ihnen beweinen mit Trauern den Schaden, der ihnen bereitet wird.

Zwar beruhigen sich die Riesen wieder, wenn sonniges, trockenes Wetter eintritt. Die Sonne allein vermag ihre Kraft zu bändigen. Weil aber die Menschen ihretwegen in beständiger Angst und Furcht leben müssen, nahmen sie sich vor, die Riesen unschädlich zu machen. An einer schmalen Enge des Weges bauten sie ein großes Tor, so hoch, daß die Riesen es nicht übersteigen können. Hinter diesem Tor liegen nun die Riesen gefangen. Wenn bei Regenwetter ihre Kräfte wieder wachsen, dann versuchen sie, sich zu befreien. Sie stemmen sich gegen das Tor, steigen an ihm empor, aber vermögen nicht, es zu übersteigen. Ihre Füße, die sie durch die Löcher des Tores steckten, können sie nicht mehr zurückziehen. So ruhen sie nun gemeinsam im großen schönen Tale wie in einem Bette, das Haupt an die Berge gelehnt, die sie rings umgeben. Die Sonne scheint ihnen ins Anflitz und die Stürme peitschen auf sie ein. Die Menschen kommen herbei und freuen sich, daß die Riesen gefangen liegen und ihnen keinen Schaden mehr antun können. Aus den Füßen der Riesen aber entströmt jetzt Licht und Kraft zum Nutzen der Talbewohner.

Kennst du diese Riesen und ihr Gefängnis?

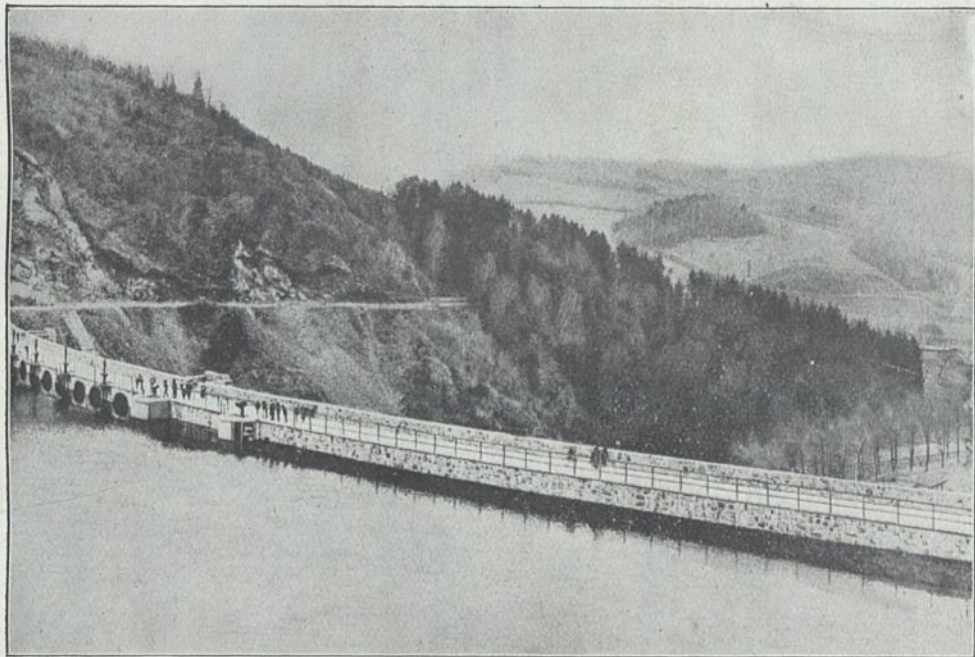
4. Sturmflut im Gebirge 1883.

(Der Weistritz höchster Wasserstand.)

S i l f e r u f.

Kein Wolken Schleier deckt des Himmels Bläue,
 Es strahlt die Sonne über Tal und Höh'n
 Im goldnen Glanz — und daß ein Unheil dräue,
 Wohl niemand ahnt's, — ist doch der Tag so schön,
 So prachterfüllt, bis nach des Abends Gluten
 Ein Purpurmeer die Berge rings umfluten.

Im Nebelkleide finstern Angesichtes,
 Geheimnisvoll, indes von hoher Wacht,
 Entbehrend heut des edlen Strahlenlichtes
 Der Sternenkronen, steigt herab die Nacht.
 Die Luft ist schwül, erfassend all mit Grausen
 Von fernher tönt des Sturmes wildes Brausen.



Weistritz-Talsperre

Ein Regentröpfchen fällt zur Erde nieder,
Die hastig es mit heißer Lippe trinkt,
Dem Tröpflein folget schnell ein Tröpflein wieder,
Und strömend dann aus Wolken nieder sinkt
Des Wassers Flut, — nicht milde Himmelstränen,
Nach welchen sich die Fluren schmachtend sehnen.

Es schwillt der Fluß, — zum Sturzbach wird der Quelle
Umgrüntes Bett — und tosend treibt bergab,
Was er im Sturm erfaßt, die rasche Welle
Mit Allgewalten wühlend Grab um Grab.
Worauf das Auge hoffnungsfroh gerichtet —
Des Landmanns Saaten — jäh sind sie vernichtet.

Auf stolzem Bau, den fest und stark gezimmert
Des Mannes Kraft, ein Klageruf erschallt,
Angstvoll ein Kind, ein schwer bedrohtes, wimmert, —
Die Ufer sprengt des Wassers Allgewalt.
Ihr Glücklichen, im sichern Hasen weisend,
Seht ihr die Not? — Bringt Hilfe! — Bringt sie bald!

Am Ufer stand ein Haus; in seinen Mauern
Hat holder Friede, ein bescheid'nes Glück
Beherrscht lang, — nun aber ist's ein Trauern
Auf Trümmern nur, — die Habe Stück um Stück
Einst schwer erworben, dann so lieb gewonnen
Und wohl bewahret, — jetzt zerstört, zerronnen!

Wer hat ein Herz und fühlet nicht sich regen
Des Mitleids Stimme in der warmen Brust?
Kein leeres Wort des Armen: Gottes Segen!
Beglückt ist, wer Beglückens sich bewußt.
So seid denn milde, tröstet die betroffen
Von bitterer Not, erwecket neues Hoffen!

Ida Klockow, Juli 1883.

5. Die Weistritzalsperre.

Das liebliche Schlesiertal bildet jetzt das Staubecken der Weistritz. Dieses Gebirgswasser, das den Abfluß eines Niederschlagsgebietes von 150 qkm bildet, schwillt bei heftigen Regengüssen oder bei rascher Schneeschmelze zum gefährlichen Hochwasser an und verursacht den Talbewohnern zuweilen großen Schaden. Die Höhe des Wasserstandes früherer Hochfluten ist

an dem Felsen nahe der Conradmühle durch Merkzeichen angegeben. Um die Anwohner vor Wasserschaden zu schützen, entschloß sich die Provinzialbehörde, das Wasser der Weistritz durch eine Sperrmauer aufzusammeln, den mäßigen Abfluß zu regeln und die Kraftquelle des Wassers dem wirtschaftlichen Interesse nutzbar zu machen. Der Bau der Sperrmauer wurde im Herbst 1911 begonnen und an der Engstelle von Breitenhain angelegt. Sie erhielt einen Krümmungshalbmesser von 250 Meter, von der Fundamentsohle an eine Höhe von 44 Meter; die Mauerbreite beträgt an der Sohle 29 Meter und am Oberlauf 1,80 Meter. Die Bekrönung ist 3,5 Meter breit. Die bauliche Ausgestaltung zeigt von der Talansicht aus eine senkrechte Dreiteilung. In der Mitte befinden sich unterhalb der Bekrönung 10 Überfallöffnungen. Der mittlere Teil wird begrenzt durch zwei Mauervorsprünge, die die Lage der Schieberschächte äußerlich kennzeichnen. Außer zwei Grundablässen hat die Mauer zur Entlastung bei schwerem Hochwasser etwa in halber Höhe noch vier Notablässe, die ebenso wie die Grundablässe mit Schiebern verschließbar gemacht sind. Die etwa 19 Meter über der Talsohle liegende Durchlaßröhre hat 1 Meter Durchmesser und kann 50 cbm i/sec abführen. Die Länge des Überfalles ist 40 Meter; es kann 60 cbm bei 0,7 Meter Strahlstück abführen. Die Länge des Bauwerks beträgt 230 Meter. Die Fertigstellung des Fundaments war eine der schwierigsten und zeitraubendsten Arbeiten, weil es nicht nur galt, die Unebenheiten der Talsohle auszugleichen, sondern auch die Mauern vor Unterspülung zu bewahren und sie an feillichen Felsen fest und sicher einzubinden und anzuordnen. 5000 Kubikmeter Beton sind in die Fundamentplatte verarbeitet worden, während das gesamte Mauerwerk rund 90000 Kubikmeter umfaßt. Das notwendige Steinmaterial für die Sperrmauer wurde zumeist in Gestalt von Gneis in Steinbrüchen innerhalb des Schlesiertales gewonnen. Die Mauer wurde aus Zyklopenmauerwerk errichtet. Die Baukosten betragen 3250000 Mark. Zur Ausfüllung des Beckens waren fünf Wochen erforderlich. Der Stauinhalt des Beckens beträgt bis zum Nutzwasserspiegel 6 Millionen cbm, bis zur Überfallkante 8 Millionen cbm, bei Erreichung des höchstens Stauspiegels 8,4 Millionen cbm. Die überstaute Fläche umfaßt 51 ha. Beim höchsten Wasserstande reicht der Wasserspiegel bis an die Conradmühle hinan und bis in das Mühlbachtal hinein. Die in dem Staubecken aufgespeicherte

Wasserkraft wird für ein Elektrizitätswerk im nahen Breitenhain nutzbar gemacht. Durch ein 1,2 Meter starkes Rohr wird dem Werk die Wasserkraft in frostoffreier Tiefe zugeführt.

Für die Anlage des Kraftwerkes war es günstig, daß die Errichtung einer Dampfanlage als Reserve nicht notwendig war, da mit den benachbarten Elektrizitätswerken eine Vereinbarung erzielt wurde, durch welche die Stromlieferung in wasserarmen Zeiten sichergestellt wurde. — Eine weitere Nutzbarmachung des Beckens ist noch durch die Anlage einer Fischzucht beabsichtigt.

Der Bau wurde 1914 vollendet. Seit ihrer Fertigstellung hat die Anlage manchem Hochwasser standgehalten und den an der Weisritz liegenden Ortschaften Schutz gewährt. Nun ist die sonst so harmlose Weisritz für jeden drohenden Ausfall gezähmt und im weitesten Maße nutzbar gemacht. Die auf der rechten Seite des Tales angelegte Fahrstraße, die etwa 3 Meter über dem höchsten Wasserstande liegt, gewährt bei den mehrfachen Windungen des Tales stetig wechselnde landschaftliche Bilder, deren Schönheit und Reize das Bewundern des Beschauers wecken. Von der Provinz sind die Mittel zur Anlage eines Fußweges auf der linken Talseite bis zur Burg Kynau bewilligt und hergerichtet worden. Dadurch wird dem Wanderer Ersatz geboten für das, was an der ursprünglichen Schönheit des Schlesiertales dem höheren Zwecke des Hochwasserschutzes und der wirtschaftlichen Ausbeutung der Naturkräfte geopfert werden mußte. — Auch in seiner jetzigen Gestalt wird das Schlesiertal mit seiner Talsperre noch gern und viel besucht.

Der verschollene Italiener. (Sage.)

Bei dem Bau der Talsperre waren auch italienische Arbeiter beschäftigt. Sie standen in dem Rufe, für Kanal- und Tunnelbauten geschickt und brauchbar zu sein; sie waren aber auch bekannt als Leute mit hitzigem Blut, die leicht zu Streit und Tattlichkeiten geneigt sind. Unter ihnen befanden sich zwei Mailänder, ein großer, noch lediger Arbeiter und ein kleiner verheirateter Mann, der daheim Frau und Kind zu ernähren hatte. An einem Lohnstage nahm der große Mailänder das Lohn für seinen Arbeitskollegen mit in Empfang, und als er ihm das Lohn auszahlte, behielt er mehrere Mark für sich zurück. Darüber war der andere unwillig und machte ernstlich seine Forderung geltend. Sie gerieten in Streit und zankten eine lange Weile. Der Betrüger gab nicht nach. Am nächsten Tage forderte der Benachteiligte wiederum sein Geld, um es für die Er-

nahrung seiner Familie heimsenden zu können. Ihr abermaliger Streif artete in Tätlichkeiten aus, wobei der große Mailänder Drohungen aussprach. Am dritten Tage wiederholte sich derselbe Zank und Streif. Am Abend desselben Tages, da der Geschädigte den Heimweg antrat, lief der andere ihm nach. — Seit jenem Tage aber blieb der kleine Italiener verschollen. Man vermutete, daß der kräftige Mailänder seinen Kameraden im Streif erstochen und in dem Tale, unweit der Weistritz, vergraben habe. — Wenn heute das hochangeschwollene Wasser, das sein Grab bedeckt, an der Oberfläche gurgelnde Töne vernehmen läßt, dann sagen die Leute: „Der Italiener ruft nach Weib und Kind“. — Die Sage fügt hinzu, wenn schon während der Bauzeit die Talsperre ein Menschenopfer empfing, wird sie in Zukunft alle vier Jahre ein Menschenopfer fordern!“ — Merkt es! —

VII.

Burg Neuhaus.

1. Lage der Burg.

Südllich des ausgedehnten Waldenburger Talbeckens, da, wo der Fuß des „Ochsenkopfes“ den des „Schwarzen Berges“ berührt, erhebt sich ein isolierter Bergkegel, der zwar nicht die Höhe der das Tal einschließenden Berge erreicht, von dessen Koppe aber man den ganzen Talkessel und seine Berg Höhen überschauen kann. Seinen Namen „Schloßberg“ hat er ohne Zweifel daher, weil er der Träger eines ehemals festen Burgschlosses war, und weil zu seinen Füßen das später erbaute neue Wohnschloß der Herrschaft Neuhaus gestanden hat. Auf seinem von Nordwest nach Südost hingestreckten, etwa 30 Schritt breiten und 100 Schritt langen Berggipfel schauen noch heute wildbewachsene Mauerreste als Trümmer einer ehemaligen Bergfeste hinab ins Tal.

Von dem Tale aus gelangt man zu dem Schloßberge, wenn man in dem oberen Teile des Dorfes Dittersbach von der Chaussee abbiegt und in die herrliche Lindenallee der nur wenige Häuser zählenden Kolonie Neuhaus einlenkt, wo der alte Burgfahrweg durch eine zweite Lindenallee zum Gipfel des Schloßberges hinaufführt. Oben angelangt, zeigt sich unsern Blicken eine halb verfallene Mauer mit offenem Burgtor. Letzteres, in gotischem Spitzbogen aufgeführt, hat in neuerer Zeit eine Ausbesserung mit Verwendung von Mauer-

ziegeln erfahren. Links der Außenseite dieses Tores sind auf einer vorspringenden Felserrhebung noch deutliche Spuren eines runden Gemäuers zu erkennen. Hier mag wahrscheinlich der Wartturm gestanden haben. Von hier aus hat man eine weitreichende Fernsicht nach dem Tale und zur Ebene des Flachlandes. An der Innenseite des Tores sind die Spuren der eingemeißelten Löcher zum Befestigen der Tür- oder Riegelhaken noch deutlich zu erkennen. Zur Seite des Tores im Hofraum konnte man früher und noch bis in die jüngste Zeit hinein den Feldstein auffinden, in dem die drei lateinischen Buchstaben H. G. S. und unter diesen die Form eines alten Hohlschlüssels eingehauen waren. Jetzt ist derselbe schwer zu finden. An den Stein knüpfen sich mancherlei Sagen, die wir weiter unten noch mittheilen. Durch das Tor gelangt man in den von Mauern umschlossenen Burghof, ein geebnetes Felsplateau, wo ehemals nur Holzgebäude gestanden zu haben scheinen, dem jetzt ein spärlicher Rasenteppich das Aussehen eines Gartens verleiht. Die Einschlußmauer des Burghofes folgt genau den Grenzen der 150 Schritte langen Hochfläche. Ihre Längsseiten wurden durch eine halbkreisförmige und eine spitzförmige Bastion bestrichen. Hinter dem Burghofe ist ein niederer in Fels gehauener scharfbewehrter tiefer Graben, in dem sich eine sechs Meter tiefe, jetzt halb verschüttete Cysterne befindet. Der Weg von der Niederburg hinauf zur Hochburg führt von Nordosten her; er ist durch eine Zwingmauer gedeckt. Die Wohnräume lagen wahrscheinlich nahe dem Graben, außer ihnen sind gewölbte Kellerräume im Osten der Hochburg erhalten. Die Wölbung des Kellers ist an der Stirnwand eingefallen, die Kellerstufen sind in Fels gehauen und das noch vorhandene spitzbogige Gerüst der Kellertür ist aus Sandstein gefertigt. In diesem Burgraume befindet sich ein in Felsen gehauenes viereckiges Loch, das vielleicht das Verließ war. Von der Hochburg, die etwa die Hälfte der ganzen Bergplatte einnimmt, stehen noch fast alle Umfassungsmauern, die besonders an den Schmalseiten bis mehrere Meter hoch sich erheben. Weiter nach Süden zu führen mehrere Stufen zu einem abgeplatteten Felsenvorsprung hinab, dessen Fläche gleichfalls von Mauerwerk umschlossen war und wahrscheinlich ehemals als kleiner Burggarten gedient haben mag. Zu ihrem Schutz ist über dem sich zu ihr heraufziehenden Fußsteige ein massives Schutzwerk aufgeführt, dessen bescheidene Reste erhalten sind. Die Mauern sind sämtlich aus

Bruchsteinen ausgeführt. Der verwendete Mörtel ist von großer Festigkeit.

Hier, wie auch bei der Ruine vom Zeisberge, sind an den Umfassungsmauern deutlich abgegrenzte Schichtungen zu erkennen, die die Vermutung zulassen, daß entweder die Maurer in gewissen horizontalen Abstufungen solch eine Steinmauer aufführten, oder daß der Bau einer solchen Mauer-schicht die ganze Zeit eines Sommers in Anspruch nahm und erst im nachfolgenden Sommer auf die horizontale Lage der vorherigen eine weitere Schicht ausgeführt wurde. Welchem Zweck die in dem Mauerwerk in mehreren horizontalen Reihen angebrachten Löcher gedient haben mögen, — ob zu Rüstungen oder zur Balkenlage — ist nicht mit Sicherheit anzugeben, obgleich noch an der Außenseite der südlichen Mauer die Köpfe eingefügter Balken zu schauen sind. Zu Wohnungszwecken können diese Balken wohl nicht gedient haben, da ihre Etagenlagen viel zu niedrig sind. Mit Aufzeichnung der vorhandenen Grundmauern und unter Zuhilfenahme der Phantasie läßt sich noch heute ein ungefähres Bild von dem Grundriß und der Gestaltung des damaligen Burggebäudes darstellen.

Die Aussicht von dem Burghofe aus über das Tal hinweg ist sehr schön. Der Reiz dieser Schönheit aber, die die vor unsern Blicken ausgebreitete prächtige Landschaft heut gewährt und der durch den Glanz der Nachmittagssonne noch bedeutend erhöht wird, hat den ersten Bewohnern dieser Burg-feste bei ihrem Anblick ins Tal gefehlt, wenngleich das Auge auch damals schon meilenweit ins Land hinein zu schauen vermochte. — Zur Zeit, da diese Burg erbaut wurde, schaute man von ihr aus noch nicht die lachenden Gefilde, nicht die gesegneten Feldfluren, die heute gleich kunstvoll ausgebreiteten Teppichen vor unseren Augen liegen, man schaute noch keine entblößten Berghügel, denn Tal und Höhen waren noch mit dichtem Wald bedeckt. Nur hie und da an Flußtälern erblickte man in dem umfangreichen Waldgebirge vereinzelte Lichtungen, aus denen die ersten wenigen Häuser der angelegten Ortschaften hervorlugten und an die das in noch geringer Ausdehnung dem Walde abgewonnene Ackerland sich angeschlossen. Die Ortschaften waren noch nicht in der heutigen Anzahl und Ausdehnung vorhanden. Weißgetünchte massive Häuser mit rotem Ziegeldach leuchteten dem Auge des Beschauers ebenso wenig entgegen, als Türme von fernher das Vorhandensein im Tale versteckter Dörfer erkennen ließen. Die Häuser waren meist

nur aus Holz kastenartig erbaut und mit Holz oder Stroh eingedeckt. Straßen und Wege gab es noch wenig und die vorhandenen waren schlecht und wenig belebt. Von ihnen her ertönte nicht das Rollen eines leicht dahinführenden Gefährts, sondern nur das Knattern eines auf unebenem Wege schwerfällig sich fortbewegenden Gespannes. Nicht der schrille Pfiff einer brausenden Dampfmaschine, nicht das tosende Geräusch industrieller Etablissements unterbrach die Stille des Tales, — nur die Artschläge des Holzhauers mischten ihren Widerhall in den Gesang der Waldvögel, und von den Dorfhütten her ertönte das Klappern des Webstuhles oder schallte das einförmige Klipp-Klapp des Dreschflegels. Jedoch schaute man auch damals schon nach Westen hin das Riesengebirge mit seiner Koppe und in der nächsten Nähe das imposante Hochwaldgebirge, hinter dem noch heute wie damals der Sattelwald wie versteckt hervorguckt. Nach Norden hin erblickte man auch die aus Waldbäumen hervorragende Burg „Fürstenstein“ oder „Vorstinburg“, wie sie damals genannt wurde. Der nach dem Niederlande hinschweifende Blick aber vermochte schwer aus der Ferne die versteckten Ortschaften mit ihren dunkelgebräunten Holzhäusern zu erkennen. — Der Blick der Burgbewohner war daher vom Turme aus mehr der Landstraße zugewandt, um dort die etwa nahenden Feinde rechtzeitig zu entdecken und ihnen gegenüber mit bewaffneten Knappen und Mannen sich zur Wehr setzen zu können.

2. Geschichte der Burg Neuhaus.

Von der Geschichte der Burg Neuhaus war bisher wenig sicher bekannt. Über die Besitzer und Besitzveränderungen der Herrschaft Neuhaus geben uns neben den „Vaterländischen Bildern“ von A. Müller, die in den Blättern des Vereins für Vaterländische Geschichte veröffentlichten „urkundlichen Nachrichten aus dem Fürstensteiner Archive“ von P. Kerber, sowie „die Beiträge zur Geschichte des schlesischen Adels“ von Graf Stillfried-Rattonitz die meisten zuverlässigen Nachrichten. Auf Grund der angeführten Mitteilungen und mit teilweiser Benutzung der Chronik von Waldenburg, von Professor Pflug, ist nachstehende geschichtliche Zusammenstellung geschehen.

Die Burg wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts vermutlich auf Veranlassung Herzog Bolko II. von Schweidnitz

und Sauer erbaut und wahrscheinlich einem Burggrafen zur Verwaltung übergeben. Es ist wohl mit Gewißheit anzunehmen, daß auch sie, gleich den übrigen Burgen im Kreise, als Schutzwehr gegen die einfallenden Böhmen erbaut wurde. Die allerersten Burggrafen, die als Grenzwächter dieselbe besessen haben, sind nicht bekannt.

Ulrich Schöff, Landeshauptmann zu Schweidnitz, stand bei der verwitweten Herzogin Agnes in hohem Ansehen und ist aller Vermutung nach von dieser während ihrer Regierungszeit mit der Verwaltung der Burgen Kynsburg und Neuhaus nebst Zubehör als Burggraf betraut worden, denn noch im Jahre 1365 wird derselbe als Landeshauptmann zu Schweidnitz, im Jahre 1369 aber als Burggraf von Kynsburg aufgeführt. Neuhaus und die zugehörigen Güter machten zur Zeit einen Bestandteil des ausgedehnten Güterkomplexes von Kynsburg aus. Ulrich Schöff der ältere war demnach zugleich (als Burggraf) Verwalter von Neuhaus.

In einer Urkunde vom Jahre 1364 wird unter den Burgen der Fürstentümer zum ersten Male auch „die Feste Waldenburg“ genannt. Diese Burg war auf dem im Süden der gleichnamigen Herrschaft sich erhebenden isolierten Grauwackerkegel entweder von Herzog Bolko II. oder einem Besitzer aus der Schaffgotschen Familie angelegt und — weil sie von drei Seiten von waldigen Bergen umschlossen war — Waldenburg genannt worden. Zweifellos, — so schreibt der Fürstenteiner Archivar P. Kerber — ist die hier bezeichnete Burg der ältere Stammsitz der Herrschaft gewesen. Ihr Name mag erst später auf die tiefer gelegene (in der Umgebung des Borwerks am Leisebach) sich entfaltende Ansiedlung (Ober-Waldenburg) übertragen worden sein.

Im Jahre 1377 erscheint Ulrich Schöff als Fundator der Kirche zu Adelsbach bei Waldenburg. Er spricht in der Stiftungsurkunde von der Einwilligung seiner Ehegattin Elisabeth und seiner Erben Keinczko und Ulrich, beider Ritter, sowie Ruperts und Peters. Die Urkunde ist in Breslau ausgestellt und enthält die Bestätigung der Herzogin Agnes unter Zeugenschaft des Ritters Nicolaus de Zysberg (Zeisberg). — Die beiden hier genannten Söhne Keinczko und Ulrich Schöff haben viel an dem Hofe der Herzogin Agnes verkehrt. Dieses gute Verhältnis mag auch Anlaß zu der späteren Bevorzugung dieser Ritter gegeben haben. Ersterer war in den Jahren 1364—1365 herzoglicher Marschall und 1369 Hofrichter



Portal Schloß Waldenburg.

in Schweidnitz. Im Jahre 1372 wurde er von der Herzogin Agnes mit dem Hause Kynsburg und den dazu gehörigen Gütern Dittmannsdorf, Hausdorf, Jauernig, Seifridisdorf (Seifersdorf) und Lannhausen belehnt. Seine Gemahlin Katharina, wahrscheinlich eine geborene von Willberg, verleiht er im Jahre 1375 auf Sybotendorf (Seitendorf) bei Waldenburg. Nach dieser Belehnung blieb Neuhaus und Zubehör von Kynsburg gesondert. Mit aller Wahrscheinlichkeit aber dürfen wir annehmen, daß Herzogin Agnes auch Ulrich Schoff II. (Bruder des Reinczko) mit Neuhaus belehnt hat, denn noch zu ihrer Zeit wird dieser Ulrich II. auch Ulrich von Neuhausa genannt, und am 1. März 1382 kundete Agnes, Herzogin von Schlessien, Frau von Fürstensein, Schweidnitz, Sauer, daß Ulrich Schoff seiner Frau Ilse das zwischen Fürstensein und Lybrichsdorf gelegene Dorf Adlungsbach (Adelsbach) mit dem Vorwerk, ferner die Mühle und das Vorwerk zu Waldenburg zum Leihgedinge mit allen Rechten aufgelassen hat. — Den Zubehör dieses Stammgutes bildeten damals die Territorien der heutigen Ortschaften Waldenburg, Ober-Waldenburg, Hermsdorf, Weißstein und der jetzigen Herrschaft Neuhaus. Inmitten dieses Gebietes lag der Dominalhof Waldenburg, vermuthlich mit einem nach damaliger Sitte durch einen Wald geschützten Herrensitz.

Ulrich Schoff wird also als Besitzer aufgeführt, und als eigentümlicher Besitzer von Neuhaus mochte Ulrich II. auch die nächste Veranlassung finden, die zerstörte Burg wieder aufzubauen. Wir können demnach wohl diesen Ulrich Schoff II. als den zweiten Erbauer und nochmaligen Begründer der jetzt in Trümmer liegenden Burg annehmen, die von da ab das Neue Haus oder Neuhaus genannt wurde. Er starb 1412 und soll im Minoritenkloster zu Schweidnitz begraben liegen. Im Jahre 1402 schon hatte er seine Güter seinen beiden Söhnen Heinze und Ulrich III. überlassen. Heinze starb im Jahre 1426. Seine Söhne verkauften durch ihres Vaters Bruder (Ulrich III.) Hand die ihm und ihnen zuständig gewordenen Güter im Schweidnitzischen Weichbilde (zu dem damals auch der heutige ganze Kreis Waldenburg gehörte), nämlich Adlungsbach (Adelsbach), Sybotendorf (Seitendorf), Lybrichsdorf (Lieberdsdorf), Pfassendorf, Klein Wierau, Ober Bele (Ober Peilau), dazu das Haus Waldenburg, das Neuhaus (Neuhaus) genannt, mit dem „Stättchen“ Waldenburg und den Dörfern Dittersbach, Hermannsdorf (Hermsdorf) und Weißstein an

Johann von Lieberthal. — Durch diese Besitzesänderung schied die Herrschaft Neuhaus 1426 aus der Reihe der Besitzungen der Schaffgottschen Familie für immer aus.

Die Söhne Lieberthals, Hans und Kunze, verkauften 1434 für sich und ihre unmündigen Brüder Ulrich und Heinze Schloß und Feste, das Neuhaus genannt, an Hermann Czetteras auf Conradswalde und Fürstenstein. Auf diese Weise gelangte Burg und Herrschaft Neuhaus zu Anfang des 15. Jahrhunderts in den Besitz der Familie Czetteras, jetzt Czetriz (daher Czetriz-Neuhaus), die sie bis zum Jahre 1738 mit geringen Unterbrechungen inne gehabt hat.

„Aus der in den ersten Urkunden des 15. Jahrhunderts mehrfach angewendeten Bezeichnung „Haus Waldenburg, das Neuhaus genannt“ und daß die Besitzer von 1405 ab sich „Schoff vom Neuerhause“ nannten, ergibt sich“, so berichtet Prof. Pflug in der Chronik von Waldenburg, „daß unter der früheren Bezeichnung „Burg Waldenburg“ lediglich die Burg Neuhaus, nicht aber eine zweite bei der heutigen Stadt Waldenburg etwa vorhanden gewesene Feste zu verstehen sei. — Die Veranlassung, von 1405 ab der „Feste Waldenburg“ die Bezeichnung „das Neuhaus“ gegeben zu haben, ist nicht mehr bekannt.“ Die verschiedenliche Bezeichnung der Herrschaft Neuhaus hat mehrfach zu irrigen Auffassungen geführt. Um solche zu vermeiden, müssen wir auseinander halten

1. Burg Neuhaus, als die jetzt in Trümmern liegende Grenzfeste nahe dem Schwarzen Berge;

2. Schloßberg, der Berg, der die alte Grenzfeste trägt;

3. Das Neue Haus, das Wohnschloß, das nach Zerstörung der Grenzfeste am Fuße des Schloßberges neu gebaut wurde, und nach dem der allmählich entstehende Ort Neuhaus seinen Namen erhielt (es stand zur Seite des heutigen Hofsteiches, Goldfischteich); auch wohl die erneuerte Grenzfeste;

4. Haus Waldenburg, eine Bezeichnung, die eine Zeit lang für Schloß und Gut Neuhaus, wozu Stadt Waldenburg gehörte, gebräuchlich war;

5. Schloß Waldenburg, das Wohnhaus, das die Gutsherrschaft von Neuhaus (Dyprand von Czetriz) im Gutsbezirk Ober Waldenburg erbaut hatte und darin in den letzten Jahrhunderten von 1604 bis 1882 ihren Wohnsitz hatte.

Herrmann von Czetriz war mit Margarete, einer der beiden Töchter des Janko Chotimiez auf Fürstenstein, verheiratet, von dem er, weil dieser ohne männliche Erben blieb,

kurz vor 1445 den Fürstenstein erhielt. Vorgenannter Hermann v. Czetztrik, Besitzer von Neuhaus, Conradswaldau und Fürstenstein, war zwar ein fehdegieriger Ritter, aber auch ein fürsorglicher Herr, der mit Rat und That für die Interessen des Landes sorgte. Mit seinen Nachbarn, besonders mit den Breslauern, lebte er beständig im Kampfe und verlor bei einem Aufruhr in Siegnitz gegen den böhmischen Hauptmann Prohky, dessen Partei er bei einer zufälligen Anwesenheit ergriffen hatte, am 24. Juni 1454 sein Leben. — Ihm folgten im Besitz der Güter seine Söhne Georg und Hans von Czetztrik, die den Fürstenstein 1464 an den König Georg Podibrad von Böhmen abtraten, und von denen dann Georg auf Kynsburg, Hans auf Adelsbach und Neuhaus saßen. Die Herrschaft Neuhaus mit Waldenburg war zwar von Hermann v. Czetztrik an Hans von Jedlitz, Rochlitz genannt, verkauft worden, doch trat dieser sie schon 1462 an Hans von Czetztrik wieder ab. —

Während des Hussitenkrieges und auch später in den unruhigen Zeiten des Faustrechts spielte diese Burg eine nicht unbedeutende Rolle, denn auch in ihr hatten sich, wie beinahe in allen übrigen schlesischen Burgen, Wegelagerer eingenistet. So wird z. B. dem Hans Rochlitz nachgesagt, daß er von Neuhaus aus die Umgegend ausgeplündert habe. —

Während der nachlässigen Regierung Wenzels und dessen Nachfolgers Sigismund (König von Ungarn und römischer Kaiser) hatten die Ritter auf ihren Burgen freien Spielraum. Die meisten der Ritterburgen wurden zu Raubnestern, die Besitzer trieben Wegelagerung, plagten das Land und verübten die unerhörtesten Grausamkeiten. Besonders waren dies die hussitisch gesinnten Edelleute, die wie die Hussiten selbst die bischöflichen und geistlichen Güter plünderten und verheerten. Man findet unter diesen Fehdelustigen die Namen derer von Czetztrik, Czirna, Stosch, Reichen, Heiden, Storch, Adelsdorf, Dyhr von Gimmel, Opitz und auch den Breslauer Domprobst namens Gramis als einen Anführer der Landesbeschädiger aufgeführt. Die Städte Breslau, Schweidnitz und Sauer und die Stände dieser Fürstentümer vereinigten sich mit dem Bischof und mit dem Herzog von Münsterberg, um diesen Räubereien Einhalt zu thun. Es wurden viele Schlösser zerstört und viele Beschädiger, worunter mehrere Edelleute waren, hingerichtet. So sollen u. a. 13 dergleichen adelige Räuber, die das Schloß Neuhaus besetzt hatten, an einem Tage das Leben durch den Strang haben beschließen müssen.

In den Streitigkeiten der Schlesier mit König Georg (Podiebrad) von Böhmen und während des vieljährigen Kampfes dieses Fürsten mit König Matthias von Ungarn mag auch Neuhaus öfter der Schauplatz der Befehdung und Plünderung gewesen sein.

Im Jahre 1475 kam diese Burg laut vorhandener Urkunde durch Kauf von Hans Czetriz auf Fürstenstein in den Besitz des Königs Matthias von Ungarn, der solche, wie Müller erzählt, nach Abzug des bisher in derselben hausenden Raubgesindels um 1478 soll haben zerstören lassen. 1490 ließ Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen das Schloß Neuhaus dem Fabian von Czirnhaus zu Bertelsdorf erblich auf. Letzterer verkaufte die ihm vom König Wladislaus von Böhmen gegebenen Berechtigkeiten und Schenkungen an dem Schlosse Neuhaus wieder dem Hans Czetriz am 12. Januar 1492. Von da ab blieb Neuhaus und Waldenburg bis in die neuere Zeit im Besitz dieser Familie, die damals einen großen Teil des jetzigen Waldenburger Kreises besaß. — Über die Ausdehnung der Herrschaft Neuhaus und der zugehörigen Ortschaften zu jener Zeit gibt die Urkunde über Erbschaftsteilung von 1493 Aufschluß. (Dies Kynsburg Seite 55, 56.)

Hier erfahren wir, daß auch Zeisberg ums Jahr 1500 mit Neuhaus vereinigt gewesen ist. — Von oben genannten Gebrüdern Czetriz wird in Müllers Vaterländischen Bildern Ulrich Czetriz als Besitzer der Burg Neuhaus aufgeführt.

Nach seinem Tode wurde sein hinterlassenes Erbteil, „mit Ausnahme des Bergwerks zu Waldenburg“, von Dyprandt Czeteriz vom Kynsberge an dessen Vetter Hans, Sigmund und Christoph, Gebrüder von Czeteris urkundlich am 23. September 1536 aufgelassen. Und im Jahre 1547 am 17. Juni teilten sich Sigmund und Christoph von Zetriz, Gebrüder auf Neuhaus, in ihre väterlichen und erblichen Güter dergestalt, „daß Sigmund Zetteris das Vorwerk und Dorf Reußendorf, das Dorf Weizenstein mit der Mühle und Brettmühle bekommt, aber vorher von den gemeinschaftlichen Schulden 200 Gulden Ungarisch zahlen muß, wogegen Christoph Zetteris seinem Bruder, da dieser zur Besserung ihrer beiden Güter und zum Zweck der Schuldentilgung seiner Frau Ehegeld aufgewendet, 500 Gulden Ungarisch herausgeben muß. Christoph Zetteris soll Schloß Neuhaus erhalten nebst dem Vorwerke und dem Walde hinter

dem Schloß, der Scheibe und Stockwiese, unterhalb dem Städtlein gelegen, und das Städtlein Waldenbergk mit der Mühle und Breitmühle, der Harte und dem Galgenberg, ferner die Dörfer Dittersbach und Herrnsdorf (Hermisdorf), den Gottesberg, Lessigk und Wildtbergk. Die Zinsen der „frawen keggen der Adelsbach“ sollen sie gemeinschaftlich entrichten.“

Ums Jahr 1604 war Dyprand v. Czetztrix Besitzer von Neuhaus. Derselbe war evangelisch und besaß die Herrschaft Neuhaus von 1604—1628; er erbaute das herrschaftliche Schloß in Ober-Waldenburg, das dann 1882 Sitz der Fürstl. von Pleßschen Güterverwaltung wurde, an ihn erinnert heute noch das am und im Schloß erhaltene Wappen des Bauherrn und seiner Gemahlin Elisabeth v. Zedlitz. — Er scheint sich mehr auf seiner Burg aufgehalten und für die Instandhaltung der Herrschaft gesorgt zu haben. Nach dem Tode des Dyprand von Czetztrix 1628 (so erzählt Professor Pflug in der Chronik von Waldenburg) trat in der Herrschaft Neuhaus eine Art Interregnum ein, da zwischen der hinterlassenen Witwe Elisabeth und den mündigen Söhnen, sowie den Vormündern der unmündigen Kinder bei der Unmöglichkeit der ersteren, die erforderliche Abfindungssumme zu zahlen, vor dem Landeshauptmann am 16. Juni 1629 ein Vertrag geschlossen wurde, nach welchem Frau Elisabeth von Czetztrix, geb. Zedlitz, zunächst auf drei Jahre, dann am 18. Juni 1639 für immer „ein Stück Gutes benennndliches Waldenburg und Weißstein mit allem Zubehör“ überlassen wurde. Erst nach ihrem Tode 1652 teilen den Besitz die Söhne Gottfried und Heinrich, von denen letzterer 1656 wieder im Besitz sämtlicher Güter erscheint.

Im Jahre 1656 starb der ältere Gottfried der genannten beiden Brüder und der jüngere Heinrich blieb im Alleinbesitz bis zum Jahre 1682, in dem er ohne männliche Nachkommen starb. Er vermachte daher die Herrschaft Neuhaus seiner Tochter, einer verwitweten Freiin von Bybran, die sich der Herrschaft besonders annahm. Vorzüglich richtete diese ihr Augenmerk auf die nahegelegene Stadt Waldenburg. Denn obgleich Waldenburg im 30jährigen Kriege außerordentlich gelitten hatte, so blieb es doch in der Herrschaft der bedeutendste Ort.

Welche Schicksale das Städtchen Waldenburg und mit ihm die Burg Neuhaus in der Zeit des 30jährigen Krieges betroffen haben, schildert ausführlich Professor Pflug in der Chronik von Waldenburg Seite 17—30.

Die Freiin von Bybran wandte alles an, um Waldenburg wieder sein früheres Ansehen zu geben; sie machte Stiftungen, förderle Handel und Gewerbe, verwendete sich für Waldenburg bei dem Kaiser und suchte mehrere wichtige Privilegien für den Ort zu erhalten. Leider riß sie der Tod schon 1719 aus ihrem Wirkungskreise und nun erbte die Herrschaft Neuhaus ihr Schwiegerjohn Christoph Friedrich, Graf zu Stolberg-Wernigerode. Dieser setzte das von seiner Schwiegermutter begonnene Werk eifrig fort, brachte die der Stadt vom Kaiser verliehenen Privilegien in Ausübung und suchte dieser deren noch mehrere zu verschaffen. Was dieser Besizer, sowie die Baroneß von Bybran für Waldenburg getan haben, verdient die ehrenvollste Anerkennung.

1730 wird nach dem Tode des Grafen Stolberg Hans Abraham von Czettritz als Besizer der Herrschaft Neuhaus erwähnt. Um 1750 erbte sie der Freiherr von Dyhrn (daher jetzt Dyhrn-Czettritz-Neuhaus) von dem preuß. General Ernst Heinrich v. Czettritz, dessen Nachkommen sie bis in die Neuzeit besessen haben. Letzterer diente zur Zeit des Siebenjährigen Krieges im Heere Friedrichs des Großen. Die zwischen ihm und dem Kriegsfürsten beiderseits gepflogene Korrespondenz blieb in dem Neuhauser Archive aufbewahrt und ist nach Kauf in das Fürstensteiner Archiv übergegangen.

Die Herrschaft Neuhaus hatte unter der Baroneß von Bybran und dem Grafen von Stolberg ihren Glanzpunkt erreicht, denn nach ihnen begann die Verfallzeit. Schon Abraham von Czettritz trat in der Fürsorge für Stadt und Herrschaft nicht so bedeutend hervor, als seine Vorfahren. Hierzu kam noch der Krieg, den Friedrich der Große um Schlessien führte. Zu Ende desselben (1763) verkaufte sogar der nachherige Besizer Heinrich XXXV. Reuß, Graf v. Plauen, dem erbgangsweise aus dem Nachlasse des Reichsgrafen Heinrich Ludwig Carl die Güter Waldenburg mit Ober-Waldenburg, Weißstein und Hartau zugefallen waren, dieselben am 4. Juni 1764 dem Reichsgrafen Hans Heinrich V., Grafen von Hochberg und Freiherrn von Fürstenstein.

Die Herrschaft Neuhaus aber verblieb als Eigentum der Edler von Czettritz bis zum Jahre 1871. Der letzte Besizer aus diesem Hause war ums Jahr 1840 Karl Julius Melchior, Freiherr von Dyherrn-Czettritz-Neuhaus. Nach seinem Tode blieb die hinterlassene Witwe, Baronin von Dyherrn-Czettritz, geb. von Rabenau, auf Herzogswalde

bei Sagan, noch längere Zeit Besitzerin; dieselbe hielt sich aber nur zeitweise in Neuhaus, dagegen mehr in Herzogswalde auf. Testamentarisch ernannte sie den Geistlichen Rat Gyrth zum Testamentsvollstrecker und zum Universalerben der Herrschaft von Neuhaus. Nach ihrem 1865 erfolgten Ableben kam die Herrschaft mit Burg und Schloß Neuhaus sowie Schloß Oberwaldenburg in die Hände des genannten Universalerben. Der Geistliche Rat verwaltete die Güter bis 1871. In diesem Jahre erwarb Se. Durchlaucht Hans Heinrich XI. Fürst von Pleß die Herrschaft Neuhaus käuflich und ist dieselbe, außer Hermsdorf und den zugehörigen Kohlengruben, die Gyrth für sich zurückbehielt, in dessen Besitz übergegangen. (Aus der also erlangten Erbschaft hat Gyrth das katholische Waisenhaus zu Hermsdorf fundiert.)

Das kräftige Geschlecht der Edlen von Czettitz aber, das Jahrhunderte auf dieser Höhe regierte und das um 1500 das gesammte Gebiet des jetzigen Kreises Waldenburg und darüber hinaus beherrschte, scheint wie der Glanz dieser Burg vergangen zu sein. Nur noch in einzelnen Seitenlinien hat der Name des Geschlechts sich ehrenvoll erhalten.

Die Burg Neuhaus

ist nach und nach auch dem Schicksal der anderen Burgen verfallen. Mehrere Male ist sie zerstört und wieder aufgebaut worden. Wann sie aber gänzlich eingegangen ist und wann die Besitzer sie gänzlich verlassen haben, um am Fuße des Burgberges in dem später erbauten Schlosse ihren herrschaftlichen Sitz zu nehmen, ist wenig bekannt. Auch selbst das herrschaftliche Schloß, dessen Torsäulen, unfern der Brauerei zu Neuhaus, gegenüber dem jetzigen Försterhause, bis in die jüngste Zeit von seinem einstigen Vorhandensein zeugten, ist gänzlich von der Bildfläche verschwunden. Bald nachdem es in Besitztum von Fürstenstein überging, sind seine sehr starken und festen Mauern abgetragen und die vorhandenen Materialien anderweit verwendet worden.

Der Schloßberg aber mit seiner Burgruine ist noch heute ein Zeuge einstiger Größe und Macht der hier sesshaft gewesenen Ritter, und so wie er bisher ein Anziehungspunkt für Freunde des Altertums und sinniger Naturbetrachtung war, wird er ein solcher auch bleiben noch lange in die Zukunft hinein; wenn nicht etwa die alles ebende moderne Kultur auch hier die letzten Reste aus alter Zeit pietätlos beseitigt. Der hoch-

gelegene freie Burghof wird wegen seiner natürlichen Anmut und seiner historischen Romantik gern von Vereinen als Festplatz gewählt und für Spiele bevorzugt. Die auf demselben in der Morgenfrühe oder im Glanz der Nachmittagssonne veranstalteten und abgehaltenen Gottesdienste mit Bergpredigt fanden bisher erfreuliche Teilnahme.

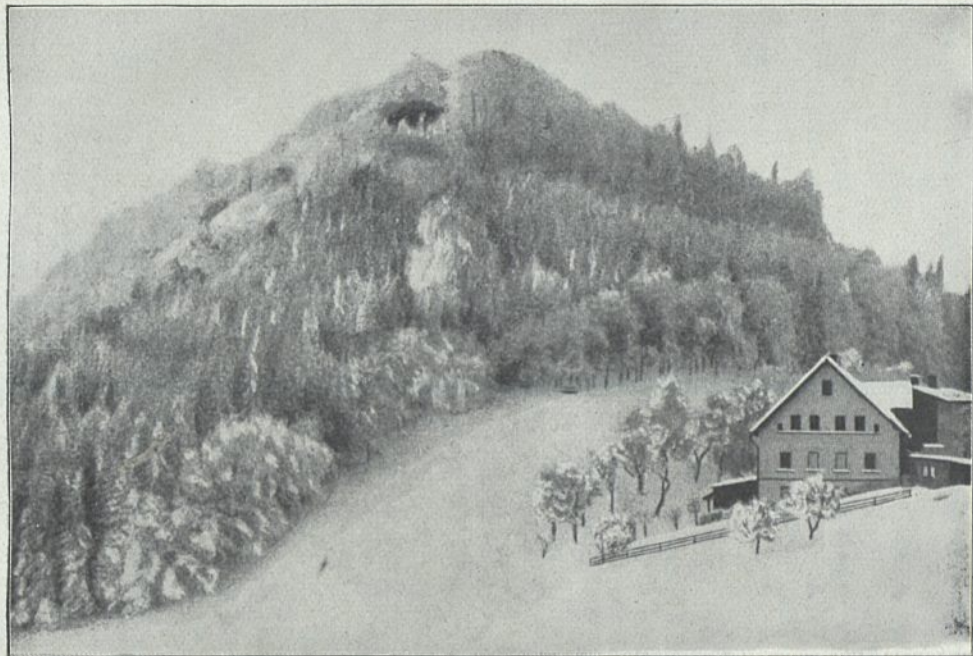
Es gewährt einen erhabenen Genuß, von der Höhe des Schloßberges aus den Blick über das reichgesegnete, industrie-, gewerbe- und verkehrreiche Tal hinschweifen und auf den reichgesegneten Fluren, wie den prächtig ausgebreiteten volkreichen Ortschaften abwechselnd ruhen zu lassen. Beim Anblick des herrlichen Panoramas und der uns umgebenden Ruinen wird der Geist, in Nachdenken versunken, unwillkürlich zu einem Vergleich zwischen dem „Sonst“ und dem „Jetzt“ angeregt und sucht nach befriedigender Antwort der Frage: „Wie war es einst, als diese Trümmer noch zu festem Bau vereinigt waren und dieser Bau den einzigen Glanzpunkt im ganzen Tale bildete?“ — Die mitgeteilte Geschichte der Burg und Herrschaft Neuhaus, wengleich sie obige Frage nicht vollständig zu beantworten vermag, möge in dem Dargebotenen einigen Anhalt bieten, uns ein Zeitbild dieses Ortes und unserer Gegend zu entwerfen.

*

3. Sagen.

Der verborgene Schatz.

Der Volksglaube vermutet auch in dieser Burgruine verborgene Schätze. Es herrscht die Sage: „Zur Zeit des Hussitenkrieges, als Georg und Hans von Czettritz die Burg besaßen und das niedere Handwerk der Wegelagerei betrieben, hatten sie mancherlei Befehdung von auswärtigen Rittern, die mit ihren Knappen heranzogen, zu bestehen. Einst wurde die Burg von Feinden belagert. Da dieselbe aber schon nicht mehr fest genug war, so konnten die beiden Brüder die Burg mit ihrer Mannschaft nicht verteidigen. Sie hatten aber, so erzählt die Sage, einen großen Schatz durch Wegelagerei erworben. Denselben verwahrten sie in einem eisernen Kasten, vergruben ihn die Nacht zuvor, ehe die Burg eingenommen wurde, an einem verborgenen Ort und warfen den Schlüssel weg! — Zum Gedenken daran aber ließen sie noch in derselben Nacht die Form des Schlüssels nebst den drei lateinischen Buchstaben H. G. S. in einen Felsstein einhauen. — Wer nun diese drei Buchstaben wird deuten können und den zu dieser Form passenden Schlüssel finden wird, der wird dann die ver-



Burg Neuhaus im Schnee

borgenen Gemäcker leicht öffnen und den lange ruhenden Schatz sein nennen können. Bis dahin aber bleibt er im Besitz geheimer Mächte.

Diese Sage hatte einst einen armen verkrüppelten Einwohner, namens Krause aus Reimswaldau, der gerne reich werden wollte, und dies von dem Bestande höherer Mächte erhoffte, verleitet, einen Versuch zu machen, den Schatz zu heben. Jede Mitternachtsstunde, diese Grenzmark zweier Tage, wird im Volksglauben als diejenige Zeit betrachtet, in der die Geister der andern Welt mit den irdischen Kreaturen verkehren, ganz besonders aber soll die Grenzmarke zweier Jahre, die Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht, geeignet sein, mit den höheren Mächten in nähere Verbindung zu treten und von ihnen Offenbarungen zu empfangen. Diesen Glauben hatte auch der genannte Krause. Er hielt sich für würdig genug, mit den Mächten der höheren Welt in Beziehung zu treten. In der Neujahrsnacht 1825/26 erstieg er deshalb den Schloßberg, nahm auf dem Burghofe in der dort errichteten Sommerlaube Platz und umgab sich mit einer Anzahl brennender Lichter. Gläubig und vertrauensvoll hoffend kniete er nieder und betete. Dabei erwartete er als höhere Offenbarung zuckende Flämmchen, die aus dem Boden aufsteigend, ihm den Ort anzeigen würden, wo der Schatz verborgen läge. Doch vergebens! Einige beherzte Einwohner von Neuhaus, die die Lichter von unten hatten schimmern sehen, bestiegen den Berg und störten den Andächtigen zu sehr ungelegener Zeit.

Das verlorene Glück.

Auch einen Einwohner von Dittersbach hatte obige Sage mit dem Begehren erfüllt, diesen Schatz zu heben, und schon war er nahe daran, das Glück mit den Händen zu fassen, als es schöndte von ihm sich abwandte.

Ein Zimmermann, namens Gründel, suchte sein Glück und seine höchste Zufriedenheit im Besitz von Reichtum an Geld und Gut. Fortuna aber, die Glücksgöttin, wollte ihm lange nicht hold sein, sie spendete ihm nicht mehr, als er zu des Lebens Unterhalt für sich und seine Familie notwendig brauchte und das er dazu noch selbst mit seiner Hände Fleiß und Arbeit erwerben mußte. Der Weg zum Glück schien ihm darum gar lang, gar mühsam und beschwerlich. Er harrte noch auf eine Bevorzugung von Fortuna und erwartete aus ihrem Füllhorn eine reiche Überschlüttung des Glückes. Was auf natürlichem Wege und durch natürliche Mittel ihm lange versagt blieb, das erhoffte er bei reicher Phantasie noch auf wunderbare Weise zu erlangen. Schon seit lange quälte ihn der Gedanke, wie schade es doch sei, daß der verborgene Schatz auf dem Neuhauser Burgberge so unnütz und tot da oben liegen müsse, und gar unbegreiflich schien ihm die göttliche Vorsehung, die bisher den Menschen versagt habe, diesen Schatz zu heben, mit dem doch sehr viel Gutes sich schaffen ließe und der

eine ganze Familie durch mehrere Generationen hindurch glücklich machen könne. Solchen und ähnlichen Gedanken nachhängend, baute er bei seiner Zimmerarbeit Luftschlösser in seiner Phantasie. Einst kehrte er nach des Tages Last und Hitze von seiner Arbeit heim und legte sich ermüdet zur Ruhe nieder. In festen Schlaf versunken, führte ein wirrer Traum ihm unklare phantastische Bilder in bunter Reihe an der Seele vorüber. Aus all den Traumgebilden aber trat hell und klar ihm das Bild einer Geistergestalt entgegen, in der Hand einen Stein haltend, auf dem die drei deutungsschweren Buchstaben H. G. S. in Flammenschrift ihm entgegenleuchteten und auf dem der gesuchte Schlüssel in der bekannten Form sich zu bewegen schien.

Die Gestalt wies mit dem Finger auf die Buchstaben und gab darauf dem Schläfer das Zeichen, ihr zu folgen. Wie von magischer Kraft an die Erscheinung gefesselt, erhob sich der Schläfer vom Lager, kleidete sich in halbbewußtem Zustande, als wäre er ein willenloses Werkzeug einer höheren Macht, ganz mechanisch an und folgte traumwandelnd dem voranschreitenden Geiste hinaus ins Freie. Finstere Nacht lagerte auf der ganzen Gegend, Menschen und Tiere schlummerten fest und lautlose Stille herrschte im ganzen Tale. Von dem erhabenen Glanz der wunderbaren Erscheinung geblendet, vermochte das Auge des staunenden Menschen nichts weiter zu schauen und zu erkennen, als diese allein. Langsam und stumm dahinschreitend folgte der Mann der Gestalt auf dem Wege zum Burgberge. Die Laubbäume des waldbedeckten Bergkegels wölbten ihre Zweige über dem Burgpfade zu einem dichten Blätterdach. Aus ihnen hernieder lispelte es wie das geheimnisvolle Flüstern geisterhafter Stimmen. Weiter und weiter steigerte sich das leise Wispern zu lautem Rauschen und Tosen in den Kronen der Waldbäume. Erst vernahm man das sanfte Säuseln eines daherziehenden Luftzuges, dann aber die allmähliche Verstärkung des gewaltigen Brausens eines heftigen Sturmwindes, das auch den späten Nachtwandler innerlich erbeben ließ. So gelangten die Wandelnden nach oben. Dort angelangt, trat plötzlich feierliche Stille ein. Die geisterhafte Gestalt öffnete das Burgtor und winkte dem Manne, da einzutreten! — O Wunder! Welch ein überraschender Anblick öffnete sich dessen Blicken! Auf dem Burghofe tanzten bei Fackelschein Gnommen und Kobolde einen Elfenreigen. Die Sinne des mitgefolgten Mannes schwirrten, eine heilige Scheu und unnennbare Angst bemächtigten sich seiner. Die Glieder zitterten ihm und er bebte am ganzen Leibe. Anstatt einzutreten, wandte er dem Burghofe den Rücken und floh in wilder Hast den Berg hinab. — Unten angelangt, übermannte ihn die Reue und das Gelüst nach dem verborgenen Schatz. Er saßte sich ein Herz und stieg noch einmal den Burgberg hoffnungsvoll hinan. Wieder stand er vor dem Tore, — finstere Nacht bedeckte jetzt den Burghof. Alle vorherige Pracht war verschwunden, — er stand allein.

Vom Tale herauf verkündeten die dumpfen Schläge der Turmuhr die erste Stunde der Nacht. — Ein Heer von Nachtvögeln erhob sich aus dem Gemäuer der Burgruine und umflatterte mit höhnischen Gekrächze das Haupt des nächtlichen Glücksritters. Dieser wandte sich abermals zu schleuniger Flucht und gelangte schweißtriefend in seiner Wohnung an, ohne von den Seinigen bemerkt zu werden. Am andern Morgen befragte ihn die Frau um seines gestörten Aussehens. Er erzählte ihr sein nächtliches Abenteuer und ging dann auswärts an seine Arbeit. — Noch am Nachmittag desselben Tages gelangte zur Familie die Trauerbotschaft: „Der Vater ist vom Bau gefallen und hat den Hals gebrochen!“

Der Verrat.

Gleich den andern Burgen, die als Festungen angelegt waren, hatte auch die Burg zu Neuhaus im Hofraum einen Brunnen angelegt erhalten, der im Falle einer feindlichen Belagerung die Burgbewohner mit dem notwendigen Wasser versorgen und vor Not und Elend, sowie vor einer gezwungenen Abergabe schützen sollte. Sein Wasser erhielt derselbe aus der versteckten hochgelegenen Silberquelle des nahen „Schwarzen Berges“, unfern der Vertiefung, die noch heute vom Tale aus an diesem Berge als tiefe Grube sichtbar ist. In Bleiröhren wurde das frische Quellwasser unterirdisch auf den Burgplan und dort in den Brunnen geleitet. Die Lage der Quelle nebst der Leitung war Geheimnis der Burginsassen und keinem Talbewohner bekannt.

Zur Zeit, da die Burg mancherlei Befehdungen zu bestehen hatte, wurde sie auch auf längere Zeit von den Feinden belagert. Ein zahlreiches Heer umschloß den Burgberg wie einen festen Ring. Niemand aus dem Tale konnte zur Burg und niemand von der Burg ins Tal gelangen. Den Burgbewohnern aber konnte diese Abgeschlossenheit auf lange Zeit hinaus nicht verderblich werden; sie hatten sich reichlich mit Proviant versehen und auch das notwendige Wasser floß ihnen zu.

Unter dem Hausgesinde der Burgherrschaft befand sich eine Witwe mit ihrer schönen Tochter. Die körperlichen Vorzüge des hübschen jungen Mädchens bezauberten das Herz eines jungen Ritters; — aber obwohl er ihm in herzlicher Liebe zugetan war, konnte er es nimmer als seine Braut heimführen, — weil es ihm nicht ebenbürtig war und — weil es kein Vermögen besaß. Das Glück der Tochter aber lag der Mutter sehr am Herzen. Sie wollte die Verbindung der Liebenden noch ermöglichen, indem sie der Tochter zu Reichtum verhelfe. Ihr Plan dazu war gereift! Zu gelegener Zeit schlich sie sich während der Belagerung in finsterner Nacht durch die geheime Pforte ins feindliche Lager, verriet den Feinden gegen Erlegung einer hohen Geldsumme die Leitung des Wassers und kehrte darauf reich beschenkt zurück. Die Feinde zerstörten die Verbindung mit

der Quelle und brachten die Burgbewohner in Wassernot. Letztere erkannten mit Schrecken ihre schlimme Lage und die unumgängliche Nothwendigkeit, sich den Feinden zu ergeben. Hier konnte nur — das erkannte jeder — Verrat aus ihrer Mitte verübt worden sein. Nach mancherlei Vermuthungen lenkte sich der Verdacht auf die Witwe. Qualvolle Martern preßten ihr ein umfassendes Geständnis ihres Vergehens ab und mit rache-dürftendem Zorngefühl schlossen die Burgbewohner sie lebend in eine Tonne ein, schlugen von außen ringsum große Nägel in dieselbe und rollten also die Verrätherin zum Lohn für ihre Untreue den Burgberg hinab ins feindliche Lager auf die Heerwiese, die noch heute also benannt wird. Die Tochter aber wurde lebend dem Feinde überliefert.

Der letzte Bär.

In den dichten Wäldern, die in früheren Jahrhunderten noch das Waldenburger Thal bedeckten, hausten auch verschiedene wilde Tiere, unter denen besonders die Bären den Einwohnern in den Ansiedelungen im Walde recht gefährlich wurden. Die Ritter mit ihren Burgmannschaften machten es sich zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Aufgabe, die Gegend von den gefährlichen Ungeheuern zu befreien. Sie erlegten deren viele auf ihren Jagdzügen und bald galt die Gegend als von reizenden Tieren befreit. Aber noch war eins übrig geblieben, das in dem Dickicht des Waldes seine Freiheit gewahrt hatte, — ein grauer Bär. Gar bald brach derselbe zum Schrecken der Leute hervor und lange konnte man seiner nicht habhaft werden. Da zog eines Tages der ritterliche Junker des Edlen v. Czetritz (im Alter von 15 Jahren) mit seiner Waffe hinaus in den düsteren Waldgrund, um mit tapferem Mute das Tier zu erlegen. Er war dem Ungeheuer gar bald auf der Spur, vermochte aber mit seiner Sünlingskraft nicht das wilde Ungetüm zu besiegen. Schon nach seinem ersten mißglückten Versuch war der Zorn des Tieres gereizt und es verfolgte den jungen Ritter, der ohne alle Begleitung zur Jagd gegangen war, mit wutschnaubendem Geheul. Der Edelknabe entfloh und suchte Deckung und Schutz hinter dem starken umfangreichen Stamm eines Waldbaumes, wohin auch der Bär ihm nachfolgte und dort um den Baum herumlaufend ihn verfolgte. Der Knabe hielt sich stets auf der entgegengesetzten Seite des Baumes, so daß, während der Bär ihm nachlief, der Junker auf der andern Seite des Baumes dicht hinter dem Bären folgte. Diese gegenseitige Verfolgung dauerte bis Sonnenuntergang, und es schwebte der Edelknabe in der großen Gefahr, bei zunehmender Ermüdung zuletzt doch ein Opfer des Bären zu werden. Die lange Abwesenheit des verwegenen Junkers aber hatte die Burgherrschaft mit Besorgnis erfüllt. Bewaffnete Mannen zogen noch spät hinaus in den Wald, den Knaben zu suchen. Die Hülhörner erschallten vom Berge nieder und vom Waldgrunde

herauf erkönte der Hilferuf des geängsteten Edelknaben. Die Burgknappen erschauten die gefährliche Lage des Knaben und befreiten ihn, indem sie das wilde Tier erlegten. Es war der letzte Bär, der hier im Grunde seinen Tod fand. Zum ewigen Andenken daran heißt noch heute der Ort „der Bäregrund!“

Die gefährliche Situation des sonst mutigen Junkers wurde auf einem großen Bilde dargestellt. Dasselbe war lange Zeit hindurch in dem Tafelhaufe des neuen (jetzt abgetragenen) herrschaftlichen Schlosses zu schauen.

Der Vogelhannes als Spukgeist.

Es ist schon lange her, wohl an drei Jahrhunderte, da haufete auf dem Neuhauser Schloßberge ein böser Geist mit schrecklichem Gepolter. Die Leute in der Nähe hörten allnächtlich ein Schwirren und Summen, ein Toben und Lärmen, ein Poltern und Klappern, daß ihnen ängstlich zumute wurde. Mehrere beherzte Männer gingen um Mitternacht hinaus, um nachzusehen, was solchen Lärm verursache. Weil sie aber niemanden sahen, merkten sie, daß ein Geist da oben seinen Spuk treibe. Um ihn einzufangen, wandten sie sich an den Scharfrichter der Umgegend, der sonst beim Galgen seine Dienste tat. Er sollte den Geist bannen. In der Mitternachtstunde ging er mit einem ledernen Sack oben auf den Burgplatz. Nicht lange, da hörte man oben ein klägliches Geschrei wie von einem wilden Tiere. Der Scharfrichter hatte mit seinem Sprüchlein den Geist gefangen und brachte ihn im Sack herunter. Er trug ihn in den Nesselgrunder Forst und setzte ihn am Donnerberge aus. Das Gebiet, auf dem er sich bewegen durfte, war so groß, daß ein Reiter auf seinem Pferde es an einem Tage umreiten konnte. Aber dieses Gebiet durfte er nicht hinaus gehen. Hier aber fand er sein Vergnügen daran, allerlei Schabernack zu treiben. Die Leute nannten ihn den Vogelhannes.

Wie Vogelhannes den Förster neckt.

Einst ging ein Förster von Neuhaus nach Nesselgrund. Als er an den Kreuzweg kam, sah er einen Mann vor sich hergehen, dessen Kleider in allen Farben prangten. Er trug eine gelbe Mütze, einen blauen Rock, eine grüne Hose und einen roten Beutel auf dem Rücken. Der Förster lief etwas eilig, um den sonderbaren Mann einzuholen und mit ihm zu reden. Das konnte der Förster aber nicht erreichen, denn der Fremdling ging ebenso schnell wie der Förster. Da wählte der Förster den kürzeren Weg, der den Bogen des Waldweges abschnitt, so daß er eher am Wegweiser anlangte. Als er aber diesen erreicht hatte, war der farbenbunte Mann verschwunden. Vor dem Wege flog ein mächtiger Adler auf, so groß, wie er einen solchen noch nie gesehen hatte, der stieß ein teuflisches Gelächter aus. Dort, wo der Vogel aufgeflogen war, sah der Förster noch

die Fußtapfen des Mannes, die hier endeten. Nun merkte und erkannte er, daß der Vogelhannes ihn geneckt hatte.

Vogelhannes und der Leiermann.

Ein Leiermann wollte von Lehmwasser nach Neuhaus herüberkommen. Mit seinem schweren Leierkasten und seinem lahmen Beine war er glücklich bis in den Drechslergrund gekommen. Dort ließ er den Karren stehen und ruhte etwas aus. Als er dann weiter fahren wollte, ging die Karre nicht von der Stelle, sie war wie festgewachsen. Er stand ratlos dabei und schimpfte. Da kam aus dem Walde ein Mann, der versprach ihm Hilfe, wenn er ihm etwas vorspiele. Der Leiermann war bereit und spielte ein Stück nach dem andern. Als er alle Stücke abgespielt hatte, wollte er aufhören; aber da konnte seine Hand nicht von der Kurbel los, und er mußte weiter leiern bis zum Sonnenuntergang. Dabei tanzte der fremde Mann wie rasend um ihn herum. Als dann die Sonne hinter dem Schwarzen Berge verschwand, sank ihm plötzlich die Hand von dem Leiergriff herab, und der tolle Tänzer war verschwunden. Von der Zeit ab hat es der Leiermann nicht wieder gewagt, durch den Nesselgrunder Forst zu ziehen, wo der Vogelhannes ihm solchen Schabernack gespielt hatte. — (Ähnlich wird die Sage vom Vogelhannes auch im Gläzeschen erzählt.)

Der geheime Weg.

Die Sage erzählt: „Im Jahre 1442 belagerte der Herzog von Münsterberg und der Bischof von Breslau Neuhaus, um der Edelleute, die sich dahinein geflüchtet hatten, habhaft zu werden. Allein die Burg wurde tapfer verteidigt. Selbst durch Hunger die Übergabe zu erzwingen, war den Angreifern nicht möglich. Der Herzog hatte alle Ausgänge besetzen lassen und nur ein einziger geheimer Weg, der unter der Erde eine Strecke fortgegangen sein soll, blieb den Belagerten noch übrig, durch den sie Proviant in die Burg schaffen konnten. Damit nun aber niemand die Spur finden möchte, so ließen sie den Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen; endlich wurde dieser geheime Weg durch einen Stadtsoldaten entdeckt und die Burg überfallen, — doch der Besitzer entkam.

Der kostbare Ring.

Vor langer, langer Zeit verlor ein Herr von Neuhaus einen kostbaren Ring während der Jagd auf dem Schwarzen Berge. Wer ihn findet, wird durch „schwarzes Gold“ belohnt werden, womit vielleicht die „schwarzen Diamanten“ gemeint sind, mit denen die fleißigen Bergknappen unserer Gegend täglich bedacht werden.

Die listige Burgfrau.

Als Neuhaus abermals mit Belagerung hart bedrängt war, sollte nur die Burgfrau mit soviel Habe frei abziehen dürfen, als in einem Backtroge Platz hatte. Da legte sie — ähnlich den Weibern von Weinsberg — ihren Ehegemahl in den Trog, bedeckte ihn mit ihren Kleidern und rettete ihm so Leben und Freiheit.

Lohn der Treue.

Ulrich Czetztrik, Besitzer der Burg Neuhaus, diente im Heere des Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn und war Stallmeister des Königs. Als dieser unglückliche König, erst 20 Jahre alt, nach der Schlacht bei Moharaz, den 26. August 1526, auf der Flucht in einem Sumpfe umkam, half Sebastian Ulrich von Czetztrik, auf Befehl der Witwe, den König suchen; er hatte das Glück, ihn zu finden. Ein Hirte hatte am folgenden Tage nach der Schlacht den König im Sumpfe gefunden, ihn herausgezogen und im Sande verscharrt. Ulrich Czetztrik grub den Leichnam mit seinen Nägeln aus dem Sande und besorgte die Abfuhr und das Begräbniß seines unglücklichen Herrn in Stuhl-Weißenburg. — Die Fama schließt diese Erzählung mit der Bemerkung, daß dieser Ulrich Czetztrik als Lohn für seine Treue die Burg Neuhaus mit Zubehör von den Böhmen erhalten habe. Aus bekannten Urkunden aber wissen wir, daß er dieselbe mit seinen Brüdern als Erbe erhalten hat.

Ein Wiedersehen.

Gleich so vielen anderen zog es auch einen Herrn von Neuhaus zur Zeit der Kreuzzüge ins heilige Land. Nachdem aber viele Jahre vergangen waren, ohne daß von dem Kreuzfahrer ein Lebenszeichen in die Heimat gekommen wäre, durften Weib und Kinder daheim wohl annehmen, daß er gefallen sei. Die schöne Burgherrin gab darum, nachdem ihr noch durch einen heimkehrenden Knappen der Seldentod ihres Gemahls bestätigt worden war, der Werbung des Herrn Hugo von Gleichen nach. Am Vorabend der Hochzeit erschien ein Pilger beim fröhlichen Gelage und ließ einen Ring in den Becher der Braut gleiten. Diese erkannte sofort das Gegenstück ihres eigenen Eheringes. Der Fremde warf seine Verkleidung ab und gab sich als der totgeglaubte Burgherr zu erkennen. Statt der Hochzeit wurde nun das Wiedersehen auf der Burg Neuhaus fröhlich begangen. Hugo von Gleichen aber heiratete anstatt der ihm verloren gegangenen Mutter die schöne Tochter.

(Daß der eine Held dieser Sage ein Ritter von Gleichen ist, weist auf den thüringischen Ursprung dieser Sage. Ein Herr von Gleichen kehrte bekanntlich mit einer Sarazerin in die Heimat zurück, wo seine erste Frau noch lebte.)

Burg Zeiskenberg.

1. Lage der Burg.

Schon vom Fuße des Sattelwaldes an, woselbst der Zeiskenbach seinen Ursprung hat, wird dieser in nördlicher Richtung abfließende Bach von einem lieblichen, nach ihm benannten Tale (Zeisbachtal) begleitet, das unterhalb des Dorfes Adelsbach sich verengert und als romantisch schöner Zeiskengrund dem Bache durch felsiges Gestein den Weg zur Ebene öffnet. Von Waldenburg aus gelangen wir in das Tal des Zeisbach, wenn wir die von Salzbrunn nach Adelsbach führende Straße verfolgen. Auf der Scheide von Ober- und Nieder-Adelsbach liegt das mit anmutigen Gartenanlagen umgebene Herrenhaus. Hier schneidet die Straße das Tal. Der Weg nach dem Zeiskenrunde führt rechts abbiegend an der linken Seite des Wassers fort, bis am Ende von Nieder-Adelsbach eine Mühle erreicht wird, die den bebauten Teil des Tales schließt. Wenn bis dahin das Talwasser zu beiden Seiten von einzelnen netten, durch Gras- und Baumgärten von einander getrennten Ansiedelungen begleitet wurde, so schlängelt es sich von dort an, von dunklen Erlen beschattet, durch saftige Wiesen, die von Bergeinhängen eingeschlossen werden, die namentlich zur Sommerszeit eine üppige gemischte Waldvegetation bekleidet. Hier befinden wir uns im Zeiskenrunde, der zwar nicht den wildromantischen Zauber des ihm parallellaufenden Fürstensteiner Grundes teilt, dafür aber den Zauber friedlicher Stille und Ruhe der Natur uns darbietet. Geräuschlos begleitet uns, die wir auf ebener Wiesenflur dahinschreiten, der dahinfließende Talbach. Mit mehrfachen regelmäßigen Zickzackbiegungen windet und erstreckt sich das Tal in ziemlich gleichmäßiger Erweiterung dahin. Die grotesken Felsgebilde, wie wir sie im Fürstensteiner Grunde schauen, treten hier nur vereinzelt auf und die zu beiden Seiten das Tal einschließenden Felsgehänge sind durchweg mit Laubholz bedeckt. Betreten wir zur Frühlings- oder Sommerszeit diesen Talgrund, so wännen wir uns hier in einer von der Natur großartig erschaffenen geschützten Gartenanlage, in der nur zwei Farben: das Grün unter und neben uns und das Blau des Himmels

über uns mit einander kontrastieren. Siemlich am Ausgange des Tales, wo wir schon von der Ferne die quer vorüberführende Freiburg-Landeshuter Chaussee mit ihren Straßenbäumen erblicken können, liegt zur linken Seite auf einem wenig in das Tal vorspringenden Bergkegel die Ruine der Burg Zeiskenberg.

Gleichviel, ob wir von Freiburg über den Stadtwald, die Harte oder über die Kolonie Zeisberg, die von Freiburg über Polsnitz erreicht wird, oder auch von Fröhlichsdorf her durchs enge Tal des Zeisbaches, oder von Salzbrunn aus über Adelsbach zu den im Walde versteckten Burgtrümmern gelangen, immer umfängt uns hier ein Stück Romantik. Auch Carl Maria v. Weber mag das empfunden haben, als er 1800 seine Oper „Die Viskasee“ schrieb.

Unfern der Burgruine, wenige hundert Schritte unterhalb auf der Talwiese quillt ein Säuerling hervor, dessen Wasser der Salzbrunnquelle ähnlich schmeckt. Die Quelle wird auch Viskobrunnen genannt und von ihr seit 1908 ein eisenhaltiger Sauerbrunnen versandt. 1922 wurde daselbst das Gasthaus zur „Zeisgrund-Schenke“ eröffnet.

Mit Unrecht wird Tal und Burg nur selten besucht, denn einen so schönen Waldgrund, von steilen Felsen eingeschlossen, und zugleich so still und lieblich, findet man nicht überall. Dazu kommt noch eine Merkwürdigkeit, wie sie bei keiner anderen schlesischen Burg gefunden wird. Dies sind zwei fast drei Meter hohe Dämme, die 300 Schritte unterhalb der Burg und 100 Schritte von einander entfernt das 100 Schritt breite Tal sperren. Ob diese dazu gedient haben, durch eine künstliche Überschwemmung des Tales mittels des Zeisbaches die Burg von dieser Seite unangreifbar zu machen, oder ob sie einer stattgehabten Regulierung ihre Entstehung verdanken, läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit angeben.

Im Laufe der Zeit hat sich auch hier manches geändert. Die Zeiswiesen sind vor hundert Jahren durch den Besitzer von Adelsbach und Fröhlichsdorf, Herrn v. Rabenau, geebnet worden, wobei auch nebst vielen Wasserlöchern der größte Teil des Viskoteiches ausgefüllt wurde. Auch das Bett des Zeisbaches ist dabei etwas verlegt worden, und in neuester Zeit hat man anstelle des in schlichte Sandsteinblöcke gefaßten Viskoborns ein modernes Brunnenhäuschen erbaut.

Wohl mag auch der Zeiskenberg vielfach der Schauplatz privater Befehdung gewesen sein; aber gegen ihre Bedeutung

als fester Platz gegen äußere Feinde sprechen sowohl ihre Anlage, als auch ihre nächste Umgebung. Bezüglich ihrer Anlage fällt nämlich der Umstand ins Gewicht, daß sich die Burg bei ihrer relativ niedrigen Lage dem Blicke jedes Nachbarburgwartes entzieht, auch wenn man mit Hilfe der Phantasie die noch vorhandenen Turmüberreste bis zu angemessener Höhe ergänzt, während die gegen Böhmen gerichteten schlesischen Grenzburgen so angelegt sind, daß sie dem Nachbarplatze durch bestimmte Signale die augenfällige Nachricht von einer von außen drohenden Gefahr geben und mit demselben einen beständigen, durch das Auge vermittelten Verkehr pflegen konnte, wie solches z. B. zwischen Kynsburg und Hornschloß möglich war und geschehen sein soll.

Dieser Meinung schließt sich Pastor Gebhard, der sich seinerzeit eingehend mit Lage und Geschichte der Zeiskenburg beschäftigt hat, nicht an. Er schreibt in einer seiner Abhandlungen: „Die bekannte Schubertsche Karte von 1736 im Kommannschen Atlas Silesia bezeugt uns, daß der heutige Zug der Chaussee Freiburg—Zeisberg—Alt-Reichenau grade in der durch das Zeisbachtal führenden Strecke mit dem Verlauf der alten Straße Breslau—Freiburg—Landeshut zusammenfällt. Diese sandte sogar an der Südseite des Tales nach Quolsdorf—Volkenhain usw. einen Weg ab, so daß die Burg also die Bedeutung eines Sperrforts dieses Hauptweges nach Böhmen besaß und zwar als Verbindungsglied zwischen Fürstenstein und Volkoburg, wenn sie auch nicht in der Urkunde Karls IV. vom 11. Oktober 1369 in der Zahl der dort genannten Landesburgen aufgeführt ist. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß eine halbe Stunde davon in dem Winkel, den der Zusammenfluß des Zeisbaches und des Quolsdorfer Baches, die das Striegauer Wasser bilden, einer der vielen schlesischen Popelberge liegt, dessen Fanal (Alarmzeichen) von der 397 Meter hohen Erhebung durch die Lücken des Rudolfsberges bei Fröhlichsdorf und des Kohlberges in der Freiburger Karte hindurch sicher in Burg Fürstenstein, vermutlich auch in Hohenpetersdorf und Volkenhain zu erspähen war. Noch ist der alte Pfad von dem Landeshuter Wege her zur Burg festzustellen. In einige der Grünstein-Felsköpfe östlich der Straße ist ein Engpaß gesprengt, von dem aus ein Waldweg über die südliche Lehne des Tales führt, der kurz vor dem sogenannten Küchengraben, dem Westgraben der Burg, herabkommt und sich so an den Weg der Westpforte anschließt.

Noch ist aber auch der alte Burgweg in dem Feldwege von Kolonie Zeisberg zu der Bachschleuse erhalten, bei der er, auf gemauerter Brücke das Wasser überschreitend, sich rechts zur Burg in demselben Hohlwege wie heut emporwand, während Spuren des alten Mühlweges nach links noch sichtbar sind. Nach links hat man wohl die oberen Dammanlagen erreicht, die bis auf ein Geringes heut verschwunden sind und einst einen in Schlesien wohl einzig dastehenden Schutz für die Zeiskenburg darstellten.“

Unter Zugrundelegung der noch vorhandenen Mauerreste entwirft uns Gebhard mit Zuhilfenahme der Phantasie und architektonischem Baustil ein Bild der Burggebäude, wie sie wahrscheinlichem Vermuten nach einst bestanden haben. Er schreibt wörtlich:

2. Die Burggebäude.

„Deutliche Spuren zeigen, daß einst tiefe Gräben den ganzen Burghügel isolierten, so daß uns der Gedanke nahe kommen kann, die Zeisburg sei ebenso eine Wasserburg wie eine Bergfestung gewesen. Nach Süden ist der Graben fast ganz ausgefüllt. Nach Westen dürfte er in dem sumpfigen, von einem Bächlein durchzogenen Röhrengraben noch die alte Tiefe besitzen. Es ist wohl berechtigt anzunehmen, daß einst dies Wässerchen auch die anderen Gräben durchlaufen hat, die nur die Trümmer und der Schutt, auch der Wegebau der Forstverwaltung fast verschüttet haben. Noch ist der alte Eingangsweg von Osten her erkennbar. Der dort gegen 20 Meter breite Burggraben zeigt noch Reste alter Brückenpfeiler. Von hier aus, so berichtet P. Gebhard-Wang, bekommt man alsbald mit Hilfe der Phantasie den richtigen Eindruck der Burganlage.

Sie zeigt auf dem etwa 120 Meter langen und zwischen 10 bis 40 Meter breiten, vollständig von der Anlage besetzten und ausgenützten Plateau eine Vorburg, dann den Pallas mit dem Berchfrit und eine hintere Burg.

Unter den alles beschattenden und in trauliches Dämmern hüllenden Buchen betreten wir die Vorburg. Wir passieren erst einen halbrunden, ehemals wohl turmartigen Vorbau, an dem nach links und rechts sich langgedehnte Pärchen anschließen. Von dem nördlichen Pärchen ist ein beträchtliches halbkreisförmiges Stück der in drei Etagen nach außen abgehöckten Mantel- oder Schildmauer in noch vier Meter

äußerer Höhe erhalten. Ob die vordere Schutzwehr des östlichen Zwingers Palisaden trug, läßt sich kaum bestimmen. Noch heute erhebt sich der Kamm dieser Wehr zehn Meter über dem Graben und scheint bis dahin aus Bruchstein — wie alle Reste der Burg — zu bestehen. Während der Nordzinger 11 Meter Durchmesser hat und zuerst halbkreisförmig ist, weiter zum Palas hin in schwach gerundeter Mauer verläuft, geht die Ostwehr in etwa 6 Meter Entfernung parallel mit der stattlichen Innenmauer, von der noch Stücke von 2 Meter Dicke und 5 Meter Höhe stehen. Diese Doppelmauer läßt sich von Süd herum bis zum Palas in einer äußeren Länge von 39 Meter genau verfolgen. Sie scheint an der Südostecke noch eine Querwand zum Abschluß des Zwingers gehabt zu haben und zeigt in den Stücken der Innenmauer noch die Balkenlöcher für den Wehrgang.

Was aber besonders interessant ist, das ist die Deckung des Einganges an der Nordostecke der Innenmauer durch einen noch 7 Meter hohen Halbturm von nahe 8 Meter Durchmesser. Der Schutt ist an der Ostseite so daran gehäuft, daß man bis auf seine Höhe emporsteigt, leider aber hat der Schutt auch die Reste des wohl gewundenen Toreinganges unter sich begraben. An dieser Nordostecke sind die Steine glatt behauen. Spuren von Türangeln haben nicht entdeckt werden können. Dennoch muß hier der Eingang gelegen haben, da hier eine Maueröffnung offenbar ausgespart ist. Durch sie tritt man in die 37 Meter tiefe und 38 Meter breite Vorburg. Einen romantischeren Platz kann man sich kaum denken. Wo ein Sonnenstrahl hineinhuschen konnte, hat das Leberblümchen oder das Maiglöckchen sich angesiedelt. Das Licht bricht sonst nur gedämpft durch das Blattwerk der Buchen. Man ist nach außen ganz abgeschlossen. Von unten rauscht die Zeis herauf, hie und da schleicht eine Eidechse oder eine Maus über das dürre Laub, über uns piept oder singt ein Vöglein.

Vor uns erhebt sich der Palas mit seiner von großer Bresche durchbrochenen Zingel, zu deren Füßen ein großer Schutthaufen liegt, deren schön abgerundete Nordostecke aber einen stattlichen Eindruck macht. Grade vor uns reckt sich der leider abgebrochene Berchfrid mit den Palaswänden, die daran anschließen, während unrichtigerweise an der Südostecke der Zingel ein Eingang in den Palas, den Mittelteil der Burg, neu angelegt ist. Die enge Tür führt in einem ebenso engen Gange in die Palasringmauer. Die Enge dieses Zuganges

darf nicht wundernehmen. Blieben doch die Reittiere in den Ställen der Vorburg. Gegen einen durch diese Pforte eindringenden Feind aber war die Pechnase der auf Sandsteinwerkstücken hoch oben in mehr als 5 Meter Höhe aus der ganz fensterlosen sorglich gefügten Palaswand herausragenden Erker gemünzt, von dem aus er beschossen werden konnte, ehe er die Nordwestecke und den einzigen südlichen Eingang in den Palas selbst gewann. Eng ist überdies der Raum zwischen Zingel und Palaswand. Und gegen den westlichen Hof, der über 9 Meter breit ist, ist diese Tür ins Palasinnere noch durch einen im rechtwinkligen Haken gebauten kleinen Mauer vorsprung gedeckt. Leider ist der Demolierung des Palasinnern nach Gefangennahme der Räuberbande vor 100 Jahren viel zum Opfer gefallen: die obere Etage des Berchfrits, der innen eine lichte Weite von 2 Meter hat, (umgeben von über 3 Meter starker Mauer), und nach Süden von zwei mächtigen Stützpfählern gehalten wird, ferner die Verließe und die Burgkeller nebst den Treppen dahin. Immerhin läßt sich deutlich der beschränkte Raum des Palas erkennen. Das Gebäude selbst, noch von den drei Wänden, nach West, Nord, Ost umgeben, die ganz fensterlos sind, mehrstöckig, 23 Meter breit, 24 Meter lang, bis 2 Meter erhöht über den Zingelgang, hatte, wie aus Balkenlöchern und Kalkbewurf ersichtlich ist, an der Tür zwei schmale Gemächer, nach Süd vielleicht eine Wachstube, nach Nord, wie die Feuerungsanlagen vermuten lassen, die Küche, dahinter an der Nordwand entlang zwei große Zimmer. Im Oberstock war wohl die gleiche Zahl von Räumen. Die Ostwand des letzten oberen war durch ein Fenster, das nun mehr ausgebrochen ist, erhellt. Möglichenfalls war das eine Tür zum oberen Wehrgang oder in andere Gemächer. In der Ecke nach Nordost scheinen jedoch Wohnräume nicht gewesen zu sein, vielleicht nur Borratskammern, und dicht am Berchfrit möglicherweise — nach der geringen Ausmessung zu urteilen — ein „geheimes“ Gemach.

Da der Bergfrit auch den Südzugang in die Zingel deckt, so ist sicher nach Süd ein Lichthof vor den Wohnräumen des Palas gewesen, denn von dem einzigen Keller, der noch etwas erhalten ist, führte eine Lucke nach Süd heraus.

Nur genauere Durchforschung und Ausgrabungen können zeigen, ob in diesem etwa 17 Meter tiefen Hofe noch Baulichkeiten sich an die Südmauer lehnten, und ob gar, wie man vermuten kann, dort ein Brunnen vorhanden war. Es ist

wohl nicht anzunehmen, daß sich ein solcher nur in der **Hinterburg** befand, die durch eine starke, von mehreren Schießscharten durchbrochenen Mauer gegen den Palas abgeschlossen war. Auch hier ist der heutige Eingang, der vom Palashofe hinabführt, ein späterer Durchbruch. Die alte Tür, wie die Mauerlöcher für die Sperrbalken beweisen, befand sich gerade am Südeude des jetzigen Mauerrestes, und unweit derselben dürfte sich in der hinteren Burg, die 40 Meter lang, sich fast dreieckig nach Westen der Hügelgestalt gemäß ausdehnt, der Brunnen gewesen sein. Nicht heizbare Bauten lassen sich auch hier an der schwach sichelförmigen Trennungswand zum Palas wie an dem an der Nordseite ausgesparten Westausgang der Burg nachweisen. Wer aus dieser Pforte tritt, sieht vor sich den gedeckten Gang, der zum Zeisbach hinab und zu dem Wege, der die Landeshuter Straße erreicht, hinführt. Noch große Reste der Deckmauer sind zur Linken vorhanden. Rechts aber erhebt sich in Sichelform eine auf den lebendigen Fels gesetzte prächtige Mauer, noch 24 Meter lang und über 6 Meter hoch, in senkrechter glatter Wand, deren Grau in Verbindung mit dem Grün der Buchen und Fichten ein liebliches Bild gibt. Diese hohe Mauer deckt die innere Zisterne, die 7 Meter lang, 3 Meter tief an der Mauer liegt und bei nahe 3 Meter Höhe einen Notauslaß aus Sandstein hat.

Am Westende der **Hinterburg** betritt man die Rundung eines nahezu 7 Meter Durchmesser haltenden Turmstumpfes, der wohl als beides zu dienen hatte, als Ausguck wie als „Danker“, d. h. Cloakenturm, denn der Graben tief unten, senkrecht unter ihm, heißt noch heute bei den Anwohnern der **Küchengraben**, weil dorthin angeblich die Abwässer der Burg geleitet waren.

Von hier aus hat man einen herrlichen Ausblick auf das ganze stille Zeistal: der Viskateich, an dessen Weidengebüsch die Viskasee (lisc = Blatt) oder ihre Genossinnen einst die Gewänder aufhängten zum Unheil der Wanderer, die sie dabei überraschten, der düstere Fichtenwald zur Linken, die Dammreste im saftigen Grün in der Mitte, der Viskaborn, zur Rechten die rote Bauernlehne mit ihrem Gebüsch und ihrem zerstreuten Baumschlag am steilen Hang und weiter hinter die Fröhlichsdorfer Berge, Schanzlade, Höllenberg, Popelberg, mit Feldern und Wäldern geschmückt, und über dem allen die Stimmung heiliger Einsamkeit!

Über gerade auch von diesem Punkte aus erscheint die Wehrhaftigkeit der Burg für die Tage ihrer Vorzeit in ihrer ganzen Bedeutung. Denn noch unverfälscht und ungemindert zeigt sie hier ihre trostige Stärke, weil der Fels, der sie trägt, hier seinen jähen Absturz noch ganz ungemildert offenbart. Und wenn wir aus der Westpforte hinabsteigen und die Zeiswiesen abwärts gehen, dann erhalten wir auch von unten den rechten Anblick des Zeiskenschlosses. — Wohl jeder Besucher wird mit uns bedauern, daß diese interessante Burganlage dem Verfall preisgegeben ist.“

3. Geschichte der Zeisburg.

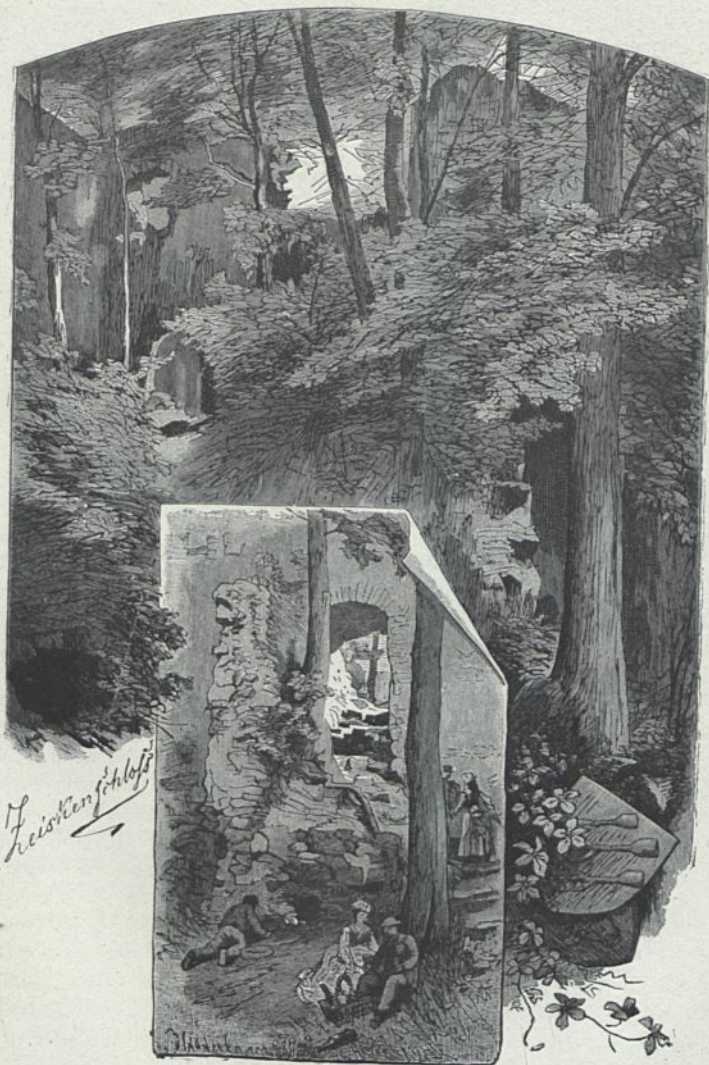
Die Burg ist zwar ein Lehen der schlesischen Herzöge von Schweidniß-Jauer, niemals aber der Mittelpunkt der Verwaltung einer nach polnischer Verfassung eingerichteten Kastellanei oder einer Burggrafschaft gewesen. Die Nachbarburgen Fürstenstein, Hornschloß, Freudenburg, Kynsburg usw. hingegen waren Sitze solcher Burggrafen.

Über die Entstehung der Burg, sowie über ihre ersten Besitzer sind nur lückenhafte Nachrichten vorhanden. Bisher wußte man nur wenig davon. Den mühevollen und sorgfältigen archivalischen Nachforschungen des Herrn P. Kerber, ehemaligen Bibliothekars zu Fürstenstein, haben wir es zu danken, daß in neuerer Zeit bestimmtere und sichere Nachrichten unsere Kenntnisse über die Vergangenheit dieser Burg erweitert haben.

Die erste sichere Nachricht über das Vorhandensein dieser Burg gibt uns eine Urkunde von Herzog Boleslaw aus dem Jahre 1243, in der als Zeugen des Aktes einer Erbschaftsüberlassung unter anderen v. Zettrik in Freiburg, Waffenträger des Herzogs, und Peter, „dessen Bruder in Cziskenberg“, aufgeführt werden. Sonach wäre urkundlich nachweisbar, daß ein Mitglied des von Zettrischen Geschlechts einer der ersten Besitzer der Burg gewesen ist und daß die „von Zeiskenberg“ nicht ein besonderes Adelsgeschlecht gewesen sind. Über die Besitznachfolger des vorgenannten Peter von Cziskenberg sind bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts keine sichere Nachrichten vorhanden. Im Jahre 1355 hat Bolko II. von Schweidniß (reg. v. 1326—1368) die Burg Zeiskenberg nebst den Landesburgen Fürstenberg (Fürstenstein), Conradswalde, Schwarzwaldau und Freudenburg sich gewaltsam unterworfen, Dies ist die einzige bekannte, gegen die Burg unternommene

kriegerische Aktion. Bolko II., Sohn des Herzogs Bernhard, sah sich hierzu genötigt, weil während der milden Regierung seines Vaters die von Bolko I. streng gehütete innere Ordnung durch die Ritterschaft der Fürstentümer vielfach und ungestraft beeinträchtigt worden war. — Die Glanzperiode der Burg fällt in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, zu welcher Zeit ein Nicolaus von Zeiskenberg sie als anvertrautes Lehen langjährig im Besitz hatte. Er ist unter allen früheren Besitzern der einzige, über dessen Person wir uns auf Grund urkundlicher Nachrichten ein geschichtliches Bild von mehr bestimmterer Gestalt entwerfen können.

Nach Gewohnheit seiner Zeitgenossen bediente er sich nur selten des Familiennamens; er verband vielmehr mit seinem Vornamen die Bezeichnung seines Besitztums, deshalb auch stößt die Feststellung der verwandtschaftlichen Verhältnisse dieses Nicolaus von Zeiskenberg auf Schwierigkeiten. Nur die Landbücher der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer gewähren uns in authentischer Form die Kenntnis des Familiennamens. In denselben wird er „Nickel Bolcze vom Zeisberge“ genannt; er gehört sonach dem im 14. und 15. Jahrhundert weit verzweigten Geschlechte der von Bolcze an. Ob jedoch die im 13. Jahrhundert zur Zeit des Herzogs Boleslaw urkundlich erwähnten Bolcze als die Ahnen dieses Geschlechtes zu betrachten sind, läßt sich nicht mehr genau feststellen. — Nach einer von dem Brunnenarzt Zemplin im Schlosse zu Adelsbach entdeckten Abschrift einer Urkunde von 1408 wird als Vater des Nicolaus ein Ruprecht von Bolcze genannt, der nach dem Landbuche der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer eine Witwe Sophie zur Gemahlin hatte, von der ihm ein Sohn, Nicolaus, der spätere Besitzer vom Zeiskenberge, geboren wurde. Letzterer stand mit dem zu gleicher Zeit herrschenden Burggrafen „Nicolaus Bolcze von Hornsberg“ (1361—1376), Hofmeister der Herzogin Agnes von Schweidnitz und dessen Bruder Clericus Bolcze, Burggraf von Falkenstein, sowie mit dem Bolcze von Brunau (bei Striegau) in verwandtschaftlichem Verhältnis. (Ein Besitzer von Brunau, Sander von Brunau, Bolcze genannt, wird später auch als Besitzer des Zeiskenberges erwähnt.) Sowohl der Name als auch die drei im Schilde übereinander liegenden Bolzen im Wappen sprechen für das verwandtschaftliche Verhältnis der Burggrafen von Hornsberg und Falkenstein, den Besitzern des Zeiskenberges und derer von Brunau.



17
Zeisenburgschloß

Die Zeisenburg

Nicolaus von Zeiskenberg erfreute sich am herzoglichen Hofe zu Schweidnitz eines bedeutenden Ansehens. Um seiner Dienste willen hatte ihm die Herzogin Agnes (siehe Burg Kynsberg und Neuhaus) 1369 das Burglehen zu Striegau mit 40 Mark jährlicher Einkünfte verliehen. Er führte also die Würde eines Burggrafen von Striegau und wird in einer Urkunde von 1387 als „der Hauptmann in unserer Frauen Lande“ bezeichnet. — Neben dieser hochansehnlichen Stellung hatte er einen nach den damaligen Verhältnissen ganz beträchtlichen Besitz von Gütern. Während seiner Zeit gehörte zu „Houb und veste Zeysperk“ das „Stelkein Friedeberk (Hohenfriedeberg) mit Kirchlichen und alten Lihen daselbst“, sowie die Güter Schelwitz (Schollwitz), Mynhardtsdorff (Möhnersdorf), Fröhlichsdorf (Fröhlichsdorf) und Heyde (Heidau). Als Burggraf von Striegau war er auch Besitzer von den zu diesem Burglehen gehörigen Teilen von Schweinz und Stanowitz.

Seine Salzbrunner Güter überließ er 1375 dem Hans Preußler zu Reichenau und das Gut Thomasdorf bei Bolkenhain in demselben Jahre an Conrad von Czirn. Dagegen erwarb er in demselben Jahre mit anderen Rittern von Herzogin Agnes: Herzogswaldau, Rogau, „Merchow“, Göbersdorf und „Steynvorwerk“, auch verlieh ihm dieselbe noch 50 Mark jährlichen Zinses auf dem Zolle zu Landeshut auf ihre Leblage; außerdem erfreute er sich einer beträchtlichen Anzahl Zinse auf Heidau, Helwigsdorf, Schmottseifen, Stanowitz u. a. Endlich war auch seine amtliche Stellung mit bestimmten pekuniären Vorteilen verknüpft. — Bei seiner günstigen Vermögenslage mochte er auch einen biederen Charakter betätigen, denn er genoß volles Vertrauen der Bürgerschaft, die ihn bei öffentlichen und Privatakten als Gewährsmann für erworbene Rechte akzeptierte. — Nach der großen Anzahl Urkunden, in denen er als Zeuge auftritt, zu schließen, verkehrte Nicolaus während der Lebenszeit der Herzogin Agnes fast beständig am herzoglichen Hofe. Mehrere dieser Urkunden bezeichnen aber auch den Zeiskenberg als den Ort ihrer Ausstellung und lassen uns daher vermuten, daß bisweilen die Herzogin selbst sich gern nach dem Zeiskenberg zurückzog, vielleicht um bei dem Anblick des zwar eng begrenzten, doch um so lieblicheren Landschaftsbildes für wenige Stunden der Sorgen zu vergessen, die ihre stete finan-

zielle Bedrängnis und manche ihr von den eigenen Untertanen bereitete Widerwärtigkeit verursachten. —

Im Jahre 1389 verfiel derselbe Nicolaus vom Zeisberge dem Interdikte, weil er in den festgesetzten Terminen das Dorf Frankenberg mit seinen 20 Huben seinem rechtmäßigen Herrn (dem Breslauer Kreuzstifte) nicht zurückgeben wollte und sich weigerte, gewisse jährliche Zinsen zu entrichten. Dieser Rechtspruch des vom päpstlichen Stuhle ernannten Richters wurde in den Kirchen zu Schweidnitz, Freiburg, Münsterberg, Reichenbach, Frankenstein, Bolkenhain und Sauer von der Kanzel herab verkündigt und dem Publikandum die Aufforderung an den Verurtheilten beigefügt, binnen acht Tagen zur Kirche zurückzukehren. Dabei war er doch auch ein treu kirchlicher Mann, wie seine Stiftungen in der Hohensriedeberger Kirche 1385 und 86 und für das Striegauer Benediktinerkloster, in das seine Schwester Elisabeth 1357 und seine Nichte Agnes 1368 eintraten, deutlich dartun. Wie sich Nicolaus vom Zeisberge diesem kirchlichen Spruche gegenüber verhalten haben mag, ist nicht bekannt; jedenfalls aber söhnte er sich mit der Kirche später wieder aus, da er 1396 mit dem Cysterstenserstifte zu Grüssau in friedlichster Weise paktiert, um seine Küche mit der nötigen Fastenspeise versorgen zu können. In einer in dem gedachten Jahre von ihm auf dem Zeiskenberge ausgestellten Erklärung bekennt er nämlich, daß ihm der Grüssauer Konvent das Wasser und die Fischerei zu Alt-Reichenau und Quolsdorf aus besonderer Gunst und nur für seine Person dergestalt überlassen habe, daß diese Vergünstigung keineswegs auf seine Erben oder die künftigen Besitzer des Zeiskenberges übergehen könne.

Das Ansehen, das sich Nicolaus am Schweidnitzer Hofe erworben hatte, erhielt sich auch noch lange nach dem Tode der Herzogin Agnes, der 1392 erfolgte. Noch in seinen letzten Lebensjahren sollte Nicolaus sich in der Ausübung eines hervorragenden öffentlichen Amtes bewähren. Nach dem Tode der Herzogin Agnes wurde Janko von Chotienitz zum Unterhauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Sauer bestellt und dabei gleichzeitig eine Anzahl Personen aus dem Adel bezeichnet, die dem Janko hilfreich zur Seite stehen und unter seinem Vorhitz Recht sprechen sollten; an der Spitze dieser Beisitzer wird Nicolaus vom Zeisberg genannt. Im Jahre 1399 geschieht seiner das letzte Mal Erwähnung als Zeuge in einer Urkunde des Benisch von Chufznik und es bleibt ungewiß,

ob der Besitz der Burg auf seinen Sohn Nicolaus und von diesem auf seinen Enkel gleichen Namens oder unmittelbar auf letzteren überging.

Das Schweidnitzer Landbuch nennt unter 1408 einen „Junge Nickel, Sohn des jungen Herrn Nickels vom Ezeisberge“, als Besitzer der Burg und als Verkäufer derselben an seinen Vetter Heinrich Bolcze. Letzterer verkaufte schon in dem Jahre der Erwerbung (1408) den Zeiskenberg wieder an den schon oben erwähnten Sander von Brunau, Bolcze genannt. Dieser, meistens zur Unterscheidung von seinem Sohne gleichen Namens „der Ältere“ genannt, ist um 1425 gestorben. Im Juni 1427 stiftete sein Sohn Sander zu seinem, sowie zu eigenem Seelenheile mit vier Mark jährlichen Zinses auf Stanowik ein Seelenamt in dem Striegauer Carmeliterkloster. Vermutlich befand sich nun der Sohn während der Hussiteneinfälle noch einige Jahre im Besitz der Burg. Auch sie mag den Eindringlingen zum Tummelplatze gedient und so das Schicksal aller von ihnen heimgesuchten Plätze geteilt haben; jedoch scheint sie damals restaurationsfähig geblieben zu sein, denn schon 1429 nennt sich ihr neuer Besitzer Ulrich Seydlich „auf dem Ezeiskinberge gesessen“. Derselbe wurde als Vertrauensrichter in das damalige Richterkollegium einberufen, was schließen läßt, daß er eines hohen Ansehens sich erfreute. Als seine Zeitgenossen werden genannt: Hauptmann Albrecht Coldik; Janco von Chotienek auf Fürstenstein; Georg von Schellendorf, Ritter zu Pankendorf; Dpik Seidlich und Thymo Schollendorf; Heinze Stosch, Ritter und Unterhauptmann; Wenzel von Schellendorf auf Hornsberg; Siegmund von Parchwik und Nickel Stosch.

Laut Landbuch Schweidnitz „überließen die Gebrüder Christof und Hans Borsnik 1450 alles, was sie hatten zu Schwenz (Schwein, Kreis Bolkenhain), zu Fredeberg dem Stetlein (Hohenfriedeberg) und den Ezeisberg für den Fall mangelnder Nachkommenschaft dem Unterhauptmann der Fürstentümer Schweidnitz-Sauer, an Dyprand Reibnik zu Bir-lachsdorf“.

Nach dem Jahre 1466 waren Georg und Hans v. Czeltrik im Besitz der Burg und 1493 gelangten in deren Besitz durch eine Erbteilung die vier Brüder Hans, Friedrich, Siegmund und Ulrich von Zeltrik (lies S. 55/56).

Von den Besitzern im 16. Jahrhundert hat die Geschichte uns keine Kunde hinterlassen. Zu jener Zeit der Erfindung

des Schießpulvers und dessen Anwendung zu Geschossen mußte auch die Burg als befestigter Platz ihre Bedeutung mehr und mehr verlieren.

Desgleichen haben wir auch die heutigen Trümmer nicht als die zeugenden Spuren einer durch die Schweden 1634 erfolgten Zerstörung der Burg zu betrachten, denn in den nachfolgenden Jahren ist in den Verkaufsurkunden ausdrücklich die Beste Zeisberg aufgeführt, woraus wohl mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die Burg zu jener Zeit noch in wohnlichem Zustande sich befand. Und wenn in Wirklichkeit im 30jährigen Kriege eine Zerstörung der Burg stattgefunden haben sollte, so müßte ihr Wiederaufbau bald erfolgt sein, denn schon 1655 verkauften Susanna, Freiin Sauermann, geb. Gellhorn, und die Adelsbach-Zettrich'schen Kreditoren Haus und Beste Zeisberg und das dazu gehörige Gut Fröhlichsdorf an Frau Katharina von Zettrich, geb. von Zettrich.

1681 verkaufte Heinrich von Zettrich auf Waldenburg Nieder-Adelsbach und Fröhlichsdorf an Katharina, Freiin von Bybran, geb. Zettrich. 1719 wurde Haus und Beste Zeisberg von Benjamin Freiherrn v. Bybran an Christof Friedrich, Reichsgrafen zu Stolberg-Königstein-Rochefort-Bernigerode-Hohenstein verkauft. Von dieser Zeit ab ist es jedenfalls von der Herrschaft Waldenburg-Neuhaus getrennt geblieben.

Auf welche Weise und in welcher Zeit die anderen früher noch zu diesem Besitztum gehörigen außerhalb des Kreises Waldenburg gelegenen Güter von diesem getrennt worden sind, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als die zu Haus und Beste Zeisberg gehörigen Güter in den Besitz der Zettrich von Waldenburg-Neuhaus gelangten, vielleicht auch schon früher, mag die Burg als Wohnsitz aufgegeben und dem Verfall preisgegeben worden sein. Im 18. Jahrhundert wurde das Terrain, auf dem die Burgruinen stehen, dem Gute Adelsbach einverleibt.

Landrat Graf Zietzen auf Adelsbach hat Gesträuch und Buschwerk 1833 von den Ruinen abhauen lassen, in denen 40 Jahre vorher Räuber gehaust hatten, bei deren Aushebung durch die Bauern starke Demolierungen vorgenommen wurden. Dann hat man zum Bau eines Schlosses in Adelsbach Steine von der Burg weggeholt.

Im Jahre 1864 war diese verfallene Beste nebst dem Gute Adelsbach in dem Besitz des Kaufmanns Marcus

Schokfländer zu Breslau, von dem sie in den gemeinschaftlichen Besitz mehrerer Gutsbesitzer zu Weißstein überging. Im Januar 1912 kaufte sie der Geh. Kommerzienrat Wilh. Ledermann in Berlin, dem im Juni 1917 der Großkaufmann Emanuel Aufrecht zu Breslau im Besitz folgte.

* * *

4. Sagen.

Gefundene Schätze.

Die Sage erzählt: In der Mitte des 18. Jahrhunderts soll eine Räuberbande in den noch vorhandenen Räumlichkeiten der Zeisburg sich aufgehalten haben und eine Plage der Umgegend gewesen sein. Es wurden daher die Einwohner der nahegelegenen Dorfschaften nebst mehreren Bergleuten aufgefordert, eine weitere Zerstörung vorzunehmen. Dabei soll bei Sprengung eines Kellers ein Faß Wein vorgefunden worden sein, „der so dick wie Syrup war“, auch soll unter einer Türschwelle der Trümmer ein bedeutender Fund an Gold- und Silbergeräten gemacht worden sein.

Treue Diener.

Müller führt in seinen Vaterländischen Bildern an, daß zwischen 1605—1628 die Zeiskenburg von einem Nikolaus von Czehhaus besessen sein soll, und teilt mit, daß 1634 die Burg von den Schweden belagert, erobert und zerstört worden sei. Den Burgherrn Nikolaus von Czettritz entzogen treue Diener der Gefangenschaft, indem sie ihn in einem bedeckten Schweinetroge glücklich nach Hohenfriedeberg brachten, woselbst er nun seinen Wohnsitz nahm und aus Dankbarkeit für seine Rettung aus eigenen Mitteln eine Kirche in Hohenfriedeberg bauen ließ, an der eine Denktafel dies noch heute bekunden soll. —

Diese Nachricht gilt nur als Sage, da sie der urkundlichen Bürgerschaft entbehrt.

Der versunkene Schatz.

Bei einer Belagerung flüchtete ein Edelsfräulein mit vielen Kostbarkeiten, wurde aber bald entdeckt und stürzte sich in ein nahe Moor. Die ihr nachstellenden Feinde achteten nicht auf die Gefahren der Gegend. Ihre Gedanken waren nur auf den kostbaren Schatz und dessen Gewinnung gerichtet, darum waren ihre Augen blind vor der Gefahr. Sie stürzten in die Tiefe des Moores und kamen ebenfalls um. Später suchte so mancher nach dem verlorenen Schatz, aber umsonst.

Die Viskafee.

Unweit der Burg, da, wo der sogenannte KÜCHENGRABEN ausmündet, befindet sich ein tiefes Wasserloch von etwa 20 Quadratmeter Oberfläche und von Weidengesträuch umgeben, jetzt aber ziemlich ausgefüllt. Dieses Wasser heißt der „V i s k a t e i c h“. Von ihm erzählt die Sage: An seinen Ufern wohnt eine Nixe, Viska genannt. Bei Mondenschein badete sie in der Flut und hing unterdessen ihre Kleider im Gesträuch am Ufer auf. Wer die schöne Viska eigentlich war, weiß niemand zu sagen. Vielleicht war sie eine jungfräuliche Priesterin aus der heidnischen Vorzeit. Soviel ist aber gewiß, daß sie ein wunderliebliches Frauenbild war mit langwallendem Blondhaar und überaus keusch und züchtig. Nie duldete sie es, daß ein Männerauge ihre unverhüllte Schönheit erschaute. Wer sie im Bade belauschte, erblich eines jähen Todes. Einer nur rührte ihr Herz. Zur Zeit der Kreuzzüge fand ein Herr der Zeisburg Gnade vor den Augen der schönen Viska. Sie gewährte ihm heimliche Zusammenkünfte. Oft trafen sie sich am Rande des Weihers zu stillem Zwiegespräch, aber immer verbot sie ihm, sie im Bade zu belauschen, weil dies sonst sein und ihr Unglück sein würde. Den Ritter erfaßte jedoch ein unwiderstehliches Verlangen, seine Geliebte in allen Reizen ihres keuschen Leibes zu schauen, so daß er alle Warnungen vergaß und eines Abends heimlich an den Teich schlich, um Viska beim Baden zu beobachten. Zu spät gewährte die holde Wasserjungfer ihren ungehorsamen Verehrer; das todeswürdige Verbrechen war vollbracht. Unter heißen Tränen verkündete sie ihm, daß er zur Strafe sterben und sein Geschlecht erlöschen werde, wovor ihn auch ihre Liebe nicht bewahren könne. Sie nahm zärtlichen Abschied von ihm. So sehr nun auch der Ritter sein Tun bereute, so konnte er doch nicht sein Geschick abwenden. Nach wenigen Tagen starb er eines jähen Todes. Mit ihm endete sein Geschlecht und die Zeisburg kam in andere Hände. Noch oft hat man die Viska klagend und weinend an des Weihers Rand im Mondenschein sitzen sehen. Von ihren Tränen wurde das Wasser unergründlich tief. Bis in die jüngsten Jahrzehnte vermieden es die Männer, den Viskateich zu besuchen.

S. Urban.

Fedor Sommer, der schlesische Dichter, gibt der Viska-Sage folgenden Ausklang: Die geheimnisvolle Maid verkündete ihrem Liebhaber, er werde nun, nachdem er sein Wort nicht gehalten, ruhelos und schwermütig durchs Leben gehen; seine Nachkommen würden ihm gleichen; erst einer reinen Jungfrau Hände würden den Fluch von seinem Geschlechte nehmen.

Zur Viska-Sage sei bemerkt, daß der in Schlessien übliche Name der Wasserjungfer Lisse (daher Viska) oder Wasserlisse ist, an manchem Orte auch Nixe. — Nach einer anderen Fassung der Sage ist es der Geist der unglücklichen Viska, die sich aus Liebesgram den Tod gegeben, an

jener Stelle umgehen muß und dort mit den Geistern der einstigen Dienerinnen badet. —

Zwar wesentlich verschieden von der Viska-Sage aber ihr doch auch etwas ähnlich sind zwei Sagen, die im Nachbarkreise Reichenbach ihren Ursprung haben; beide erzählt der berühmte Sprachforscher Weinhold, dessen Schwester sie 1846 hörte und aufschrieb.

Die verwunschene Tochter.

Eine Magd aus Neudorf ist einmal an den großen Teich gegangen, um Schilf zu schneiden. Da hörte sie in nächster Nähe ein Kind schreien, als sie aber näher nachforschte, fand sie nur eine große Kröte, die sie bat, näher heranzukommen und sich nicht zu fürchten, es werde ihr nichts Ables widerfahren. Am nächsten Morgen aber sollte die Magd wieder an den Teich kommen. Die Magd versprach es und kam zur bestimmten Zeit an denselben Ort. Da war aus der Kröte eine Wasserlisse geworden, die oben einem schönen Mädchen glich, unten aber einen Fischleib hatte. Die Lisse schlug mit einer Rute auf das Wasser und bat die Magd, mit ihr zu gehen, und es war ganz trocken, wo sie ging. Sie kamen in eine schöne Stube, wo die Magd gutes Essen und Trinken bekam, so viel sie wollte; beim Abschiede aber bat die Lisse, sie möchte noch dreimal wiederkommen. Die Magd tat es auch und als sie das letzte Mal kam, stand anstatt der Lisse ein schönes Mädchen vor ihr; es dankte der treuen Magd und offenbarte ihr, daß sie eine verwunschene Tochter vom herrschaftlichen Hofe sei; nun sei sie erlöst. Dann füllte sie die Schürze der Magd mit Schilf, nahm Abschied von ihr und begab sich in das Schloß ihrer Eltern, wo sie noch mehrere Jahre lebte. Das Schilf aber wurde zu Gold, und da hat die Magd gleich ihren Dienst aufgesagt.

Die Wasserlisse.

In Langseifersdorf war einmal ein Junge, der ging zu dem neuen Teiche. Dort war eine Wasserlisse, die sprach zu ihm, er solle zu ihr in den Teich kommen und mit ihr gehen. Da gingen sie beide in den Teich hinein und kamen in ein schönes, großes Haus. Der Junge mußte in der einen Stube bleiben und die Lisse sagte zu ihm, er solle ihr ja nicht weiter nachkommen. Der Junge aber war neugierig und lief doch nach. Da sah die Lisse in der Kammer und badete sich in einer Wanne, sie war halb Mensch, halb Fisch. Als sie den Knaben erblickte, schrie sie laut auf und jammerte, daß sie nun nimmer erlöst werden könne. Hernach kam eine andere Wasserlisse, die führte den Jungen auf den Boden und sagte ihm, er solle da warten und ihr nicht nachlaufen. Indem sie nur eine Treppe höher stieg, kam ihr der ungehorsame Bengel nach. Da blieb die Lisse stehen, jauchzte auf vor Freude und gab dem Buben drei Ohrfeigen. Da

ward der Junge augenblicklich in eine Wasserlisse verwandelt, sie aber war erlöst.

Der Wassermann.

Eine größere Rolle als die Lisse spielt im Volksglauben der Wassermann. Prof. Kühnau hat eine große Zahl verschiedener Wassermann-Sagen aus ganz Schlesien gesammelt. Hier eine davon:

Vor vielen Jahrhunderten stand im Hermsdorf städt., Kr. Landeshut, eine alte Wassermühle, die von dem hochbelagten Müllerpaar, sowie von einem alten Knechte und einer alten Magd bewohnt war. Obwohl oft müde Wanderer in der einsam stehenden Mühle um ein Nachtquartier baten, beherbergten die Müllersleute doch niemanden, da der im Hause umgehende Wassermann jeden Fremden zwang, die Mühle zu verlassen. Eines Tages kam ein Handwerksbursche und bat um Herberge. Er wurde jedoch ebenso wie die anderen zuvor mit der Bemerkung abgewiesen, daß er fremde Leute im Hause nicht leide. Der wagemutige Jüngling erklärte darauf, daß er sich nicht fürchte und wiederholte seine Bitte. Da gaben die Müllersleute nach und nahmen ihn auf. Der Bursche war sehr gespannt, was sich ereignen werde und konnte vor Aufregung nicht schlafen. Er setzte sich deshalb an den Tisch, wo ein brennendes Licht stand. Als es zwölf schlug, kam ein Männchen zur verschlossenen Türe herein und setzte sich neben den Handwerksburschen auf den Tisch. Da fragte der unerschrockene Gast das Männchen, was es wolle, und dieses antwortete: „Wir wollen Karten spielen!“ Als der Bursche aufstand, um die Karten zu holen, sah er, daß der Eindringlich kein anderer als der Wassermann war. Jedoch bewahrte er seine Ruhe und begann das Spiel. Durch diese mutige Tat wurde die Macht des Wassermanns gebrochen: er verschwand plötzlich und hat sich nicht mehr in der Mühle sehen lassen. Ungehindert durften nun die Fremden in der Mühle übernachten.

Christian Tzettel von Schwenz.

Eine Legende aus dem Jahre 1549 erzählt in poetischer Form

Herr Tzettel war ein arger Mann,
War geizig, rauh und stolz;
Er schlug auf Knecht und Untertan,
Als wär' es Stein und Holz.
Und all ihr Fleiß und all ihr Müh'n
War immer nicht genug für ihn.
Dies Volk - so pflegte oft zu klaffen -
Ist doch zum Schinden nur geschaffen.

Einst hatt' ein armer Gärtner ihm
Im Felde was verseh'n;
Da packt der Herr ihn ungestüm,
Trotz Heulen, Bitten, Fleh'n.
„Sund“, brüllt er, „kaum Dein Leib und
Macht dies Versehen wieder gut. [Blut
Sekt bindet ihn an Händ' und Füßen,
Dann soll er mir's mit Arbeit büßen.

Den Graben draußen schlämme mir,
Von Mittag bis zur Nacht,
Und schlägt die Blocke zehn allhier
Und Du hast's nicht vollbracht,
So laß' ich Dich zu Aller Graun
Vor meinen Augen hier zerhau'n.
Setz geh' und mach die Arbeit fertig
Und gegen Nacht sei mein gewärtig."

Der Gärtner ging; ach! schwer und
„Wie soll ich da besteh'n!? [bang!
Drei Ellen tief und vierzig lang,
Das ist zu tun für zehn!
Fürwahr, das geht auf meinen Tod,
Silf, Himmel, mir aus dieser Not!" —
Doch, wie er noch so schreit und heulet,
Kommt auf ihn zu ein Mann geeilet.

„Was jammerst Du, was fehlet Dir?
Kann ich Dein Helfer sein?"
„Ach liebster Herr, den Graben hier
Soll schlämmen ich allein!
Von Mittag an bis zu der Nacht
Muß meine Arbeit sein vollbracht,
Sonst läßt Herr Tzessel mich zum Grauen
In tausend Stücke gleich zerhauen."

„So ho!" versetzt der fremde Mann,
„Das wär' ein hartes Wort,
Ich greife selbst das Werk mit an,
Beh Du indessen fort!
Beh, hole mir, mich dürstet sehr,
Vom besten Bier ein Kännlein her,
Du wirfst es, denk ich, nicht bereuen,
Bald wird die Arbeit dann gedeihen!"

Der Gärtner geht mit schwerem Sinn:
Woher zum Biere Geld?
Er dichtet her und dichtet hin,
Kein Rat in aller Welt.
Der Wirt ist gar ein arger Wicht;
Er borgt auf bloße Tränen nicht.
Ich will den Spaten ihm verpfänden
Und grave dann mit beiden Händen.

Gesagt, getan. Und wie er kömmt,
Das Kännlein in der Hand,
Sa, sieh! der Graben ist geschlänmt
Bis an den obern Rand.

„Nun", ruft der fremde Mann und lacht,
Hab ich mein Werk nicht schnell vollbracht?"
Den Gärtner überläuft ein Grauen,
Er will kaum seinen Augen trauen.

„Setz geh' zu Deinem Edelmann",
Führt jener fort, „und sprich:
Kommt, Herr, und sehts Euch selber an,
Geschlänmt ist der Strich."
Der Gärtner folget dem Befehl,
Doch Tzessel schwört bei Leib u. Seel,
Bei Satan und der Hölle Rotten,
Der Gärtner wolle seiner spotten.

„Ist Deine Arbeit schon vorbei
In dieser Zeit, fürwahr,
So half der Teufel Dir dabei
Und seine schwarze Schar.
Der Vogt soll eilends mit Dir geh'n
Und Deine Arbeit sich besehn;
Und wird er dies nicht wahr befinden,
So laß' ich Dich lebendig schinden!"

Der Vogt begleitet ihn und fand
Die Arbeit ganz getan;
Und unten an dem Graben stand
Der furchtbar', fremde Mann [denn,
Und sprach: „Wo bleibt Herr Tzessel
Kommt er nicht selber nachzuseh'n,
Ob alles ist, wie er befohlen? —
So werd' ich ihn zur Stelle holen!"

Den Vogt durchlief ein kalter Graus
Bei diesem Donnerton.

„Gott sei mir gnädig, rief er aus,
Und machte sich davon.
Und wer ihn unterwegs erblickt,
Der hielt ihn wahrlich für verrückt,
Ihm zuckten Händ' und Füße,
Die Haare starrten auf wie Spieße.

Und eilends gehts zum Schloß hinauf.	Er bessert seinen harten Sinn
Da tut sein bleicher Mund	Und ward ein frommer Mann;
Den ganzen schrecklichen Verlauf	Zog nach dem Hochgebirge hin
Dem Junker Tzessel kund.	Und siedelt dort sich an.
Der dachte nicht an Schwur und Fluch,	Den Gärtner aber kauft er aus
Griff hastig nach dem Bibelbuch	Und gab ihm eigen Hof und Haus.
Und flehte schluchzend und mit Beben,	Ein jeder nehm' sich dies zu Herzen,
Gott wolle seine Schuld vergeben! —	Es ist nicht gut mit Satan scherzen!

Leider dürfen wir nicht verschweigen, daß diese hübsche Sage auch an andere schlesische Orte angeknüpft wird, und daß ihre Verbindung mit der Zeisburg auf die Ähnlichkeit der Namen Tzessel und Tzschhaus zurückzuführen sein dürfte. Eine Verbindung beider Sagen, der von Wiska und der vom bösen Tzessel findet sich in folgender Besart:

„Einem grausamen Burgherrn wurde vom Kaiser befohlen, einen tiefen Teich zu graben. In seiner Verlegenheit wandte sich der Ritter an den Teufel und versprach ihm seine schöne Tochter Wiska zum Lohn. Als nun der Teich fertig war, fuhr Satan mit seinem ahnungslosen Opfer hohnlachend in die Tiefe. Noch heute irrt der Geist der armen Wiska ruhelos im Gesträuch des Wiskateiches umher.“

Der Zeisbach entquillt dem Sattelwalde oberhalb Adelsbach und Liebersdorf. Die Bewohner der Ortschaften um den Sattelwald haben uns ein paar Sagen bewahrt, die ihren Schauplatz in der Umgebung dieses Berges haben. Eine davon hat uns R. in Salzbrunn im „Niederöschl. Hausfreund“ mitgeteilt, sie erzählt von

Soadhans (Jagdhannes).

Nahе der Höhe des Sattelwaldes beim sogenannten Kirschbaum, dort, wo mehrere Holzwege zusammenstoßen, gewahren wir vor uns nach Südosten eine gewaltige muldenartige Schlucht, die von den Leuten der Umgegend als das „Kiepaluch“ bezeichnet wird, weil in ihm ein Wasserlein, „die Kiepe“, entspringt.

Hier soll sich vor vielen Jahren ein viereckiger, umzäunter Platz befunden haben, der jetzt von Brombeergesträuch und dichtem Farrengestrüpp verwachsen ist, hier soll Soadhans gebannt gewesen sein. „Sie gieht's im und die Pilz- und Beerenweiber hoats hie schon uffte geschlecht. Sie da dar huchen Barglehne wächst nämlich der schienste Himpel (Himbeere)“. — Und wenn die Weiber ihre Kannen mit den saftigen Beeren zu füllen begannen, so wurden sie oft durch ein gellendes Lachen oder einen von unsichtbarer Hand geschleuderten Stein erschreckt. Eines Tages ging die Ulrichs Tochter mit Sichel und Grastuch dorthin nach Futter. Da sie lange ausblieb und auch am späten Abend noch nicht heimkehrte, schickte man Boten nach ihr aus und fand sie schier leblos an der Bannstelle liegen.

Daheim kam sie wieder zu sich und erzählte, daß aus dem hohen Grase plötzlich eine hohe Gestalt emporgestiegen und bald wieder verschwunden sei. Da sei sie vor Schreck ohnmächtig zusammengebrochen.

Soadhans hat in Alt-Reichenau in der Brauergasse gewohnt. Sein eigentlicher Name ist Strizker gewesen, der im Dienste der Klosterleute als Silsjäger sich meist auf dem Felde und im Walde aufhielt. Er war ein gar wilder Geselle, der seinen eigenen Bruder erschlagen und in einem Keller begraben haben soll. Die Leute haben sich vor ihm gefürchtet, denn er ist ihnen oft mit verhängtem Kopfe auf einem alten Schimmel begegnet, wenn sie von weither in einsam finsterner Nacht ihre Abgaben auf der Radwer ins Kloster schafften. Am Kreuze zwischen Reichenau und Bießmannsdorf hat er sich meist aufgehalten. Dort tauchte er an einem späten Abend plötzlich vor einem Manne namens Debuan auf, der wollte am nächsten Tage heiraten und hatte sich Brantwein zur Hochzeit geholt. Seine Mutter hatte ihm noch geraten, sich ja nicht zu lange aufzuhalten; er hatte sich aber doch ein bißchen länger verweilt und sich auch einen angetrunken. Da kennt er keine Furcht vor dem Soagdhans, der noch dazu eine dumpfe Trommel schlägt. Er schimpft und lärmt hinter diesem her. Da gelangen sie bis zur Kirchhofsmauer, wo Soagdhans — im Freundschaftsbunde mit dem Totengräber — mit brennenden Lichtern erhellte Schädel aufgestellt hat. Da fuhr dem Manne der Schreck in die Glieder, still ging er nach Hause, wick den Fragen seiner Mutter zuerst ängstlich aus und erzählte ihr erst nach und nach, was ihm begegnet sei. Der Hochzeitmorgen kam, die Zeit, da man zur Kirche fahren wollte, rückte näher, aber Debuan konnte nicht aufstehen, am dritten Tage starb er und wurde auf dem Kirchhofe begraben. Aber er fand auch jetzt keine Ruhe und ist immer wiedergekommen. War er doch ein trefflicherer Teufelschütze, der einst die geweihte Hostie beim Abendmahl nicht gegessen, sondern sie in seinem Wamse versteckt und dann im Walde nach ihr geschossen hatte. Die Leute baten den Pfarrer, den Soadhans für alle Zeiten zu bannen. Dieser ging mit dem Glöckner auf den Kirchhof und trug ihm auf, den Turm zu besteigen und die Glocken zu läuten. Gleichzeitig beschwor er den Geist des Soadhans, dem Küster zuvorzukommen. Soadhans kletterte von außen am Turme empor, als er aber bis an das überragende Dach gelangt, hebt schon der Ton der Glocke zu erklingen an, da stürzt Soadhans herab, wird in einem Gefäß versiegelt, auf einen Wagen geladen und von vier Pferden ins Kiepenloch gefahren. An der Nordseite die Ritze im Turm rühren davon her. Ja, hufeisenförmige Stellen sind gesehen worden. Hätte er deren vier gehabt, so wäre es nicht mehr möglich gewesen, ihn zu bannen.

Nach anderer Erzählung ist es erst möglich geworden, ihn im Bierglase zu „fangen“.

Burg Fürstenstein.

1. Geschichte.

Fürstenstein bis zum Jahre 1400.

Von allen Burgen im Kreise Waldenburg ist die Burg Fürstenstein die einzige, die nicht dem Ruin verfallen ist, sondern durch Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag allen Unbillen getrotzt und als schöner wohnlicher Herrnsitz sich erhalten hat, der nach und nach zu einem palastartigen Fürstensitz ausgestattet worden ist.

In alten Urkunden wird die Burg Fürstenstein auch Vorsttinburg, d. i. Fürstenburg oder Fürstenberg, genannt. Über das Erbauungsjahr der alten Vorsttinburg sowie über den Ort, wo sie ehemals gestanden hat, sind die älteren und neueren schlesischen Geschichtsschreiber abweichender Meinung. Nach Najo, einem älteren schlesischen Geschichtsschreiber, soll Vorsttinburg 1168 von dem polnischen Regenten Boleslaus IV. und zwar auf der Stelle, wo gegenwärtig noch das sogenannte „neue Schloß“ steht, erbaut und mit starken hohen Mauern befestigt worden sein. — Boleslaus IV., der Krause, lebte bekanntlich von 1148—1158 mit dem entthronten Wladislaus II., dem Deutschen, dem Böhmen usw. fortwährend im Kriege, es mußte ihm daher auch an festen Plätzen an der böhmischen Grenze hin viel gelegen sein.

Nach anderen Mitteilungen soll die Fürstensteiner Burg bereits 955 von einem Ritter Funkenstein erbaut und solche nach seinem Namen benannt worden sein. Doch ist auch diese Angabe mehr nur für Sage zu halten, da sie urkundlich nicht verbürgt ist.

Zur Überwachung und Beherrschung der Verkehrswege, die aus der Ebene Schlesiens zu den damals noch neuen Ansiedelungen in der Gebirgslandschaft teils durch die wenig wegsamen Flußtäler, teils über die flachen, breiten Höhen führten, begnügte sich das 13. Jahrhundert lange mit der Festung Freiburg, an dem Fuße des Gebirgsrandes. Erst Bolko I. entschloß sich, einen von einer Windung des Hellebaches im Süden, Westen und Norden schützend umzogenen,

durch einen natürlichen Einschnitt isolierten Felsenvorsprung der Höhenplatte, 65 Meter hoch über dem „Grunde“ mit einer stolzen Burg zu krönen, sobald er 1292 zu seinem alten Besitz Löwenberg, Hirschberg, Landeshut nach Herzog Heinrich IV. Tode noch Strehlen, Münsterberg, Frankenstein und Reichenbach genommen hatte. Er verlegte seine Residenz Löwenberg, die ihm für seine Hofhaltung nicht mehr geräumig genug war, nach Fürstenstein (damals Vorstinsburg, auch Vorstinsberg genannt). 1293 nennt er sich „Herzog von Schlesien“, Herr zu „Fürstenberg“, das war des Schlosses ursprünglicher Name, der etwa 100 Jahre später durch die Benennung „Fürstenstein“ gewechselt wurde. Auch nannte sich Bolko nebenher von 1294 ab in allen öffentlichen Urkunden Herr von Vorstinsburg, was auch seine Nachfolger taten, in deren Besitz diese Burg verblieb.

Die Burg Fürstenstein (die heute dem Fürsten v. Pleß als Wohnsitz dient), war bis 1388 ein Hausgut der Schweidnitz-Fauerschen Herzöge, zu dem sie nach und nach mehrere Ortshäfen geschlagen hatten, das sie durch Burggrafen verwalten ließen. Der erste, der 1363 unter Bolko II. und später 1369 unter dessen Witwe Agnes, die nach dem Aussterben der Schweidnitz-Fauerschen Herzöge in den Besitz der Vorstinsburg kam, in den Handvesten vorkommt, war Bernhard von Zedlitz. Die Herzogin Agnes, wegen Schulden und Empörungen der Städte und des Adels gegen sie, vielfach bedrängt, verschrieb 1387 dem von ihr zum Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Fauer ernannten Benisch (Bernhard) von Chussing (auch Chuznik, Choznik oder Chotienitz geschrieben) die Burg Fürstenberg oder Fürstenstein, — wie Vorstinsburg von da ab in Urkunden und landesherrlichen Freibriefen genannt wurde, — samt allem Zubehör und Nuzungen.

Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts war der Fürstenstein der Sitz der königlichen Landeshauptleute. Als nämlich nach dem Tode der Herzogin Agnes i. J. 1392 die Regierung der Fürstentümer Schweidnitz-Fauer laut Erbvertrag Herzog Volkos von 1353 an König Wenzel übergang, wurde es nötig, nach dem Vorbilde des Breslauer Erbfürstentums einen eigenen Landeshauptmann einzusetzen, der die königlichen Rechte zu vertreten und die Oberleitung des gesamten auf ständische Institutionen beruhenden Verwaltungs- und Justizwesens zu übernehmen hatte.

Vorgenannter Benisch von Chussingk wurde 1396 von König Wenzel IV. von Böhmen nach Mailand als Gesandter geschickt, und an seine Stelle trat nun als Landeshauptmann beider Fürstentümer Janco (Johann) Chotienitz. Benisch von Chussingk kehrte nach einigen Jahren aus Mailand zurück und wurde Landeshauptmann in Breslau, weshalb Janco in seinem Amte blieb. Diesem überließ Benisch 1401 den Fürstenstein nebst Freiburg und dem Zoll von Landeshut für 4000 Schock Prager Groschen und mit Vorbehalt königlicher Einlösung; ein Beweis, daß Benisch Fürstenstein nur pfandweise gegen ein geleistetes Darlehn besessen hatte und solches auch 1401 noch als Kammergut angesehen wurde, weshalb Benisch dem Janco dasselbe nicht käuflich überlassen konnte. Diese Überlassung bestätigte König Wenzel IV., da nach dem Ableben der Herzogin Agnes 1392 die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer gänzlich unter böhmische Landeshoheit gekommen waren.

Fürstenstein von 1400—1509.

Janco Chotienitz gelangte nach und nach in seinem Amte sowohl beim Kaiser, wie auch bei dem schlesischen Adel zu großem Ansehen, und vermehrte seine Güter und Einkünfte. In den Jahren 1428 und 1429 hatte Janco das Unglück, seine Burg Fürstenstein in den Händen der Hussiten zu sehen; auf welche Art sie in ihren Besitz kam, darüber fehlen alle und jede Nachrichten. Dieses und manche andere Unfälle nötigten unsern Janco, um jene Zeit einige seiner erworbenen Güter zu verkaufen. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich 1433, da in jenem Jahre Niclas Seydlich als Vormund seines noch minorennen gleichnamigen Sohnes, der dem Vater im Besitz folgte, aufgeführt wird. Janco von Chotienitz der Jüngere erreichte 1437 seine Volljährigkeit und trat dann den wirklichen Besitz der Herrschaft Fürstenstein an. Später scheint er jedoch die Verwaltung dieser Güter nicht persönlich geführt zu haben, denn er hatte um 1440 einen Burggrafen, namens Paul Kroschwik, eingesetzt, der laut vorhandenen Urkunden auch 1443 dieses Amt noch verwaltete. Aus allem diesen kann man mit Gewißheit schließen, daß Janco der Jüngere nicht mehr bloßer Pfandbesitzer, sondern wirklicher Eigentümer des Fürstensteins war, welche Eigentumsrechte schon sein verstorbenen Vater erlangt hatte.

Da Janko von Chotienitz ohne männliche Leibeserben blieb und nur zwei Töchter hatte (Katharina war an Ritter Hans Gotsche auf Kynast verheiratet), so übergab er den Fürstenstein 1445 seinem Tochtermann, Hermann v. Czettritz, damals Czetteras genannt. Er war ein Sohn Ulrichs v. Czettritz auf Neuhaus, der diese von den Hussiten zerstörte Burg wieder aufbaute, 1450 starb und in der von ihm 1440 zu Waldenburg gegründeten kathol. Pfarrkirche begraben liegt. (Siehe Burg Neuhaus und Kynsberg!) Der neue Besitzer von Fürstenstein, Hermann von Czettritz, war ein unruhiger und sehdegieriger Ritter, er lebte mit allen seinen Nachbarn, besonders aber mit den Breslauern, fortwährend im Kampfe und verlor bei einem Aufruhr zu Liegnitz gegen den böhmischen Hauptmann Prozký, dessen Partei er bei seiner zufälligen Anwesenheit ergriffen hatte, am 24. Juni 1454 sein Leben. Er hinterließ von seiner ersten Hausfrau, einer geborenen von Chotienitz, zwei Söhne mit Namen Georg und Hans, von denen der letztere Fürstenstein und der erstere die Kynsburg erhielt. Beide Brüder befehdeten, um ihres Vaters Tod zu rächen, die Liegnitzer Bürger; sie wurden aber durch Vermittelung des Hans Gotsche auf Kynast (des Schwagers ihres verstorbenen Vaters) mit dieser Stadt 1455 wieder ausgeföhnt.

Zur Zeit des Hussitenkrieges hatten in Schlesien und den Nachbarländern die bekannten Raubfehden begonnen, ein Handwerk, das der Adel leider fast allgemein trieb, und auf seinen festen Schlössern der Macht des Landesherrn zu trotzen suchte. Als später (1459) König Georg (Podiebrad) von Böhmen diesem großen Unwesen steuern wollte, sagten ihm diese Herren allen Gehorsam auf. Georg erschien daher mit bewaffneter Hand in Schlesien und berannte unter anderen Burgen 1463 auch den Fürstenstein, wo vorgenannter Hans von Czettritz, der ein ebensolcher Landesbeschädiger war, seinen Raub verwahrte. Nach Eroberung dieser Burg verpfändete solche König Georg den Gebrüdern Hans und Niklas von Schellendorf (oder wie manche glauben, dem ersteren allein) mit der Bedingung: solche der Krone Böhmens offen zu halten. Die Gebrüder Schellendorf ahmten aber schon 1468 das Beispiel ihrer Vorgänger nach, indem sie gleich den übrigen schlesischen Burgherren das Faustrecht wacker ausübten; besonders mußte die Stadt Schweidnitz viele Unbilden von ihnen ertragen. Da nach dem Ableben König Georgs, auf die häufig

angebrachten Beschwerden mehrerer schlesischer Städte, König Matthias (Corvinus) von Ungarn die Fürsten Schlesiens 1473 vergebens aufgefodert hatte, den Fürstenstein zu nehmen, so rückte Matthias selbst im Jahre 1474, nachdem er bereits in Mähren, im Troppau-Jägerndorffschen und in Oberschlesien mehrere Raubburgen zerstört und eingenommen hatte, mit einem Teil des sogenannten schwarzen Heeres über Meisse gegen den Fürstenstein vor. Die Nachricht jedoch, daß die Polen mit einem bedeutenden Heere gegen Matthias im Anzuge wären, nöthigte ihn, seine Unternehmung gegen Fürstenstein noch aufzuschieben und er eilte mit dem größten Teile seiner Truppen nach Breslau. Als nach einiger Zeit Hunger, strenge Kälte und Krankheiten die herangezogene drohende polnische Armee von etwa 16000 Mann bei Breslau fast ganz aufgerieben hatte, sahen sich die Polen genöthigt, mit Matthias Frieden zu schließen. In diesen Frieden waren die schlesischen Burgherren mit eingeschlossen, was sich aber viele von ihnen nicht gefallen lassen wollten, am wenigsten unser Schellendorf, der ihn auch wahrscheinlich bald gebrochen hat; denn am 6. Januar 1475 zog Matthias mit 6000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern vor die Mauern des Fürstensteins, dem mit Hilfe der Breslauer und Schweidnitzer Büchsen hart zugesetzt wurde. Obgleich Hans Schellendorf und seine Genossen sich äußerst tapfer verteidigten, so würde er in die Länge Matthias Übermacht doch nicht haben widerstehen können; da erhielt Matthias wieder die Nachricht, daß die Türken mit ansehnlichen Streitkräften in Ungarn eingedrungen seien. Dieses, sowie die dringenden Bitten und versprochene Bürgschaftsleistung der um den Fürstenstein wohnenden Landleute, die Schellendorf wahrscheinlich stets geschont hatte, bewogen den König Matthias, die Belagerung aufzuheben; doch erzwang er von Schellendorf das schriftliche Versprechen, sich künftig ruhig zu verhalten, worauf Matthias mit allen seinen Truppen nach Ungarn abzog. Schellendorf hielt jedoch keineswegs sein gegebenes Versprechen; er setzte seine frühere unrühmliche Lebensweise in noch ausgedehnterer Art fort und quälte Städte und Land durch seine Befehdungen und Räubereien außerordentlich, doch wurde er 1482 auf einem seiner Streifzüge erwischt. Wo Schellendorf hernach hingekommen sei, findet man nirgends mit Gewißheit angegeben. Manche glauben, er sei seiner Haft entkommen und habe sich auf die Gebirgsschlösser Horn- und Freuden-schloß zurückgezogen. (Siehe Seite 42.)



Schloß Fürstenstein im Winter

Früher schon hatte die Festnahme Schellendorfs und die Eroberung des Fürstensteins dem König Matthias sehr am Herzen gelegen, daher erließ er 1483 dem schlesischen Landeshauptmann von Stein den strengsten Befehl: „dem Landesbeschädiger Schellendorf den Fürstenstein auf jeden Fall zu entreißen.“ Mit Hilfe der Breslauer und einiger ungarischer Söldner eroberte von Stein 1483 diese Burg wirklich, was vielleicht um so eher möglich wurde, da die Seele ihrer früheren Verteidigung, Hans Schellendorf, in ihr fehlte. Stein erhielt hierauf von Matthias den Fürstenstein zu seinem Wohnsitz angewiesen; weil sich jedoch derselbe als schlesischer Landeshauptmann ebenfalls fortwährend mancherlei Bedrückungen erlaubt hatte, und nach Matthias Tode (1490) deshalb sogar in die Lausitz entfliehen mußte, so sinnen die von ihm auf dem Fürstenstein zurückgelassenen ungarischen Truppen nunmehr auch an, Wegelagerung zu treiben. Zu gleicher Zeit waren nach Matthias Ableben viele andere Burgen Schlesiens von dem aufgelösten sogenannten schwarzen Heere besetzt worden, deren Besatzungen nun in gleicher Art das Räuberhandwerk betrieben. Der nunmehrige Landeshauptmann von Schlesien, Herzog Kasimir von Teschen, suchte zwar diese Banden zu vertreiben, konnte aber in Ermangelung einer hinlänglichen Anzahl von Truppen wenig ausrichten. Viele kleine Burgen wurden zwar eingenommen und zerstört, die Besatzungen von Fürstenstein und Bolkenhain konnten aber nach einer sechs-wöchentlichen vergeblichen Belagerung nur gegen Zahlung von 39000 Floren zum Abzuge bewogen werden.

Der Fürstenstein blieb nur bis 1497 Eigentum des Landesherrn. — Den Umfang der damaligen Herrschaft Fürstenstein gibt die Urkunde vom 30. März 1497 an, durch die der böhmische König seinem Kanzler Johann v. Schellenberg den Fürstenstein pfandweise um die Pfandsomme von 10000 Schock böhmischer Groschen überläßt. Danach gehörten dazu: die Burg Fürstenstein, die Stadt Freiburg, die Dörfer Salzbrunn, Polsnitz, Jirlau; der „zerbrochene Burgstall“ Hornsberg, heute als Ruine Hornschloß bekannt, mit den sieben sogenannten Burggemeinden Weistritz und Breitenhain, Schellendorf, Bärzdorf, Wüstegiersdorf, Donnerau und Reimswaldau; der ebenfalls „zerbrochene Burgstall“ Freudenburg, jetzt Ruine Freudenschloß mit dem Dorfe Olbersdorf, (an Stelle des heutigen Dorfes Freudenburg) zuletzt 1540 in einem Zinsregister noch genannt, im 30 jähr. Kriege wohl ganz verwüstet, ferner Lang-

waltersdorf, Görbersdorf, Schmidtsdorf, Stadt Friedland und Dorf Alfriedland, Rosenau, Raspenau, Böhlenau und Neudorf. Dann nennt die Urkunde noch folgende Flüsse und Täler und Berge: „Der große und lange Wald hinterm Fürstensteine nächst gelegen“, der Hochwald, der Tuffenwald, die Eule, der Falkenberg, der Waltersbach, der Krausberg, der Merzbach, der Rutisbach, der Breitengrund, das Goldwasser, der Achsenseiffen, die Pomnitz, der Kärthenpsuhl, Mortseiffen, der Berngrund bis nach Dittersbach, der Dornwald und Zeiserstein. Dieses ganze Gebiet wurde mit allen darauf ruhenden Rechten, der oberen und niederen Gerichtsbarkeit, dem Kirchlehn, der Jagd-, Fischerei- und Bergwerksgerechtigkeit, sowie mit vielfachen Geld- und Naturalzinsen an den Pfandbesitzer abgegeben.

Seit 1497 ist der Fürstenstein der Mittelpunkt einer großen nach ihm benannten Grundherrschaft, die im Jahre 1509 an das Hochberg'sche Geschlecht überging, in dessen Besitz sie sich heute noch befindet.

Fürstenstein und das Hochberg'sche Geschlecht.

Montag, den 11. Juni 1509, trat wie die zu Fürstenstein ausgestellte Urkunde besagt, Johann von Haugwitz (Schellenbergs Besitznachfolger) an

Conrad I. v. Hoberg (1509—1520)

das Schloß Fürstenstein mit allen Rechten auf die Stadt Freiburg und den übrigen zugehörigen Ortschaften ab.

Von woher die Hoberg nach Schlessien gekommen sind, vermag Weigelt in seiner „Geschichte der Grafen Hochberg und Fürstenstein“ nicht mit Bestimmtheit anzugeben. 1185 werden in einer Urkunde des Bischofs von Meissen, in der dieser die Rechtsverhältnisse der Ansiedler von Löbnitz anordnet, drei Herren von Hochberg, die Brüder Dietrich, Conrad und Heinrich als Zeugen genannt, die wahrscheinlich für die schlesische Familie in Anspruch genommen werden dürfen. Sie nennen sich nach Hochberg, einem Dorf im ehemals Meissen'schen Bistum.

Eine urkundlich feststehende ununterbrochene Stammtafel der Familie beginnt 1312 mit Rihold von Hoberg. Sein Enkel Christoph v. Hoberg hinterließ zwei Söhne, von denen Conrad v. Hoberg den alten Rihold'schen Stamm in dem Fürstensteiner Zweige fortpflanzte.

Wenn dieser, so führt Weigelt aus, sehr rasch zu einem stark gewurzeltten Baum sich entfaltet, so ist zwar bemerkenswert, daß dem Stammhalter aus seiner Ehe mit Katharina v. Reibnitz elf Kinder geboren wurden; für die Familie aber ist von ungleich größerer Bedeutung geworden, daß die dem Conrad v. Hoberg zu dankende Besitzweiterung bereits damals dem heutigen Umfang der Fürstensteiner und Rohnstocker Güter entsprach. Dieser gewaltige Vermögenszuwachs ist zum Teil auf die Liebenthalsche Mitgift seiner Mutter, zum weitaus größeren aber auf die Liebenthalsche Erbschaft oder Schenkung seines Veters Ulrich und seiner Base Ulrika von Liebenthal zurückzuführen.

Mit dem ersteren war Conrad v. Hoberg sehr befreundet. Schon bei dessen Lebzeiten waren ihm durch Vertrag vom 12. Februar 1491 die Güter Giersdorf, Märzdorf, Seidorf, Kaiserswaldau, Kraßberg, Voigtsdorf, Straupitz, Grünhartau, Boberröhrsdorf, Ludwigsdorf, Jannowitz, Johnsdorf, Kupferberg und Glausnitz im Hirschberger Weichbilde, Riemannsdorf, Streumühle und Klein-Johnsdorf im Löwenberger, endlich Thiemendorf im Laubaner Kreise überlassen worden. Soweit für diese umfangreichen Erwerbungen Anzahlungen zu leisten waren, sind die Mittel sicher aus dem mütterlichen Erbteil geflossen. Daß dieses recht bedeutend gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß seine Mutter eine Liebenthalsche Tochter war. Das von ihr stammende Vermögen mag ansehnlich genug gewesen sein; denn schon vor Ulrichs Tode, also noch vor der zweiten Liebenthalschen Erbschaft hatte Conrad auch andere Güter aus völlig fremder Hand erworben, z. B. Radmannsdorf im Kreise Löwenberg, das er am 26. März 1483 von Hans v. Nimpfisch kaufte. Für die Familie von dauernder Bedeutung wurde der aus dem Besitz der Brüder v. Reibnitz am 2. Januar 1497 erfolgte Ankauf der Güter Rohnstock, Petersdorf und Glinthersdorf. Ihm folgte aus derselben Hand am 10. September 1497 die Erwerbung von Heidau, Stanowitz und Desse, am 24. Dezember 1503 der Kauf von Verbisdorf, dem Christoph von Nimpfisch gehörig, und am 5. März 1520 das gleichfalls Reibnitzsche Gut Kauder bei Volkenhain. Seine bedeutendste Erwerbung aber war die der Herrschaft Fürstenstein 1509.

Wenn angesichts der oben angeführten umfassenden Aufwendungen für Gütererwerb Conrad Hoberg in der Lage war, für den Lehnbesitz der Herrschaft Fürstenstein einen baren

Pfandschilling von 10000 Schock böhmischer Groschen, also etwa 50000 Mark zu erlegen, so zeigt dies einen für jene Zeit ungewöhnlichen Reichtum. Aber trotz seines Reichtums vermochte sich Conrad I. von Hoberg erst nach Jahren des unge störten Besitzes der Herrschaft zu erfreuen, denn die Brüder Hans und Heinrich v. Haugwitz hatten Einspruch gegen den Verkauf von Fürstenstein erhoben. Erst bei Anwesenheit des Königs Wladislaus in Breslau wurde im März 1511 entschieden, daß Conrad v. Hoberg „bei seinem Schloß und Gütern von den Herren Haugwitz ungehindert bleiben solle“.

Der neue Besitz, so erzählt Professor Dr. Rentwig, war mit großen Opfern erkaufte worden. In ihm aber lag, wie Conrad bald erkannte, der Schwerpunkt der Verwaltung, auf ihn verwendete er deshalb seine wesentlichste Fürsorge, ihn zu erhalten, verkaufte er viele Güter, so 1512 Kupferberg, Walkersdorf, Tannowitz und Bolzenstein an Hans Dipold von Burg haus, 1513 seinen bisherigen Wohnsitz Giersdorf an die Erben Heinrich von Jedlitz mit den anderen im Hirschberger und Böwenberger Kreise gehörigen Ortschaften. Sein ganzes Augenmerk war auf Fürstenstein und Rohnschloß gerichtet, die abzurunden er in der Folge noch einige Güter ankaufte.

Am 3. März 1512 war Conrad I. von Hoberg durch königliches Vertrauen zum Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer ernannt worden. Er war in vieler Hinsicht ein ganz vortrefflicher Mann und übernahm sein dornenvolles Amt in einer äußerst unruhigen Zeit, da wegen des abermals sehr überhand genommenen Raubritterwesens auf den Landstraßen niemand seiner Habe und seines Lebens sicher war, und die erbitterten Kämpfe tobten, die in Schweidnitz zwischen Zunft und Patriziern ausgebrochen waren und in der „Pöhlerei“ ihren stärksten Ausdruck fanden.

Schweidnitz hatte bis dahin eigene Münzgerechtigkeit und lehnte sich gegen die königliche Anordnung eines gemeinsamen Münzfußes auf. Nach dem königlichen Münzmeister Paul Monau nannte man die neuen minderwertigen Groschen „Pöhlen“ und den ganzen Streit die „Pöhlerei“. Conrad v. Hoberg kam bei den Versuchen, die Ordnung wieder herzustellen, mehrfach in ernste Gefahr. Er hat die Wiederkehr der Ruhe nicht erlebt. Krank und mißmutig legte er sein Amt in die Hände seines Sohnes, den er zum Verweser der Hauptmannschaft bestellte; am 6. Juli erscheint in den Urkunden Caspar Schöff, Golsche genannt, als sein Nachfolger.

Conrad I. starb am 31. Juli 1520 in einem Alter von 70 Jahren und liegt zu Rohnstock begraben. Er hinterließ unter sechs Kindern drei minorene Söhne mit Namen Conrad, Christoph und Hans unter Vormundschaft ihrer Mutter.

Hans v. Hoberg (1520—1528)

erhielt Fürstenstein, Hornberg, Friedland und Freiburg nebst Zubehör; er übergab diese Güter 1528 seinem Bruder

Christoph I. v. Hoberg (1528—1548),

der 1535 auch die Herrschaft Kynau nebst Zubehör von Hermann v. Czetztrik käuflich an sich brachte. Er förderte den Bergbau auf Silber bei Lässig und ließ auf der Oberseite von Gottesberg, die zu Fürstenstein gehörte, Bergbau auf edles Metall betreiben, gestattete die dortigen Ansiedlungen, denen er besondere Freiheiten gab und legte so den Grund zum Entstehen der Stadt Gottesberg. 1535 übernahm er pfandweise die Burg Kinsberg mit den zugehörigen Gütern in Besitz und begünstigte die Einführung des Protestantismus in seiner Herrschaft. Nach dem Ableben der oben erwähnten Brüder Hans und Christoph erhielt

Conrad II. v. Hoberg (1548—1565)

den alleinigen Besitz von Fürstenstein. Derselbe ließ die Wohlfahrt seiner Herrschaft sich sehr angelegen sein. Die seit den Landeskriegen spärlich besetzten Dörfer Giersdorf, Donnerau, Reimswaldau, (Lang-)Waltersdorf, Görbersdorf, Schmidtsdorf, Rosenau, Raspenau und Böhlenau ließ er in besseren Zustand versetzen, auch die gänzlich verwüsteten Dörfer Steinau, Steingrund und Bärengrund wieder aufbauen, und durch Erteilung von Urbarien das Verhältnis der Herrschaft zu ihren Untertanen feststellen. Im Verein mit Siegmund und Christoph v. Czetztrik auf Neuhaus erließ er 1550 für die Gottesberger Bergwerke eine Bergordnung, in der die moralische Haltung der Bergleute als Forderung besonders hervortrat. Zum Nutzen der Kirche und Schule führte er den von Grundbesitzern zu entrichtenden „Büchsenpfennig“ und von jedem Gebräu ein zu entrichtendes „Biergeld“ ein. Damit der arme, gemeine Mann nicht beschwert werde, setzte er für die verschiedenen Leistungen entsprechende Lohnsätze fest und ließ Bierhäuser, Bäcker und Schlächter streng beaufsichtigen.

1561 wird der Bergbau auf Steinkohle in Weißstein das erste Mal erwähnt.

Um auch seinen Nachkommen den Besitz der Herrschaft zu sichern, hatte er beim König Ferdinand gegen Zahlung von 50 000 Gulden rhein. die Zusage erwirkt, „daß die Herrschaft, so lange Söhne oder deren Erben am Leben seien, nicht eingelöst werden dürfe“; nur den Bergbau auf der Herrschaft behielt Ferdinand sich vor.

Während der Besitzzeit Conrad II. wird die Anstiedlung Aufhalt (unterhalb Salzbrunn) mit Scholtisei und Kretscham erwähnt, desgleichen die Ortschaften Lehmwasser und Fellhammer. 1560 wurde Conrad Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz-Sauer und 1563 kaiserl. Rat.

Er starb im Februar 1565. Bei seinem Ableben bestimmte er laut Testament seine hinterlassene Witwe

Katharina v. Hoberg, geb. v. Kalkreuth (1565—1577) zur Vormünderin seiner minorennen Söhne namens Conrad, Hans und Heinrich. In der Verwaltung der Güter standen der Witwe mehrere Vormünder und eine Anzahl Burggrafen oder Hauptleute zur Seite. Zu ihrer Zeit erlaubt sich die Stadt Schweidnitz (nach Ermordung des Sohnes vom Bürgermeister durch Caspar v. Sparrenberg, genannt Tausdorf) einen Eingriff in die Jurisdiktion der Herrschaft Fürstenstein, die für die Stadt von schlimmen Folgen war.

Conrad III. von Hoberg (1579—1613)

mußte an Kaiser Rudolf II. wegen des eben vorwaltenden Türkenkrieges auf diese Herrschaft 72 000 Reichstaler an Kaufgeldern nachzahlen, worauf ihm solche dann 1605 erb- und eigentümlich definitiv zugesprochen wurde. Rudolfswaldau wurde dem Pfandbesitz zugeschlagen. Kaiser Rudolf II. ließ die Güter abschätzen. Zu dieser Abschätzungskommission gehörten auch ein David Rohr aus Hartau und Dyprand von Czetztritz auf Waldenburg. Um die Kaufsumme zu erreichen und die Ratenzahlungen zu ermöglichen, verkaufte er 1607 die Straßenmühle zu Salzborn an Hans v. Bellhorn auf Kunzendorf, das Dörschen Neugericht samt dem Tuschentalde an Hans v. Czetztritz auf Neuhaus und Liebichau, das Dorf Breitenhain an Wiglas v. Schindel und Burkersdorf, die Dörfer Schenkendorf, Bärzdorf und Wäldchen samt der Neuen Mühle zu Breitenhain an Joh. Georg Graf zu Hohenzollern-Sigmaringen, Erbherrn auf Königsberg (Kynsburg). Zur Unterstützung in der Verwaltung seiner Güter hatte er soge-

nannte „Burggrafen“ angestellt. Conrad III. war bemüht, kommunale und gewerbliche Institutionen in zeitgemäßere Formen zu bringen und bewährte Einrichtungen für die Zukunft zu sichern, beurkundet 1590 neue Handwerksartikel der verschiedenen Zechen und Züchner zu Friedland, bestätigt 1593 der Gemeinde auf dem Gottesberge die verliehene Polizeiverordnung. Der lutherischen Lehre war er zugetan und gewährt Unterstützung in der Befriedigung religiöser Bedürfnisse. Den Kirchen zu Freiburg, Polsnitz und Kunzendorf errichtet er 1595 eine besondere Kirchenordnung und schenkt Material zum Massivbau der Kirche in Langwaltersdorf, zu der seine Gemahlin Turmknopf und Fahne stiftet. 1596 schenkt er der Kirche zu Polniz eine Glocke mit der Inschrift seines Namens. Die bereits vorhandene Bibliothek setzte er in Stand und bereicherte sie. Conrad III. starb im Mai 1613. Seine drei Söhne hatten sich schon bei Lebzeiten ihres Vaters in dessen Besitztum geteilt. Der älteste

Christoph II. von Hoberg (1609—1625)

hatte die Herrschaft Fürstenstein erhalten, zu der damals schon auch Gottesberg gehörte. Hans Heinrich erhielt eine Abfindungssumme von 66000 Reichstalern und Dietrich (der jüngste) erhielt die Herrschaft Friedland mit den Dörfern Reimswaldau, Langwaltersdorf, Görbersdorf, Steinau und Fellhammer, die einen besonderen Erbschaftskomplex bildeten. Als kluger und umsichtiger Regent führte er auf seiner Herrschaft im Kommunal-, Innungs- und Kirchenwesen zeitgemäße Neuerungen ein. Jedem der Kirchenspiele Freiburg, Polsnitz, Friedland, Gottesberg, Salzbrunn, Rudolfswaldau, Langwaltersdorf und Wüstegiersdorf gab er 1615 eine besondere Kirchenordnung. Er gründete 1609 Neu-Salzbrunn, kaufte 1611 das Ober-Vorwerk in Liebichau und setzte auf dessen Gebiet das Dorf Neu-Liebichau aus, mit dem er die Kolonie Aufhalt vereinigte. 1620 erbte er von seinem Bruder Dietrich, der ohne Erben starb, Friedland und die zugehörigen Dörfer. Dietrich hatte das Jahr zuvor Neu- und Nieder-Waltersdorf angelegt. Schon im Jahre 1426 verkaufte Christoph das von Dietrich erhaltene Erbe an Dietrich von Peterswalde auf Klickenhaus. Sein Bruder

Hans Heinrich v. Hoberg (1625—1628)

hatte als Nachfolger in der kurzen Zeit seines Besitzes viel Sorge wegen des 30jährigen Krieges, da viel Kriegsvolk in

Fürstenstein eindrang und mit Abgaben belastete. Seine körperlichen Leiden veranlaßten ihn, die Verwaltung der Herrschaft dem Hans Heinrich von Hohberg auf Delse, Kr. Striegau, zu übertragen, einem Sohne seines Onkels Heinrich von Hohberg, den er auch laut Testament zum Universalerben seines Besitzes einsetzte. Fürstenstein ging von nun an auf die Delsler Linie über. Der neue Besitzer nannte sich

Hohberg der Delsler Linie.

Hans Heinrich I. (Graf) von Hohberg
aus dem Hause Dels (1628—1669).

Er war 1598 zu Delse geboren und wurde in Schlesien einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Auf Schulen, Universitäten und großen Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien hatte er sich bedeutende Kenntnisse und eine ausgezeichnete Bildung erworben. 1628 übernahm er die Verwaltung der sämtlichen Fürstensteiner Güter. — Die mannigfachen Drangsale des 30jährigen Krieges nötigten ihn aber bald, den Fürstenstein zu verlassen, worauf diese Burg mehrere Jahre hindurch noch einmal als Landesfestung behandelt wurde. Einmal wurde sie von den Kaiserlichen und zweimal von den Schweden erobert; das letzte Mal 1646, worauf sie aber nach kurzer Zeit gänzlich geräumt ward. Nach Verlauf dieses verheerenden Krieges wurden die Festungswerke dieses Schlosses gänzlich abgetragen und solches in einen friedlichen Wohnsitz stiller häuslicher Ruhe, wahren Familienglücks und edler Gastfreundschaft umgestaltet, welche Eigenschaften dort auch noch bis heute vorherrschend sind. Die Wachtstube der Musketiere in der Baracke und diese selbst kann heute als Rest alter Festungswerke angesehen werden. Hans Heinrich I. v. Hohberg (Delsler Linie) wurde 1650 vom Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrn- und 1666 vom Kaiser Leopold I. in den erblichen Grafenstand erhoben, und zum kaiserl. Rat ernannt. Er hat die während des Krieges sehr verwüsteten Grenzdörfer wieder aufgebaut. Gottesberg und Friedland, die zur Hälfte abgebrannt waren, unterstützte er 1654 im Wiederaufbau. Der seit 1633 stillgelegte Silberbergbau wurde von Knappen wieder aufgenommen. Er vergrößerte die Herrschaft Fürstenstein durch den Ankauf der Rohnstocker und Rückkauf der Friedländer Güter und gewann 1662 durch Erbschaft Ober- und Nieder-Viebichau. Während seiner Besitzzeit förderte er die Ansiedlungen von Dorfbach 1657, Falkenberg 1673 und

Domnik 1655. In seine Zeit fällt die Wegnahme der evang. Kirchen. Er teilte das Ganze bei seinem Ableben unter seine vier Söhne mit Namen Friedrich, Christoph, Hans Heinrich und Maximilian. — Friedrich stand in kaiserlichen Militärdiensten und fiel in einer Schlacht gegen die Türken und Ungarn. Christoph erbte Rohnstock und Hans Heinrich (II.) Friedland, das er aber nach kurzer Zeit gegen Fürstenstein an seinen jüngeren Bruder Maximilian, der zur katholischen Kirche übertrat, verkaufte. 1669 trat Hans Heinrich I. von der Verwaltung zurück und verbrachte seine Abendruhe im Herrenhause zu Alt-Liebichau, wo er 1671 starb.

Hans Heinrich II. Reichsgraf v. Hohberg
(1669—1698)

begünstigte neue Ansiedlungen auf seiner Herrschaft. Es wurden 1679 Neuhain, 1688 Kaltwasser, 1696 Reimsbach zu selbstständigen Gemeinden erhoben. Es erweiterten sich Sorgau durch Neuanlage von Zips; Waltersdorf und Görbersdorf durch Neuanlage von Blichgrund und Büttnergrund; auch anderen Orten gewährte er Auenstücke zur Vergrößerung. — Im Verein mit dem Besitzer von der Niederseite in Gottesberg (v. Czettitz) gab er 1681 der Stadt Gottesberg eine neue Städteordnung und 1682 eine Gebührentaxe für die Gerichte. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit fällte er, vielfach persönlich, das Urteil in Streitigkeiten innerhalb seiner Gerichtsbarkeit. In schwierigen Fällen ließ er sich von den Stadtgerichtschöffen zu Breslau beraten. Um Geseß und Recht walten zu lassen, führte er zeitgemäße Rechtsnormen ein und wies auf die Ordnung hin. In Religionsachen war er duldsam. Trotz des strengen Befehls des Landeshauptmanns Friedrich v. Nimptsch 1671, alle protestantischen Buschprediger und Prädikanten in Arrest zu nehmen, ließ er diese gewähren. 1683 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben und zum kaiserlichen Rat ernannt. Kaiserliche Günst begünstigte ihn als Landesältesten und 1697 als Ober-Rechtsbeisitzer der Fürstentümer Schweidnik-Jauer. Wenige Tage vor seinem Ende fiel ihm erbgangsweise die Herrschaft Rohnstock zu, da der dortige Besitzer Conrad Graf v. Hohberg kinderlos starb. Hans Heinrich II. starb 1698 und hinterließ die Söhne Hans Heinrich III., Conrad Ernst Maximilian und Carl Friedrich Leopold, die der Onkel, der Graf Maximilian von Hohberg, auf Friedland zu Universalerben seines Besitzes einsetzte. Von

vorgenannten drei Brüdern starb 1703 der jüngste Carl Friedrich Leopold während seiner Studien in Utrecht. Hans Heinrich III. erbt die Herrschaft Rohnslock und

Conrad Ernst Maximilian,
Reichsgraf v. Hohberg (1705—1742)

trat in den Besitz der Herrschaften Fürstenstein und Friedland. Zu seiner Herrschaft kaufte er neu hinzu: 1710 von Carl Ferdinand von Scheer auf Domanze die Niederseite von Gottesberg, 1712 von den Bellhorn'schen Erben die Holzmühle zu Salzbrunn, 1732 von Joh. Abraham von Czetztrik und Neuhaus das Gut Weißstein, 1733 von Carl Gotthard von Schaffgotsch Gut und Dorf Hartau und 1738 von Joh. Abraham von Czetztrik und Neuhaus das Städtchen Waldenburg. — Das Schloß erweiterte er durch Anbau der beiden Vorderflügel und des Speisesaales und verschönte es durch die Anlage des großen Schloßplatzes. Er erbaute das Barackengebäude, das massive Sommerhaus im Park (jetzt Gruft) und das Schloß Christinenhof in Sorgau. — Die Bibliothek und die Naturaliensammlung begünstigte er und machte ihr ansehnliche Zuwendungen. Zu seiner Zeit wurde das Dorf Conradstal bei Salzbrunn, die Kolonie Nesselgrund bei Steingrund angesiedelt und 1720 die Gemeinde Neu- oder Nieder-Rudolfswaldau aufgerichtet. Er vermehrte die Polizeigesetze der Dreidingordnung durch Aufnahme eines Erbrechtes und Organisation der Gerichte. Den Protestantismus begünstigte er und erhielt 1741 die königl. Erlaubnis, bei seinen evangelischen Gemeinden ev. Prediger und Lehrer anstellen und auch den Gottesdienst im Schlosse öffentlich halten zu dürfen. 1743 wurde ihm die Genehmigung erteilt, von den auf seinen Gütern amtierenden ev. Predigern wechselweise in der Hauskapelle alle 14 Tage den Gottesdienst abhalten zu lassen. Er starb 1742 im Schlosse zu Zirlau und hinterließ einen Sohn

Heinrich Ludwig Carl,
Reichsgraf v. Hohberg (1742—1755).

In seiner Besitzzeit fand der zweite schles. Krieg und die Schlacht bei Hohenfriedeberg statt. Der Krieg brachte seitens der feindlichen Heere mancherlei Drangsale für die Bewohner der Herrschaft, besonders für die Bewohner der Grenzdörfer. Nach dem Dresdener Frieden begann die Zeit friedlichen Schaffens. Gemeinnützige Verordnungen der Landes- und

Kreisbehörde bezweckten die Wohlfahrt des Volkes und steigerten dessen Vertrauen zum neuen Landesfürsten, dem König Friedrich dem Großen. Es erging die Aufforderung, die noch zahlreich vorhandenen Wölfe auszurotten, und die Weisung, die Hauptstraßen in gutem Zustande zu erhalten. Um den Wohlstand der verarmten Gebirgsbewohner zu heben, wandte man der Textilindustrie besondere Aufmerksamkeit zu. Auch Graf Heinrich Ludwig Carl war für das Wohl seiner Herrschaft sehr bemüht. Viele wüste liegende Stellen ließ er mit neuen Wirten besetzen und tat neue Grundstücke zur Besiedelung aus. Konradstal wandelte er 1753 zur selbstständigen Gemeinde und kaufte 1750 die von Johann Georg Preußler 1656 angelegte Glashütte in Freudenburg. Sein begonnener Schloßbau in Zirlau als Witwensitz seiner Gattin mußte wegen Ausbruch des dritten schles. Krieges stillgelegt werden und ist bis heute nicht fertig gestellt worden. Im Jahre 1748 weilte Friedrich der Große auf kurze Zeit im Schlosse, bestieg den Schloßthurm und betrachtete von dort aus die Umgegend und das Schlachtfeld bei Hohenfriedeberg. In Schweidnitz wurde der Reichsgraf zur königl. Tafel zugezogen. Der Reichsgraf starb im Juli 1755 ohne Hinterlassung eines Testaments. Mit ihm starb die Fürstensteiner Linie der Reichsgrafen von Hohenberg aus; es folgte

Hochberg, Rohnstocker Linie.

Infolge Erbverzesses ging nun die Herrschaft Fürstenstein und Friedland auf

Hans Heinrich IV., Reichsgrafen v. Hochberg
auf Rohnstock (1755—1758),

den Neffen des Grafen Conrad Ernst Maximilian über, hingegen fielen nach weiteren Abmachungen die Herrschaft Waldenburg, die Güter Weißstein und Hartau der verschwägerten gräflich Reußschen und Freiherrlich von Mudrachschen Familie zu. Da sein Vater zu den Rohnstocker Gütern mit Märzdorf, Dakdorf, Ober-Polkau auch die Herrschaft Kittlitzleben, Kreis Bunzlau, ererbt und er selbst 1747 Girsachschorf, Kr. Volkenhain, käuflich erworben hatte, so vereinigte sich in seiner Hand ein umfangreicher Grundbesitz, dessen er sich leider nur wenige Jahre in den zu seiner Zeit herrschenden Kriegsunruhen erfreuen konnte. Sechs Wochen lang wurde an den Befestigungswerken bei Gottesberg gebaut. Das Fürstensteiner Schloß

wurde wiederholt mit Einquartierung belegt und zeitweilig als Lazarett eingerichtet.

Heinrich IV. starb 1758 und hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere

Hans Heinrich V., Reichsgraf von Hochberg
(1758—1782)

die Herrschaften Fürstenstein und Friedland, der jüngere Sohn Gottlob Hans Ludwig die Herrschaft Rohnstock und Kittlitztreben erhielt.

Graf Hans Heinrich V. hatte das Erbe der Herrschaft Friedland und Fürstenstein mit einer durch die schlesischen Kriege entstandenen bedeutenden Schuldenlast angetreten, die durch Aufwendungen zur Beseitigung von Schäden, durch Meliorationen und durch Ankäufe behufs Arrondierung noch beträchtlich gewachsen war. Wie schwer es war, einen so umfangreichen Grundbesitz, namentlich in so ungünstiger Zeitlage zusammenzuhalten, selbst für einen durchaus wirtschaftlichen und umsichtigen Mann, das verhehlte sich Graf Hans Heinrich V. keinen Augenblick und richtete sein ganzes Augenmerk auf die Gründung eines Majorates. Die Absicht reifte zur Tat, als ihm 1768 ein Sohn geboren wurde. Die Schwierigkeiten der Ausführung waren namentlich wegen der Überbürdung der Herrschaft mit Schulden zwar recht erheblich; doch wurden sie durch günstige Zahlungstermine behoben, und schon am 2. Februar 1772 konnte die königliche Bestätigung der Stiftungsurkunde erfolgen.

Zum Majorat Fürstenstein gehören: Die Gutsherrschaft Fürstenstein mit den beiden Städten Freiburg und Gottesberg und die Dörfer Zirlau, Polsnitz, Salzbrunn, Conradstal, Liebichau, Sorgau, Giersdorf, Dörnhau, Donnerau, Steingrund, Lehmwasser, Bärengrund, Rudolfswaldau, Görbersdorf, Waltersdorf, Reimswaldau, Fellhammer, Steinau, Falkenberg, Neuhain, Reimsbach, Kaltwasser, Dorfbach, Lomnitz und Freudenburg mit allen Apperfinentien und Rechten. Dieser Herrschaft werden die Herrschaft Friedland mit Stadt Friedland und den Dörfern Altfriedland, Neudorf, Böhlenau, Schmidsdorf, Rosenau und Raspenau, sowie die Herrschaft Waldenburg mit der Stadt Waldenburg und den Dörfern Ober-Waldenburg, Weißstein und Hartau (welch letztere er im Jahre 1764 zugekauft hatte) zugeschlagen, daß sie bei der Herrschaft Fürstenstein für immer untrennbar verbleiben!

Reichsgraf Hans Heinrich V. war ernstlich bemüht, das Wohl seiner Untertanen zu fördern. Um sie mit dem nöthigen Lebensbedarf zu unterstützen, nahm er ein Darlehn von 16000 Talern auf; die verwüsteten Güter verbesserte er und gründete 1772 das Dorf Neu-Wüfegiersdorf. Den Geschädigten in den großen Bränden zu Salzbrunn 1775 und zu Freiburg 1777 gewährte er beträchtliche Zuwendungen. Mit allen Mitteln förderte er den Kohlenbergbau und wandte auch der Textilindustrie seine Aufmerksamkeit zu. In Wüfegiersdorf legte er 1768 eine neue Wassermangel an. Für Vergrößerung der Majorats-Bibliothek hat er viel getan. — Er starb 1782, ihm folgte sein einziger Sohn:

Hans Heinrich VI., Reichsgraf v. Hochberg
(1782—1833),

der sich 1791 mit Prinzess Anna Emilie von Anhalt-Köthen-Pleß vermählte und in demselben Jahre von seinem Onkel Gottlob Hans Ludwig, Reichsgraf auf Rohnstock, diese Herrschaft mit zugehörigen Dörfern erble und später die Herrschaft Grödditz zukaufte. So war er im Alleinbesitz beider Herrschaften. Zu den Freudentagen des Glückes gesellten sich auch trübe Zeiten. 1793 brach in seiner Herrschaft ein Aufstand der Weber aus gegen die Garnhändler und großen Kaufleute zu Friedland und Waldenburg, der sogar zum Widerstande gegen die bewaffnete Macht ausartete. Das Jahr 1795 brachte eine große Teuerung, unter der die Untertanen seufzten. Am Anfang des 19. Jahrhunderts drangen die feindlichen Heere Napoleons in Schlesien ein. Das Ungemach des Krieges versetzte auch die Bewohner des Kreises Waldenburg in Angst und Schrecken. Die materiellen Sorgen, in die auch Hans Heinrich VI. geriet, vermochten dennoch seinen idealen Sinn für Kunst und Schönheit nicht zu unterdrücken. Zu Ende des 18. Jahrhunderts ließ er die Schloßgebäude als schönen Bau vollenden und 1797 die gegenüberliegende „alte Burg“ errichten; er war zugleich der Schöpfer einer Menge anderer schöner Anlagen, die dieses reizend gelegene Schloß umgeben. Durch den „Grund“ ließ er einen gangbaren Weg herrichten, wodurch derselbe dem Publikum zugänglich wurde. Hierbei waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Noch heute erblicken wir an mehreren Stellen große, an die steilabfallenden Felsen angebaute Wölbungen, über die der Hauptweg hinwegführt, auch einen Durchgang durch festes Felsgestein. Für die

Berschönerung des Grundes hat Hans Heinrich VI. viel Geld ausgegeben. Er zierte den Grund mit Bildsäulen, Grotten, einen dem Herzog von Anhalt-Köthen gewidmeten in griechischem Stile erbauten Tempel, legte im Grunde einen Teich an, in dessen Mitte sich eine Insel befindet, auf der er zum Gedächtnis an ein frühzeitig verstorbenes Kind ein Denkmal errichten ließ, das aus einem Postament besteht, auf dem ein Kind ruht. — Am Ausgange des Grundes lud die (alte) „Schweizerei“ im Schatten des Jahrhunderte alten Eibensbaumes zum Aufenthalt.

Im Jahre 1800, am 19. August, genas er die Ehre, Se. Majestät König Friedrich Wilhelm III. nebst dessen Gemahlin, der unvergeßlichen Königin Luise, als Besuch auf Fürstenstein zu empfangen. Zur Unterhaltung dieser hohen Gäste veranstaltete er ein Ritter-Turnier nach Art früherer Jahrhunderte. (Dies: Alte Burg Fürstenstein.) Hans Heinrich VI. von Hochberg-Fürstenstein starb 1833 auf dem Schlosse Zülken in Nieder-Lausitz. Als Erbe seines Namens und seiner Humanität folgte ihm sein einziger Sohn

Hans Heinrich X.

Reichsgraf von Hochberg-Fürstenstein,
Fürst von Pleß (1833—1855).

Während seiner Regierungszeit ererbte er die minderfreie Standesherrschaft Neuschloß. König Friedrich Wilhelm IV. erhob am 15. Oktober 1840 die Majorats Herrschaft Fürstenstein nebst Waldenburg und Friedland zur Freien Standesherrschaft des Herzogtums Schlesien. 1847 fiel ihm das Fürstentum Pleß in Oberschlesien zu, worauf im Jahre 1856 seine Erhebung zum Fürsten von Pleß erfolgte. Die Standesherrschaft Pleß mit 11000 qkm und 100000 Einwohnern gehörte seit 1548 den Reichgrafen von Promnitz. Durch Schenkung kam sie 1765 an die Linie Anhalt-Köthen-Pleß, die mütterlicherseits aus dem Geschlechte der Promnitz hervorgegangen war. Als diese 1841 mit dem Prinzen Ludwig ausstarb, fiel Pleß an Heinrich, den regierenden Herzog von Anhalt-Köthen, und nach dessen Tode an seinen Neffen, den Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg. Die Freie Standesherrschaft Fürstenstein, die seitdem mit der Herrschaft in der Primogenitur des Hauses von Hochberg vereinigt ist, umfaßt im ganzen an Gütern 9430 ha und besteht

- a) aus der Majorats Herrschaft Fürstenstein, umfassend die Güter Fürstenstein, Donnerau, Fellhammer, Nieder- und Ober-Wüflegiersdorf, Görbersdorf, Lehmwasser, Liebichau, Polniß mit Kalkvorwerk, Reimswaldau, Ober-Salzbrunn und Langwaltersdorf;
- b) aus dem Erblehn und der Majorats Herrschaft Waldenburg, enthaltend die Güter Ober-Waldenburg und Hartau;
- c) aus dem Erblehn und der Majorats Herrschaft Friedland, enthaltend die Güter Friedland und Böhlenau;
- d) aus dem Erblehn und Rittergut Neuhaus;
- e) aus dem Erblehn und Rittergut Dittersbach.

Die unruhigen Zeiten von 1848 brachten auch dem Reichsgrafen in den Forderungen seiner Untertanen mancherlei Anfechtung; doch hat er durch sein besonnenes und kluges Verhalten jegliche Gewalttat ihrerseits abgewendet und hat ihre Ansprüche auf gütlichem Wege vereinbart und ausgeglichen. Er war jederzeit bemüht, die Entwicklung der Landwirtschaft zu fördern, was ihm viel Anerkennung einbrachte; desgleichen trug er viel dazu bei, daß der Bau der Eisenbahnlinie Breslau—Freiburg zur Ausführung kam, die für den hiesigen Kohlenbergbau noch heute von großem Vorteil ist. Hohe Auszeichnung für die Reichsgräfl. Familie war der Besuch des russischen Kaiserpaares, das vom 14. Juni bis 14. Juli 1838 in Fürstenstein weilte, um die Kur in Salzbrunn zu genießen.*)

Hans Heinrich X. war einer der edelsten und besten Männer seiner Zeit und wurde im Herrenhause mehrere Jahre hindurch zum Präsidenten gewählt. Aus seinem segensreichen Wirken rief ihn viel zu früh und unerwartet der Tod im Jahre 1855 ab. Die hohe Liebe und Verehrung, die er allenthalben genoß, bewies die reiche Teilnahme bei seinem Begräbnis. Er hinterließ drei Söhne: Hans Heinrich, Bolko und Conrad. Letzterer starb während seiner Studienzeit in Heidelberg. Reichsgraf Bolko wurde Besitzer der Herrschaft Rohlfisch und

Hans Heinrich XI.,
der älteste, geb. 1833, wurde regierender
Fürst von Pleß und der Freien Standesherrschaft
Fürstenstein (1855—1907).

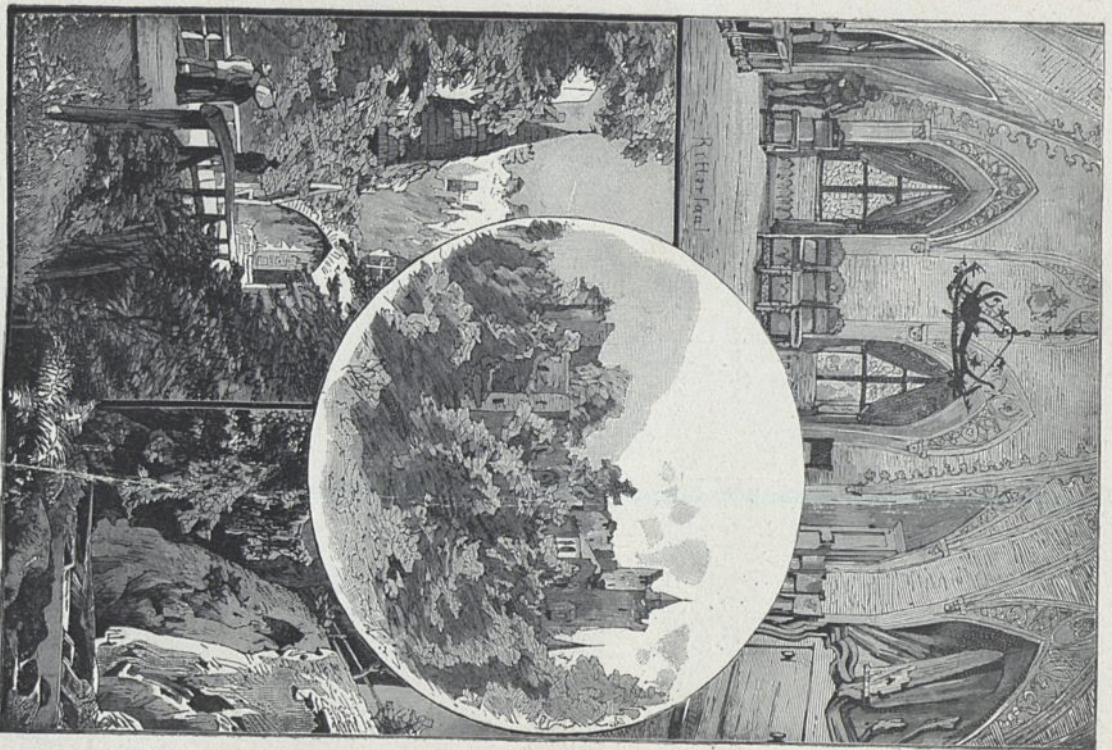
Seine ausgedehnten Besitzungen im Kreise Waldenburg machten ihn zum Grundherrschaft des größeren Teiles vom hiesigen

*) Dieser Besuch gab den Anlaß zur Pflasterung der Straße durch Neu-Salzbrunn.

Kreise. Außer diesen besaß er noch bedeutende Güter in den Provinzen Posen und Pommern und in Tirol, sowie Kohlengruben und industrielle Etablissements in Ober- und Niederschlesien. Im November 1871 kaufte er die Herrschaft Neuhaus, bestehend aus Neuhaus, Althain und Anteil Bärengrund nebst dem Rittergut Dittersbach. Das Jahr vorher hatte er schon das Rittergut Ober- und Mittel-Kunzendorf zugekauft. Er bekleidete eine Anzahl Ämter und Würden, war erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, kgl. preuß. Oberjägermeister, General der Kavallerie à la suite der Armee, Kanzler des Schwarzen Adlerordens und Ritter des Johanniterordens. Seine humane Gesinnung, sein Bestreben, ein Förderer des Gemeinwohles, insbesondere auch des Wohles der arbeitenden Klassen zu sein und die nach dieser Richtung hin vielfach betätigten Kundgebungen sicherten ihm das Vertrauen der Einwohner des Kreises, das ihn zum Abgeordneten für den Reichstag erwählte. Seine Anhänglichkeit, sowie seine freundschaftlichen Beziehungen zum regierenden Herrscherhause der Hohenzollern brachten ihm und damit auch dem ganzen Kreise die hohe Ehre, Deutschlands höchsten Herrn, den glorreichen Kaiser Wilhelm I. und sein Gefolge in den Räumen der Fürstensteiner Schloßburg zu zwei Malen (1868 und 1875) gastlich aufnehmen zu dürfen.

Im Jahre 1883 entriß ihm der Tod seine Gemahlin Marie v. Kleist, mit der er seit 1857 ehelich verbunden war. Aus dieser Ehe stammten drei Söhne und eine Tochter. In zweiter Ehe lebte er seit 1886 mit Mathilde Ursula Burggräfin und Gräfin zu Dohna-Schlobitten, die ihm noch eine Tochter und einen Sohn schenkte. 1905 wurde dem Fürsten zum 50jährigen Jubiläum des Antrittes seiner Herrschaft der persönliche Herzogtitel verliehen, dessen er sich nur kurze Zeit erfreuen konnte, denn 1907 starb er. Sein ältester Sohn

Prinz Hans Heinrich XV. (seit 1907 Nachfolger), am 23. April 1861 zu Pleß geboren, stand später als Rittmeister à la suite bei der Armee. Er war Attachee der Botschaft zu London, wo er sich mit Mary Theresa Olivia, geb. Cornwallis-West, vermählte. (Diese Ehe wurde nach dem Weltkriege 1923 geschieden.) — Während der Vater, Hans Heinrich XI., auf Schloß Pleß seinen Wohnsitz nahm, den er öfter mit dem prachtvollen Palais in der Wilhelmstraße zu Berlin wechselte, nahm das junge Paar, Hans Heinrich XV. mit Gemahlin, den Wohnsitz auf Schloß Fürstenstein.



Alle Burg Sürstfenstein

Es wurden im Schlosse schon vor Beginn des Weltkrieges umfassende bauliche Veränderungen vorgenommen und während des Krieges fortgesetzt. Die Einrichtung aller ehrwürdiger Gemächer wurde dem Geschmack der Neuzeit entsprechend modernisiert und umgebaut, der Turm erhöht und auf der Südseite des Schlosses ein Neubau angefügt, der, nach dem Grunde zu stark fundamentierte, viele Wohnräume und im obersten Stockwerk den geräumigen, kostbar ausgestatteten Fürstensaal trägt. Leider konnten die geplanten baulichen Veränderungen des Weltkrieges und der hohen Kosten wegen noch nicht zu Ende geführt werden. Die erkrankte Fürstin weilte während des Krieges in Deutschland und beschäftigte sich in der Verwundetenpflege. Später nahm sie ihren Aufenthalt in England.

Der zweite Sohn des Fürsten, Graf Alexander v. Hochberg, trat 1922 in der kathol. Kirche zu Nieder-Salzbrunn zum Katholizismus über, während der Fürst, der Erbprinz

Hans Heinrich XVII.

und dessen Bruder Graf Volko von Hochberg der evangelischen Kirche treu blieben.

2. Alte Burg zu Fürstenstein.

Lage, Bau und Einrichtung.

Sie liegt einige tausend Schritte südöstlich vom „Schloß Fürstenstein“ entfernt auf dem linksseitigen Ufer des Hellebaches, etwa 65 Meter über dem Grunde und 375 Meter über der Meeresfläche erhaben. Man gelangt zu ihr von dem Meierhof Nieder-Salzbrunn aus auf dem Fußwege durch den Zips, oder auf dem Fahrwege von den Salzbrunner Kirchen aus. Von Freiburg oder Pilsnitz kommend führt der Fußweg durch den „Grund“ zu ihr. Ihre Lage befindet sich auf einem Felsenvorsprung, auf dem ehemals eine Warte gestanden hat. Eine „Warte“ ist eine kleine mit einem Turm versehene Burganlage, von der aus die Besatzung der Warte nach den auf der Heerstraße heranziehenden Fremden ausspähte und deren Anrücken der Besatzung der Hauptburg durch ein Sprachrohr oder Hornsignal vermeldete. Von der heutigen Alten Burg aus überblickt man noch jetzt das zwischen Sorgau und Altwasser gelegene Stück der ehemaligen von Breslau über Frei-

burg, Waldenburg und Friedland nach Böhmen führende Heerstraße. Unweit der Alten Burg befinden sich im Walde rechts und links des Weges tiefe Gräben. Sie stammen aus alter Zeit und sind zum Schutz der Warte angelegt worden.

Der Grundriß der Alten Burg entstammt, wie aus einer in der Fürstensteiner Bibliothek befindlichen 1797 angefertigten Federzeichnung hervorgeht, ganz dem Grundriß der einstigen Warte, deren Reste in genanntem Jahre noch vorhanden waren. Reichsgraf Hans Heinrich VI. von Hochberg (1782—1833) ließ auf diesem, eine entzückende Aussicht nach dem Grunde darbietenden Platze, wo die alte Warte gestanden hatte, durch seinen Baumeister Christian Wilhelm Tischbein die jetzige Alte Burg aufführen (1797—1800), zu der zwei Sandsteinportale vom abgebrochenen Schlosse zu Kitzlitreben verwendet wurden. Aber eine kleine Zugbrücke gelangt man in den Burghof, über dessen niedrige Einfassungsmauern wir eine herrliche Gebirgslandschaft schauen.

Im Untergeschoß der Alten Burg befinden sich die Restaurations-, Wohn- und Küchenräume, im Obergeschoß Räume, die im mittelalterlichen Stile ausgestattet sind. Im Rittersaal schauen wir mehrere eiserne Rüstungen der Ritter und einen schmuckvollen Kronleuchter; die Schränke des Trinkzimmers sind mit alten Gläsern und Porzellan gefüllt. Das Brunkzimmer ist mit altertümlichem Hausgerät versehen, die Gipsplatte eines Tisches ist von seltener Größe. Im Gerichtszimmer werden die Fahnen und Waffen aufbewahrt, die bei dem Turnier gebraucht wurden. Die Waffen der Rüstkammer stammen aus dem Besiße der Breslauer Reichskramerschaft, die nach jahrhundertlangem Bestehen als Innung im Jahre 1821 sich auflöste. Durch einen bedeckten Gang mit Ölgemälden der Ahnherren gelangt man in die Burghkapelle. Ein Seitenschränkchen in dieser birgt u. a. einen Nagel vom Kreuze Christi und andere Reliquien. Das Altarbild, von Tischbein gemalt, stellt die hl. Anna mit den Gesichtszügen der Gemahlin Hans Heinrich VI., Anna Emilie, Prinzess von Anhalt-Köthen-Pleß dar, durch die das reichsgräfliche Haus Hochberg später die Anwartschaft auf das Fürstentum Pleß erlangte. Im Erdgeschoß unter der Kapelle befindet sich das nachgeahmte Burgverließ.

Das Turnier.

Treten wir aus dem Burghofe der Alten Burg heraus und überschreiten die Zugbrücke, so liegt vor uns in Form eines Rechtecks ein schöner ebener freier Platz, der durch das gut gepflegte grüne Gehege das Aussehen eines Gartens gewinnt und jetzt als Anfuhrplatz für das Droschkenfuhrwerk benutzt wird. Hier auf diesem Platz fand am 19. August 1800 das vom Grafen Hans Heinrich VI. von Hochberg zu Ehren König Friedrich Wilhelm III. und dessen Gemahlin, Königin Luise, veranstaltete Turnier statt.

Auf der Reise, die damals König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin durch Schlesien unternahmen, berührten die hohen Herrschaften auch unsern Kreis Waldenburg, besuchten das Innere des Bergwerks (Fuchsstollen bei Neu-Weißstein) und richteten dann ihre Reise von Waldenburg über Altwasser nach Schloß Fürstenstein. Wie entzückt war die Königin über die sinnvolle Überraschung, die ihrer hier wartete!

Durch die engen Täler der Salzbach (Zips) nahte der königliche Zug. Da — bei einer Biegung des Tales — erblickten sie plötzlich in wildromantischer Gegend auf hohem, schroffem Felsen aufragend eine mittelalterliche Ritterburg im altgotischen Stil erbaut. Von der Spitze weht das Hochberg'sche Banner nieder, bewacht von dem geharnischten Burghauptmann. Der stößt in sein Horn, sobald er die königlichen Gäste auf Schlangenwegen nahen sieht. Ein Herold in den Hochberg'schen Farben, begleitet von mittelalterlichen Trompetern, sprengt aus dem Burgtor hervor und fragt nach Namen und Begehr der Fremden. Des Königs Adjutant gibt Antwort. Auf des Herolds Trompetenruf senkt sich die äußere Zugbrücke. Unter Pauken- und Trompetenschall und dem Jauchzen der wartenden Menge halten die königlichen Gäste ihren Einzug. Eine neue Überraschung! Sie erblicken einen weiten mittelalterlichen Turnierplatz, umgeben von siebenfachen Reihen amphitheatralisch aufsteigender Sitze, auf denen über 2000 festlich geschmückter und gestimmter Zuschauer Platz genommen haben. Auf prächtig geschirrtem Streitroß, gefolgt von vier Fähnlein Rittern, ihren Knappen und Reifigen in leuchtenden Farben und blanken Rüstungen, bewillkommnet der Bannerherr, Graf Hochberg, das Königspaar in altritterlicher Kernrede, dankend für die Ehre des Besuchs. Zugleich bittet er um die Günst, zur Feier des Tages ein ritterlich Lanzenbrechen

veranstalten zu dürfen. Der König gibt, auf den allertümlichen Ton eingehend, die Erlaubnis dazu. Der Hof nimmt auf einer Tribüne mit den preußischen Farben unter goldener Königskrone Platz. Auf einer anderen Tribüne sitzen die ritterlichen Kampfrichter.

Unter schmetternden Fanfaren reiten die vier Fähnlein Ritter in die Schranken. Ihnen voran weht das königliche Banner. Jedes Fähnlein hat seine besonderen Farben. So halten sie ihren Umzug auf dem Turnierplatz, vor dem Königspaar tief die Lanzen senkend. Von dem Bannerherrn in ritterlicher Sprache aufgefordert, den Namen ihrer Dame zu nennen, für die sie kämpfen wollen, spricht jeder laut: „Luiſe, Königin von Preußen, ist die Dame, für die ich kämpfe!“ — dabei Lanze oder Schwert tief vor der Gefehrten senkend. Die Königin erwidert jede dieser Huldigungen durch ein anmutiges Neigen des schönen Hauptes.

Nachdem das königliche Banner vor dem Herrscherpaare aufgepflanzt, beginnt das Turnier. Jedes Fähnlein hat sein besonderes Kampfspiel: Lanzenbrechen, Ringel- oder Mohnkopfstechen usw. Schlesiens höchster Adell nimmt daran teil.

Auf die Bitte des Burgherrn überreicht die Königin den vier Siegern die Ehrenpreise: goldene und silberne Medaillen mit den Bildnissen des Königspaares, an Ketten oder Bändern zu tragen. Und so knien nach einander vor der schönsten, edelsten Frau ihrer Zeit: Ritter Czetriz, der Schwarzwälder, Ritter Malzhahn, der Bisner, Ritter Tschirsky, der Domanzer, und Ritter Temsky, der Ostendorfer, und mit holdseligem Lächeln und der ihr eigenen bezaubernden königlichen Anmut und Hoheit spricht Luiſe jedem Ritter ihren Dank aus für seine Huldigung und Tapferkeit und hängt ihm den Siegerpreis um den Nacken — unter dem Schmettern der Trompeten und dem Jubel der Zuschauer.

Ein neuer Umzug aller Fähnlein endet das Turnier. Unter den von sämtlichen Rittern auf der inneren Schloßbrücke zu einem Schirmdach zusammengehaltenen Lanzen betritt das Königspaar die Burg. Am Eingange dankt der König in allertümelnden Worten dem Bannerherrn und den Rittern herzlich für das schöne Fest. Eine neue Überraschung wartet im Innern der Burg. Diese ist nicht nur ganz im altgotischen Stil möbliert und dekoriert, auch Knappen und Schaffnerinnen und Trinkwarte in mittelalterlicher Tracht tun bei dem glänzenden Bankett Dienste — und die Ritter lassen die allertümelichen

Humpen wacker kreisen: zu Ehren der Königin des Festes und der Herzen, Luise von Preußen! Dazwischen singen fahrende Barden und ritterliche Minnesänger Lieder zu ihrem Preise. Abends ist die Burg bis zur höchsten Zinne märchenhaft erleuchtet. Die beiden Fenster des Fürstenstein, von denen aus die Königin ihren entzündeten Blick liebevoll über das schöne Schlessien schweifen ließ: auf der einen Seite über wald-dunkle Täler bis zur stolzen Schneekoppe und zum Kynast — auf der andern über die weite Hochebene bis nach Breslau, — diese Fernsichten heißen noch heute „Luizens-Blick!“ Und sicher so lange, wie der Fürstenstein steht!

Es war das letzte Mal, daß die Königin in Schlessien weilen und so recht von Herzen glücklich sein durfte. Nur zu bald zogen die furchtbaren Stürme herauf, die das edelste Frauenherz brachen. Unter wie viel Tränen und Schmerzen! Wie oft ist da ihre Sehnsucht hinüber geflogen nach den grünen Bergen und den frohen, friedlichen Tagen in dem geliebten Schlesierland!

Und ihr hoher Sohn, der deutsche Kaiser Wilhelm I. der das Hohenzollern-Haus und das deutsche Vaterland zu Ehren gebracht, hat die Stätten aufgesucht, die der Fuß der Königin Luise betreten und somit für ihn und uns geweiht hatte. Der Fürstenstein und seine herrlich romantische Umgebung boten dem hohen Herrn auf die Dauer seines Besuches in den Jahren 1868 und 1875 angenehmen Aufenthalt.

3. Das Schloß Fürstenstein,

375 Meter über dem Meere und 65 Meter über dem Grunde, steht auf einem schroff zu zwei Seiten abfallenden Felsgrat, der zwar schmal aber sicher und unzugänglich ist. Nur von einer Seite führen Zugänge zu ihm. Über einem großen, östlich gelegenen freien Platz, auf dem bis Ende des 19. Jahrhunderts ein Restaurationsgebäude mit Saal und Garten und eine Bäckerei stand, gelangt man zuerst durch ein großes Torgebäude mit zwei Türmen, „Baracke“ genannt. Der eine Turm stammt noch von der alten Befestigung her, der andere ist erst 1718 gebaut, ein Jahr später das Portal, das beide Türme verbindet und die Wachtstube für die Musketiere enthält. Dahinter stehen zu beiden Seiten Beamtenwohnungen vor dem Schloßplatz. In ihnen war die Generalverwaltung aller Zweige der herrschaftlichen Güter mit ihren Beamten

räumlich untergebracht, die dann vom Jahre 1882 ab in das Schloß zu Ober-Waldenburg verlegt wurde. Dieser Teil bildete in alter Zeit die Vorburg und war von dem Neuen Schloß, der eigentlichen Festung, durch einen tiefen breiten Abgrund geschieden, über den man mittels einer Aufziehbrücke zu der Burg gelangen konnte. Diese Tiefe, die Burg und Vorburg trennte, wurde nach dem 30jährigen Kriege zugeschüttet. Der vor dem Schlosse liegende 100 Fuß breite und 270 Fuß lange Schloßplatz ist zu beiden Seiten mit steinigem Geländer versehen und mit allegorischen Standbildern geschmückt und hat ganz das Aussehen einer Brücke. Das Schloß selbst ist ein fünf Stock hohes Gebäude, aus dem der starke achteckige Schloßturm emporragt, der aus dem in Fels gehauenen Burgverließ aufsteigt, und von dem der Ausblick weithin die Ebene, sowie auch das Bergland beherrscht.

An die alte Zeit erinnert am Schloß noch der nördliche und westliche Flügel mit hohem gothischem Spitzdach und die Schloßkapelle, während der alte südliche in seinen Bogen und Gängen, gewölbten Stuben und kleinen Fenstern den Originalstil einer deutschen Ritterburg aus dem Mittelalter deutlich erkennen läßt. Am treuesten hat der Burghof, jetzt der „Schwarze Hof“ genannt, der inmitten des ältesten Teiles der Feste liegt, den Stempel der alten Zeit bewahrt. Dieser Innenhof ist dadurch entstanden, daß an alte Teile der Burg zwei Flügel nach vorn angebaut wurden, die später ihre Verbindung durch den Bau der jetzigen Eingangshalle erhielten. Aber der Eingangshalle befindet sich ein im Barockstil ausgeführter, mit vielen Kunstgegenständen ausgestatteter und mit Blumengruppen geschmückter, drei Stock hoher Empfangsraum, dem ein hoher Balkon vorgebaut ist. Daran schließen sich die weiteren Fest- und Empfangsräume, die sich sämtlich im vorderen Teile des Schlosses befinden. Das schöne Schloß enthält eine Menge prachtvoll ausgeschmückter Zimmer. Von den verschiedenen Besitzern wurde, je nachdem es die Zeitverhältnisse geboten, eine große Bautätigkeit entfaltet. Brände und Blitzschlag haben bedeutende Teile vernichtet und Kriegsnöte haben auch das ihrige zu teilweiser Zerstörung der Burg beigetragen. An die Stelle des Alten wurde Neues gesetzt. So läßt sich an Fürstenstein der interessante Vorgang verfolgen, wie aus einer alten Burg ein Fürstensitz werden konnte und wie die Zeiten selbst diese Ausgestaltung bedingten. Aus den dem Bergfried nach dem Grunde zu vorgelagerten Zwingeranlagen

z. B. sind die schönen Terrassengänge entstanden, die dem Schlosse einen märchenhaften Zauber verleihen. Unter den Kunstgegenständen und Altertümern, die das Schloß birgt, befinden sich viele aus Porzellan und Glas. Auch die schöne über 48000 Bände enthaltende Majoratsbibliothek, sowie die Gemälde-, Münz- und Naturaliensammlung wurden früher in dem Schlosse aufbewahrt, jetzt im Barackengebäude. Die Bibliothek, die 1704 von Conrad Ernst angelegt wurde, enthält viele alte Handschriften und Bücher, die nur in einem Exemplare existieren. (Vom Neubau lies Seite 161.)

Von der Baracke aus führen breite und schattige Fußwege zum Luisen-, Heinrichs- und Schützenplatz; dies sind in den Grund vorspringende, umzäunte und mit Ruhebänken versehene Felsenplatten, die ganz vorzügliche Aussichten, abwechselnd nach dem alten und neuen Schlosse, dem tiefen Grunde, dem sogenannten Riesengrabe, sowie über die schönen Täler von Salzbrunn und Altwasser darbieten.

Außer der Kynsburg wird von den Burgen unseres Kreises, auch wohl keine aller Ritterburgen Schlesiens jeden Sommer von Fremden und Einheimischen so häufig besucht, als die beiden Fürstensteiner; freilich sind beide auch ganz dazu geeignet, jedem Besucher einen herrlichen Genuß zu gewähren.

4. Der Fürstensteiner Grund.

Lage des Grundes.

Wer auch die Schönheit des gesamten schlesischen Gebirges genossen, wer selbst die Pracht und Erhabenheit der schönsten Gebirge Deutschlands bewundert hat, der findet dennoch Fürstenstein durch die Mannigfaltigkeit seiner Gaben als einen der schönsten und sehenswertesten Punkte nicht nur Schlesiens, sondern ganz Deutschlands.

Auf dem mehrfach zerklüfteten, durch Flußtäler gespaltenen Randgebirge, mit dem das Waldenburger Bergland in seinen Ausläufern des Hochwald-, Heidel- und Eulengebirges zur Ebene sich absenkt, liegt auf einer Hochebene, 2—3 km von der Hauptstraße Waldenburg-Freiburg, im Waldesgrün geborgen, doch schon von Ferne an seinen Türmen erkenntlich, das Schloß Fürstenstein, umgeben von einem herrlichen Waldpark und umrauscht von dem Wasser des Hellebaches, das in tiefer Waldschlucht, „Fürstensteiner Grund“ genannt,

der Ebene zueilt. Auf der anderen Seite dieses Grundes präsentiert sich auf einem in das Tal vorspringenden Felsen die „Alte Burg“ mit ihrem altertümlichen Mauerwerk durch das Grün der Bäume hervorschauend.

Diese drei Punkte, das „Neue Schloß“, die „Alte Burg“ und der „Fürstensteiner Grund“ mit ihren Umgebungen bilden das vielgepriesene „Fürstenstein“.

Die Schönheiten der Natur, die hier ihren Gipfelpunkt in der von einem Bache durchbrausten engen und vielfach zerklüfteten Waldschlucht, dem „Grunde“ finden, sind durch hervorragenden Kunstgeschmack eines edlen und reich begüterten Geschlechts seit Jahrhunderten in ein solches Licht gestellt worden, daß mit der Zeit ein wahres Paradies entstanden ist. Mit Recht bezeichnet man daher Fürstenstein als den Inbegriff der schlesischen Gebirgsromantik, denn in der Tat sind auf diesem schönen Erdenfleck alle Zauber ausgegossen, die „ein schwelgendes Auge und ein glühendes Herz in der freien Natur berauschen“. „Die Perle Schlesiens“ ist darum Fürstenstein oftmals, sogar auch von Fürst Pückler-Muskau, der die Schönheiten dreier Erdteile gesehen hat, genannt worden.

Das Hellebachtal, das in dem Waldenburger Berglande bei behaglicher Breite reichen Industriorten Raum gewährt, wird unterhalb Salzbrunn mehr und mehr durch nahetretende Felswände eingeengt. Wir begleiten den Lauf dieses Talwassers, das uns in den Fürstensteiner Grund hineinführt. In dem freundlichen „Zips“,*) einer kleinen Kolonie vor dem Eingange zum Grunde, schauen wir die kleinen Häuschen teils an den Ufern des Hellebaches, teils an den Berglehnen unter dem Schutze schattenreicher Waldgehege oder dicht belaubter Obstbäume.

Lebhaft eilt der Hellebach an den Gärten vorüber über Wiesenmatten dem Grunde zu. Nach kurzem Gange unter schattigen Baumriesen treten wir aus dem Waldesdunkel in eine Richtung. Unwillkürlich hebt sich der Blick zur lichten Höhe. Da bietet sich uns eine Überraschung! Zwischen mächtigen Tannen zu beiden Seiten, gleich riesigen Pyramiden emporstrebend, erblicken wir im Hintergrunde auf hoher, grünbewachsener Felswand (65 Meter hoch) die Sinnen und Türme der „Alten Burg“,

*) Zips hat seinen Namen daher, daß sich einst hier die Wohnstätten der bei dem Schloßbau zu Fürstenstein beschäftigten aus dem ungarischen Komitat Zips stammenden Steinmehnen befanden.

die über den Kronen der Bäume gleichsam schwebend erscheint. Sie mahnt uns mit ihren Säulen und Bogen, mit ihren schmuckentblößten Mauern an längst vergangene Zeit. — Wer die Burg besuchen will, schreitet über den Bach und steigt die linksseitige Berglehne zur Höhe empor. — Das Hellebachtal, hier eingeengt, führt nun bis zum Ausgange in Pölsnitz den Namen „Fürstensteiner Grund“. Es ist dieser etwa zwei Kilometer lange Teil des Tales, das sich in mehrfachen Windungen dahinschlängelt, eines der schönsten Stückchen Erde, ein süßes Idyll, ein kleines Paradies! Denken wir an die

Entstehung dieses Tales,

so könnten wir versucht sein, den Fürstensteiner Grund als eine durch furchtbare Naturgewalt auseinandergerissene Felsenmasse zu betrachten und seine Entstehung unterirdischen (vulkanischen) Kräften zuzuschreiben, weil dem Einschnitt auf der einen Seite ein Vorsprung auf der andern Seite gegenübersteht. Richtiger aber vermuten wir, wenn wir die jetzige Form des Grundes als die Folge der radierenden Tätigkeit der radierenden Gewässer betrachten; ob der jetzige Hellebach diese Riesenarbeit geleistet hat, mag bezweifelt werden. Vermutlich sind die hydrologischen Verhältnisse doch andere gewesen, als die Aushöhlung des Grundes sich vollzog. Die Kluft des Konglomerats wies den radierenden Wässern ihren Weg. Diese Klüftegesteine sind natürlich bei der Faltung der alten Gebirge oder auch bei nachträglichen Störungen der Erdkruste entstanden. Die Kräfte, die diese Klüfte entstehen ließen, sind die allenthalben tätigen Auslösungen der in der Erdkruste wirkenden tangierenden Spannung. Und diese ist, wie wir uns vorstellen, die Folge von der Zusammenziehung des Erdinnern insolge der Abkühlung. (Ein Prozeß, der Millionen von Jahren umfaßt.) Die gleichen Kräfte haben auch den parallel laufenden Salzgrund und des Zeisgrund entstehen lassen.

Spaziergang durch den Grund.

Die beiderseitigen Felswände des Grundes sind, obgleich ihrer Humusschicht fast ganz beraubt, dennoch mit dem prächtigsten Grün üppiger Laub- und Nadelhölzer bedeckt, die zur Frühlingszeit im Schmuck der jungen Sprossen und im Herbst durch die Färbung ihrer Blätter einen reizvollen Anblick gewähren. Voll Bewunderung schauen wir, wie hier auch die mächtigsten Baumstämme wie aus dem Felsen entsprungen,

mit ihren Wurzeln in die Spalten der Blöcke hineingreifen, um die eingefickerte Feuchtigkeit als Nahrung aufzunehmen, während sich hoch über uns ihre Laubkronen dicht aneinander ausbreiten, so daß nur hier und da ein schmaler Streifen von Sonnenlicht durchschimmert, und wir unter schützendem, grünem Laubdach dahinwandern. Der bald schmale, bald breite Pfad, an einzelnen Stellen den Felswänden mühsam abgerungen, führt teils gestuft, teils geebnet über Felsblöcke und Kieslagen hinweg an dem Talslusse entlang, der über das steinige Bett in höheren und niederen Kaskaden schäumend und plätschernd sein Wasser dahinsendet. Plötzlich stehen wir vor einer finsternen Felsenwand, durch die unser Weg in schmalem Gange hindurchführt. Mühsam hat man diesen Urfels durchschlagen, um den Weg zu bahnen. Deutlich ist hier die Struktur dieses Felskonglomerats zu erkennen, das an Härte und Festigkeit dem Eisen nicht nachgibt und an Alter wohl Millionen von Jahren zurückreicht. Das beständige Rauschen des Baches, das Rispeln in den Laubkronen des Waldes und der Gesang der Vögel mischt sich in diesem Tale während des Sommers zu einem andauernden, lieblich melodischen Konzert. Dabei gewähren uns die Ausblicke nach den grotesken Felsgebilden, zu den Aussichtsplätzen auf dem Hochplateau, zu dem in schwindelnder Höhe thronenden „Neuen Schloß“ und zur „Alten Burg“ reiche Abwechslung.

Ein Spaziergang durch den Fürstensteiner Grund während der warmen Jahreszeiten gehört darum zu den schönsten Naturgenüssen. Die von dem Reichsgrafen Hans Heinrich VI. (Seite 157) neu angelegten Pfade durch den Grund führten früher an Statuen und Monumenten vorüber und durch Kühlung spendende Grotten. Von all diesen Schönheiten der Kunst ist leider nur noch eine Grotte und eine unweit des Grabdenkmals im Walde stehende Bildsäule einer Göttin übrig, deren Kopf aber leider auch schon fehlt. Trümmern anderer Bildsäulen begegnet man auf dem Grundwege, sie liegen neben dem Pfade inmitten herabgerollten Felsgesteines und nur das aufmerksame Auge des Forschers vermag sie zu entdecken. Die Kunst der Menschen ist untergegangen, aber die herrlichen Schöpfungen der göttlichen Allmacht haben das Menschenwerk überdauert und erfreuen wie vor Jahrhunderten noch heute das Auge des Beschauers.

Wir begegnen hier fast täglich, zumeist an Sonn- und Festtagen, einer großen Zahl von Besuchern, die einzeln in

betrachtende Gedanken versunken oder in Gruppen scherzend und plaudernd an uns vorüberziehen. Die natürliche Romantik dieser Bergschlucht hat von seiner früheren Reinheit leider schon eine Einbuße erlitten. In dem einst noch vor hundert Jahren so klaren Wasser des schäumenden Waldbaches spiegelte sich des Himmels Blau und tummelten sich tausende von Lebewesen, unter ihnen die rotgefleckte Forelle. Jetzt ist der Bach wie ausgestorben. Die Abwässer und Abfälle aus den oberhalb gelegenen Industrieorten haben seit lange das Wasser derart verunreinigt und geschwärzt, daß jedes tierische Leben in ihm ertötet ist und auch die Nachtigall das Tal zu meiden sucht.

Am Ausgange des Grundes

wird es um uns her allmählich lichter und ruhiger. Der tosende Bach besänftigt sich und der dunkle Nadelwald, vermischt mit hellerem Laubholz, umsäumt nun einzelne frischgrüne Wiesenmatten, die einen freien Ausblick zum Himmel gestatten. Der Weg geleitet uns durch hohes Baumgewölbe zum Spiegel eines dunklen Sees, aus dem sich eine kleine Insel erhebt, die im Schatten der Ulmen und Linden ein einsames Denkmal birgt, das elterliche Liebe einem früh verstorbenen Kinde errichtet hat. Sonst war hier eine Gondel bereit, den Wanderer über den See zu tragen und dessen Ufer zu umschiffen, um den malerischen Anblick des kühn 65 Meter über dem Wasserspiegel sich erhebenden Schlosses von der anderen Seite zu genießen. — Jetzt ist der See trocken gelegt.

Nahе den ersten Häusern des Dorfes Polsnitz verabschieden wir uns von dem Talbach, der sich bald darauf mit dem aus dem Salzgrunde hervordringenden Salzbach zur Polsnitz vereinigt und in einem schönen, von bewaldeten Höhen begrenzten Tal durch das gartenreiche Polsnitz der Stadt Freiburg zuließt, um sich in der Ebene mit der Weistritz zu vereinigen.

Am Ende des Grundes bewundern wir auf freiem Platze, dem ehemaligen Standort der „alten Schweizerei“, einen der ältesten Eibenbäume Schlesiens (*taxus baccata*), dessen Alter auf nahezu 1000 Jahre geschätzt wird und dessen Krone früher die alte Schweizerei beschattete.

Die schattenreichen Plätze der etwa hundert Schritt entfernten „neuen Schweizerei“ laden zur Einkehr. Neben der leiblichen Stärkung genießen wir den herrlichen Anblick des Tales, dessen weißgelüchzte villenartige Häuser mit dem Aesler

des Sonnenlichtes und mit ihren roten Ziegeldächern gegen die blumigen Wiesenmatten und das Waldesgrün der Berge, über die der blaue Himmel sich spannt, einen reizvollen Kontrast der Farben hervorrufen. — Von hier aus nehmen wir den

Aufstieg zum Hochplateau

und schreiten auf gut gangbarem Wege an der Gärtnerei und den Dominalgebäuden vorüber dem östlich vom Schlosse gelegenen großen und schön gepflegten Park entgegen, der rechts an der Uferseite des Grundes von mehreren Plätzen, dem Schützenplatz, Charlottenplatz und Luisenplatz schöne Aussichtspunkte auf das Schloß, die „Alte Burg“ und in den Grund gewährt. Auf der Höhe mitten im Park, im düsteren Schatten uralter Linden, umgeben von der Ruhe des Waldfriedens, erhebt sich die Kapelle der Familiengruft. Sie ist neun Meter im Geviert und ebenso tief aus dem Felsen ausgesprengt worden (1882); sie empfängt von oben durch einige blaue Glasscheiben ein mattes Dämmerlicht. Eine breite Steintreppe führt aus der Gruft hinauf zur Kapelle, deren Wände mit stimmungsvoller Malerei bedeckt sind und die einen Altar enthält. Der Eintritt ist Fremden nicht gestattet. Von außen ist die Kapelle mit gärtnerischen Anlagen und einem hohen eisernen Zaun umgeben.

Blick vom Luisenplatz.

Von dem vorerwähnten Luisenplatz aus, auf einem von dem Talrande weit vorspringenden Felsen, der seinen Namen von der Königin Luise erhalten hat, weil dieser Standpunkt ihr vor allem gefiel, überblicken wir noch einmal in einem Bilde, eingerahmt im Gold des Abendrots alle die Naturschönheiten, die Fürstenstein verherrlichen. Vor uns präsentiert sich das Schloß mit seinen Fensterreihen in majestätischer Erhabenheit dem Auge, ebenso das hohe Torgebäude mit seinen Türmen; ganz nahe vor uns links über das tiefe Felsental hinweg schauen wir die im Abendrot glühende „Alte Burg“, und in grauser gähnender Tiefe den brausenden Waldbach. Auf dem lang hingestreckten Felsenriffe des Riesengrabes (Hügel) schwanken zitternde Birken und über den in die Glut der Abendsonne getauchten fernen Bergen schwimmen, mit goldenen Säumen rings umwirkt, im Athermeer sanfte Wolkensäume. — Der Abend naht. Immer dunkler wirds im Tale, die Wolken steigen höher, ihre goldenen Säume sind ver-

glommen, aber das Silber des Abendsterns quillt strahlend aus ihnen hervor. Feuchte Nebel beginnen aus dem Tale aufzusteigen, ihre Geisterschwingen umflüstern auch uns, und der nicht mehr scheue Uhu schwebt in kleinen Kreisen um das Riesengrab: da tönen zum Gebet rufend die Abendglocken aus der Ferne herauf und mahnen uns zu stiller Andacht.

Noch herrlicher zeigt sich uns dies Bild zur Herbstzeit, wenn der Wald im bunten Schmuck des sich in allen Nuancen färbenden Laubes vor uns steht. Die aus Nadel- und Laubholz gemischten Waldbestände an den Bergabhängen dieser romantischen Talschlucht, bietet dann ein Schauspiel von entzückender Schönheit. An der Zusammensetzung der Waldbestände beteiligen sich Buchen, Hainbuchen, Steineichen, Ahorn, Birken, wilde Kirsch- und Birnbäume, Vogelbeerbaum, Kastanien, Eschen, Linden, Ulmen, Kiefern, Fichten, Tannen und Eiben in reicher Abwechslung. — Nach kalten Herbstnächten wallen feuchte Nebel über das Tal, die unter den warmen Strahlen der Mittagsonne wieder zerrinnen. Ein wolkenloser Himmel spannt sich über die Landschaft, und laue Lüfte, in denen die weißen Fäden der Wanderspinne schweben, ziehen über den Talgrund. Die dann eintretende Verfärbung des Laubes zeigt im Glanz der milden Herbstsonne einen überraschenden Reichthum von Farbentönen, die das beschauende Auge zur Bewunderung hinreißt. Von dem Schwarzgrün der Fichten bis zum Scharlachrot der Kirschen und Kastanien, von dem mannigfachen Gelb der Buchen bis hinauf zum Goldgelb der Birken und dem Orange der Eschen erscheint der Wald auf einem verhältnismäßig beschränkten Raume mit allen Farben des Regenbogens in der vielfältigsten Abwechslung geschmückt. Und alle diese Farbentöne sind in der mannigfaltigsten und anmutigsten Weise verteilt; hier scheinen dunklere Flächen von hellen breiten Bändern und schmalen gewundenen Streifen durchzogen, dort ist der Waldbestand gemäsigt gesprenkelt, dort wieder leuchtet auf grünen Grunde die Feuerfarbe einer einzelnen Rotbuche oder die Krone einer in den Föhrenbestand eingesprengten einzelnen goldgelb schimmernden Birke auf. Zwischendurch blinken die roten Beeren der Eberesche, des Vogelbeerbaumes, der Eibe gleich eingestickten Korallen in den bunten Waldteppich. Nur kurze Zeit währt diese Farbenpracht, aber sie wird von Tausenden bewundert. Wenige Wochen später braust der kalte Nordwind über die Berghöhen, schüttelt all das rote, violette, gelbe und braune

Laub von den Bäumen, wirbelt es über den Boden und weht es an Windfängen zusammen. Friedliche Stille lagert sich dann über den tiefen Waldgrund, aus dessen Baumkronen kein Lied der Vöglein mehr erschallt, und über dessen Baumwipfeln kein Falter mit farbigen Schwingen mehr von Ufer zu Ufer flattert. Durch die gelichteten Bäume zeigt sich das Trümmergestein der „Alten Burg“ dem Auge deutlicher und rechtsseitig wird neben Walddunkel der Grabestempel der Fürstensefamilie sichtbar. In die stille Bewunderung mischt sich das ernste Bedenken an die Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit und Herrlichkeit. Nur wenige Wochen noch und die weiße Schneedecke bedeckt die reizende Landschaft! Immer aber, wenn wir dieses mit Naturschönheiten bevorzugte Fleckchen Erde betrachten, sei es in der Morgensonne des Frühlings, in der Mittagssonne des Sommers, im Abendglühen des Herbstes oder in einer mond hellen Winternacht, da neben dem Gestirn des Himmels auch die von fern blinkenden Lichter in den Dörfern der Ebene die Landschaft verschönen: zu jeder Zeit entringt sich aus der empfindenden Brust der Ausruf: „Wie schön bist du, o Fürstenstein!“

Fürstenstein.

Da liegst du nun in hehrer Schöne,
Ein Wunderwerk der Schöpfermacht!
Des Waldes reiche Farbentöne
Erhöhen deine Zauberpracht.
In deinen Anblick tief versunken,
Auf steiler Höhe ganz allein,
Ruf ich begeistert, wonnetrunken:
Wie schön bist du, o Fürstenstein!

Sa, schön bist du in jedem Kleide,
Das die Natur dir hold verleiht,
Im jungen, frischen Benzgeschmeide
Gleich wie im Schmuck der Rosenzeit.
Selbst wenn in winterlicher Hülle
Dein viel geästet Reich erglänzt,
Bleibt deines Reizes hohe Fülle
Um nichts geschmälert, unbegrenzt.

O, rühmt der Alpen Seen u. Schluch-
Thüringens sagenreichen Gau, [ten,
Des Nordens meerumspülte Buchten,
Des Harzes wildromant'schen Bau,
Das Tal am Elb- und Donaustrande,
Den weinbekränzten Vater Rhein, —
Rühmt, was ihr wollt in jedem Lande,
Es gibt doch nur ein Fürstenstein!

Wie herrlich schlingt in kühnen Bogen
Sich rings der „Grund“, hier breit,
dort schmal!
Welch unaufhörlich Rauschen, Wogen
Belebt dies wundervolle Tal!
Da klimmt an schroffen Felsenhängen
Der Bäume schlanker Wuchs empor,
Darunter sproßt in Riesenmengen
Ein reicher, duft'ger Blumenstör.

Geborgen unter dichten Blättern
Säht Vöglein singend traute Raft;
Behend mit lust'gen Sprüngen klettern
Eichhörnchen hier von Ast zu Ast.
Sieh friedlich dort die Rehe äßen
Auf lichtem Platz am Waldesraum!
O, wieviel Tausend froher Wesen
Erfreuten sich in diesem Raum!

Vom Lusthauch mild umfächelt schauen
In dieses lebensfrohe Sein
Die ernstesten, stummen, altersgrauen,
Bemoosten Felsenhäupter drein.
Und unten tief braust in Kaskaden
Wildschäumend fort der „Sellebach“;
Da tanzen liebliche Najaden
Den Reigen unter'm grünen Dach.

Und frei, in hoheitsvoller Würde
Erhebt sich kühn das „Fürstenschloß“,
Es trägt die feste, stolze Bürde
Jahrhunderte der Felskolosß.
Auf hoher Warte zeigt den Blicken
Sich rings der Berge mächt'ger Kranz,
Da grüßt das Auge voll Entzücken
Die Ebenen des Schlesienslands.

Links drüben thront in schlichten Nesten,
Von Wein und Epheu überrankt,
Die „Alte Burg“, die hohen Gassen
Ihr einstiges Entsteh'n verdankt.
Geschwunden sind die alten Sitten,
Die schönen Tage längst dahin,
Da im Turnier hier Ritter stritten
Vor Preußens schönster Königin.

O könnt ich doch mit Worten schildern,
Dich, Fürstenstein, so im Gedicht,
Wie hier in lebensvollen Bildern
Der Mund des Schöpfers zu uns spricht:
Mögst du durch alle Zeiten dauern
Als Schlesiens schönster Edelstein,
Und stets von sinnigen Beschauern
Bewundert und gepriesen sein!

E. Becher.

* * *

5. Sagen von Fürstenstein.

Die Prophezeiung.

Als einem der früheren Besitzer der Alten Burg zu Fürstenstein ein Töchterchen geboren wurde, zog ein schweres Gewitter herauf und blieb drei Tage über der Burg stehen. Sterndeuter weis sagten, das Ritterfräulein werde vor ihrer Verheiratung vom Blitz erschlagen werden. Es wuchs zu einer schönen Jungfrau heran, die viele Freier fand. Im festen Glauben an die Erfüllung jener Prophezeiung lehnte sie jedoch alle Bewerbungen ab. Als aber der Rechte kam, konnte sie ebensowenig widerstehen wie ihre Schwestern. Nach mehreren Zurückweisungen seiner Werbungen sagte sie endlich „ja!“, hoffend, daß die böse Prophezeiung sich nicht erfüllen würde. Ohne Unfall kam der Hochzeitstag heran. Schon hatte die glück-

liche Braut den Wagen bestiegen, der sie mit dem Bräutigam zur Trauung fahren sollte, als ein Unwetter von außerordentlicher Heftigkeit ausbrach, so daß sie aussteigen und auf besseres Wetter warten mußten. Jedoch unaufhörlich zuckten die Blitze und krachten die Donner, wiederholt schlug es in die Burg ein. Drei Tage stand das Wetter wie festgebannt über dem unseligen Hochzeitshause. Wiederholt wollte sich die Braut dem Schicksal opfern, nur die Bitten der verzweifelten Eltern hielten sie zurück. Jedoch am Abend des dritten Tages riß sich die Unglückliche los, eilte auf den Burghof und rief dem noch immer unheimlich tobenden Wetter zu: „So nimm denn dein Opfer!“ Kaum hatte sie das gesagt, so streckte ein Blitzstrahl die Jungfrau nieder. Das Unwetter verzog sich nun bald und heiterer unschuldiger Himmel blaute über der alten Vorstinburg, dem Schauplatze eines düsteren Schicksaldramas.

Jos. Urban, Rektor.

Mutterliebe.

Auf der Vorstinburg lebte einst ein Ritter, der seine Frau ohne ihre Schuld verstoßen hatte. Als sie aber hörte, daß ihre Kinder an den Blattern erkrankt seien, eilte sie herbei und pflegte sie bis zur Genesung, trug aber den Todeskeim davon.

Wassernixe und Wunderblume.

Vor vielen, vielen Jahren lustwandelten zwei junge Mädchen von blühender Schönheit am Hellebach im Fürstensteiner Grunde. Sie freuten sich über die Schönheit der Natur, über die frischen Waldblumen und den rauschenden Talbach. Der Burggraf, der ihnen begegnete, fand Gefallen an ihnen, begrüßte sie freundlich und führte sie zu den Dienerinnen in sein Schloß. Die Mädchen aber entflohen. Sie wurden auf der Flucht erfaßt und durch einen Zauberspruch verwandelt. Während eins von ihnen als Wassernixe in der Tiefe des Grundes verweilen mußte, ohne jemals in die Höhe steigen zu können, stand das andere als liebe Wunderblume festgebannt auf der Höhe eines einsamen Felsen, von dem es nicht herabsteigen konnte. Mehr als hundert Jahre dauerte diese Verbannung und Trennung der Schwestern. Da geschah es, daß wieder einmal zwei Mädchen, aber begleitet von einem jungen Ritter, auf dem Wege durch den Grund lustwandelten und sich an der Schönheit der Natur ergößten. Es war ein heißer, schwüler Sommertag und sie beehrten nach einer Erfrischung. Da erschien plötzlich die Wassernixe vor ihnen und reichte erquickenden Trank. Als Lohn dafür begehrte sie die Erlösung und Befreiung ihrer Schwester auf der steilen Höhe. Der junge Ritter wagte es. Trotz großer Schwierigkeit vermochte er den Fels zu ersteigen und die Wunderblume von der Höhe in das Tal zu verpflanzen. Dadurch wurden die Geschwister vom Banne erlöst und sie wieder vereint.

Das Gold im Bache.

Vom Hellebach erzählt man sich, daß er Gold enthalte. Eine alte Chronik berichtet: „Es hat beim Fürstenstein einen Steig, den heißt man den Diebessteig, folge dem nach, so findest du ein Wasser, die Schießmalz genannt, gehe an dem Wasser hinauf an einen alten Graben, so vor Zeiten ein Mühlgraben gewesen, folge demselben nach, so kommst du an ein Wasser und in demselben Wasser sein grüne Körner, derselben Körner habe ich selber gewaschen und in drei Tagen um 40 Gulden. Die Körner sind nichts anderes als natürliches Gold.“

Die heiligen Gärten.

Zwischen der Stadt Freiburg und der Dammershöhe lagen einst die „heiligen Gärten“ der Heiden. An dieser alten heidnischen Kulturstätte erhob sich nach Einführung des Christentums ein Bollwerk; es wurde später beseitigt. Von diesem Orte (Freiburg) heißt es: Ein Besitzer des Fürstensteins ließ dort seine Herden weiden, weil es in den Bergen an Futter mangelte. Der Herr der Gegend aber untersagte dies, denn niemand durfte das heilige Gebiet verletzen oder benutzen. Als sich nun der Hirt nicht an das Verbot kehrte, erschlug ihn jener. (Diese Sage erinnert an den Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht.)

Die beiden Nymphen.

Ein Herr von Hohberg, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Herrschaft Fürstenstein regierte, saß an einem schönen Sommertage auf der nach dem Grunde zu gelegenen blumengeschmückten Seite seines Schlosses. Von hier aus überschaute er die Schönheit des Grundes und seiner Umgebung. Er ließ das Grün der bewaldeten Höhen, das Rauschen des Waldes und das Murmeln des Talbachs wohlthuend auf sich einwirken. Als guter Wirt und Regent seines Besitzes beschäftigten seine Gedanken sich gern und viel damit, wie er seine Herrschaft in ihrer Entfaltung fördern könne. Und so war es auch heute. Seine Gedanken führten ihn aus der Gegenwart in die Vergangenheit und in die Zukunft. Dabei schlief er ein und sein Hofnarr wachte neben ihm.

Dem Besitzer träumte, er ginge im Grunde zur Seite des Wassers aufwärts spazieren. Unterhalb des Schlosses zeigte dieses sich ihm als schlichtes Wohnhaus in altertümlicher Bauart. Vor seinen Augen stieg plötzlich aus dem Hellebach eine Nymphe in lichter Gestalt mit einer Grafenkrone auf dem Haupte. Zu ihm sich wendend überreichte sie ein Gefäß mit kristallklarem Wasser und munteren Fischlein, das sie aus dem plätschernden Bache geschöpft hatte. Als er danach greifen wollte, zeigte die Nymphe auf das Schloß und verschwand.

Vierhundert Schritte weiter oberhalb sah er eine zweite Nymphe aus dem Wasser aufsteigen. Sie trug eine Fürstenkrone auf dem Haupte und überreichte ihm ebenfalls ein Gefäß mit Wasser, das sie aus dem Bach geschöpft hatte. Das Wasser aber war schwarz und schmutzig. Auf dem Boden des Gefäßes jedoch blinkte ein Goldstück. Die Nymphe zeigte auf das Schloß und verschwand. Der Graf blickte im Traum auf das Schloß und dasselbe erschien ihm palastartig in der Schönheit einer fürstlichen Residenz.

Als er erwachte, dachte er über die Bedeutung des Traumes nach; er erzählte ihn seinem klugen Hofnarren und befragte diesen um die Deutung. Derselbe antwortete: Gegenwärtiges und Zukünftiges wird im Traume offenbar. So lange die Güter des herrschaftlichen Besitzes von ihrer Oberfläche Gewinn abwerfen, wird das Schloß in seiner Schlichtheit, der Bach in seiner Reinheit erhalten bleiben und die Umgebung des Schlosses in paradiesischer Schönheit sich zeigen! — 400 Jahre später werden reiche unterirdische Schätze der gräßlichen Güter gehoben werden. Vom hohen Gewinn derselben wird das Schloß zu einem fürstlichen Palast umgewandelt werden, in dem fürstliche Gäste wohnen und verkehren. Die Umgebung des Schlosses aber wird durch schmutziges Wasser des Talbaches an paradiesischer Schönheit verlieren.

Ulber.

Der schwarze Pudel.

Auf dem Schlosse zu Fürstenstein lebte vor hundert und aber hundert Jahren ein Graf Hochberg, der war ein gütiger Herr und deshalb bei allen Leuten der Umgegend sehr beliebt. Er war auch ein kunstfönniger Herr. Als solcher zeigte er besonders eine Vorliebe für Kunstwerke der Bildhauerei. Im Vorhofe seines Schlosses ließ er eine Reihe allegorischer Figuren, aus Stein gehauen, aufstellen, desgleichen auch an mehreren Stellen am Wege durch den Grund. Er that es, nicht allein um seinen Kunstfönn zu befriedigen, sondern auch um die Umgebung seines Schlosses zu zieren und dem Publikum, das sich an Schönheiten der Natur erfreuen wollte, Gelegenheit zu geben, auch an Werken der Kunst sich zu ergötzen. Sein heißester Wunsch war es, diese Kunstdenkmäler erhalten und vom Publikum geschont zu sehen.

Kurze Zeit nach dem Tode des Grafen bemerkten die Bewohner Fürstensteins, daß ein schwarzer Pudel allnächtlich vor dem Schloß und im Grunde seine Umtriebe hielt. Der herrenlose, unbekante Hund umkreiste mehreremal den Schloßhof und durchstreifte dann den Grund, ohne den Leuten, denen er in nächstlicher Stunde begegnete, etwas zu leide zu tun. Im Föhrenwald verschwand er des Nachts. Man sagte von ihm, er habe die Kunstgebilde zu bewachen und sie vor beschädigendem Frevelmut zu beschützen. Dennoch geschah es, daß die Statuen, die an der Seite des

Grundes aufgestellt waren, von roher Hand zerschlagen wurden. Von da ab sah man den Pudel nicht mehr. Er soll sich, wie die Sage erzählt, vom Riesengrabe aus in die Fluten des Hellebaches gestürzt haben, weil die Menschen die Schönheiten der Natur und der Kunst, wie auch die Güte wohlwollender Herren nicht zu würdigen verstanden. Die Reste eines zerschlagenen Bildnisses werden noch heute im Fürstensteiner Grunde hinter dem Felsentor abwärts links an der zweiten Wegbiegung vorgefunden. —

Eine andere Mitteilung sagt: An der Schwarzen Brücke, die sich auf dem Wege zwischen Fürstenstein und Schweizerei Polsnitz befindet, läßt sich zu mittlernächtiger Stunde ein Hund mit glühenden Augen sehen.

Gregor.

Das Kind des Grafen.

Am Ausgange des Fürstensteiner Grundes, auf einer kleinen mit Strauchwerk bewachsenen Insel, die in einem jetzt wasserleeren Teichbecken sich erhebt, ruht auf erhöhtem Fundament in steinernem Sarkophag ein aus Sandstein künstlich dargestelltes Knäblein schlafend auf einem Kissen. Von ihm erzählt die Sage: „Die Bonne des Kindes, der vom Grafen von Hochberg die Aufsicht über dasselbe übertragen war, habe hier mit dem Kinde gespielt und dann Blumen suchend das Kind sich selbst überlassen. Dasselbe habe sich im unbewachten Augenblick dem Teichwasser genähert und sei vom steilen Ufer hineingeglitten und ertrunken.

In Wahrheit ist die Bonne unschuldig und die Tatsache eine andere. Die Inschrift, die den Sarkophag umsäumt, berichtet: „Dem Tage der Ernte gesät 31. 12. 1795. Im Keime der Erde wieder entnommen d. 1. 1. 1796. (S. S. IX. 31. 12. 1802 † 2. 11. 1803.) Die Meldung betrifft den erstgeborenen Sohn Hans Heinrich VI., der, obwohl gesund und kräftig, am zweiten Tage angeblich am Schlagfluß starb. Sein nachgeborener Bruder starb auch im Alter von 10 Monaten. Es lag der Verdacht nahe, daß eine Versäumnis der aufwartenden Personen vorläge. Die Gräfin gebar in Rücksicht hierauf ihr drittes Kind in Berlin. Dasselbe blieb am Leben.

Hellebach und Riesengrab.

Seit langer Zeit rauscht im Grunde der Höllestrom (Hellebach), während auf der Höhe seiner steinigen Ufer ein Riese tobte. Des Nachts verließ er seinen Lieblingsitz auf der über der graufigen Tiefe vorspringenden Felsennase und „scheuchte“ umher, wobei er mächtige lockere Felsstücke mit Donnerkrachen in den Strom hinabrollte. Einst aber fand er durch einen Sturz von steiler Höhe seinen Tod im gähnenden Schlunde.

Des Riesen Grab oder das Riesengrab nennen daher heute noch viele Leute die Vertiefung des Grundes nahe am Schlosse. Andere be-

zeichnen damit den von der linken Talseite dem Schlosse gegenüber gleich einem riesigen Grabeshügel sich zum Grunde hinabsenkenden Felsrücken.

Diese Sage deutet auf die Vernichtung des Heidentums. Der Höllebach (Hellebach) gleicht dem Strome der „Unterwelt“. Der Riese versinnbildlicht „das Böse“, das in der Unterwelt (dem gähnenden Schlunde oder Riefengrabe) seine Vernichtung findet. —

Die Irrfahrt.

Ein Bauer aus Liebichau fuhr an einem späten nebligen Herbsttage mit seiner Familie zu seinem Bruder in Polsnitz zum Kindtaufen. Eine fröhliche Gesellschaft fand sich dort zusammen. Mancherlei Segenswünsche wurden dem Täufling auf den Lebensweg mitgegeben. Der Vater des Kindes sagte: „Wenn im Leben des Kindes Gott sein Führer bleibt, dann kommt es wohlbehalten an sein Lebensziel!“ Der Pate, sein Bruder, der gern zu Spott neigte, erwiderte darauf: „Das geschieht, wenn jeder selbst die rechten Wege wählt!“ Am Schluß des Festes zu später Nachstunde setzte sich der Pate mit den Seinen zur Heimfahrt in den Wagen. Die Festgenossen, die diesen umstanden, riefen den Scheidenden zu: „Gott führe Euch glücklich!“ Der Pate antwortete: „Gott fährt uns nicht, aber der Kutscher und der kennt die Wege!“

Die Fahrt ging in finsterner Nacht durch den Fohlenbusch dem Liebichauer Wege zu. Die Gesellschaft blieb in lauter Unterhaltung. Der Kutscher hörte aufmerksam zu. Dabei verfehlte er die Wegbiegung und fuhr, ohne es zu merken, gradaus in den Parkweg, der zum Fürstensteiner Grunde führt. Nach kurzer Strecke — ein Sturz — ein Krach. Der Wagen hing mit dem Pferde am Abhang des Grundes an einem Baum, der die Deichsel zerschellte und den Wagen vor weiterem Sturz aufhielt. Der Kutscher schoß von seinem Sitz kollernd den Abhang hinunter in die Tiefe, wo ihn das Strauchwerk vor noch tieferem Falle schützte. Der Bauer und die Seinen erlitten nur leichte Verletzungen. Mit Aufbietung starker Menschenkräfte konnte das Gefährt erst im Morgenrauen wieder in den rechten Weg gehoben werden. Der Spötter aber bekannte: „Der Kutscher hat durch Irrfahrt uns ins Unglück gebracht, doch Gott hat uns glücklich erhalten!“

Ulber.

Verfolgungswahn.

Vor langer Zeit wohnte in einem schlichten Parkhause zu Fürstenstein ein junger Lehrer mit seiner alten Mutter. Er hatte die Kinder der Schloßbeamten zu unterrichten und vollführte sein Amt mit großer Gewissenhaftigkeit und Treue. Er besaß einen frommen Sinn, ein tiefes Gemüt und eine weiche, empfindsame Seele, so daß er sich vor jeder Sünde hütete und bestrebt war, sein Gewissen rein und seine Ehre fleckenlos zu

erhalten. Weil er fürchtete, unbewußt vor seinem Gott oder den Menschen sich zu versündigen, achtete er mit peinlicher Sorgfalt auf alles, was er dachte, redete oder that. Dabei hatte er die Neigung, alles, was die Menschen von anderen erzählten, auf sich selbst zu beziehen, sowohl das Böse wie das Gute. Niemandem konnte er wehe thun, niemanden ärgern oder kränken. Seine Liebe zur Natur ließ ihn deren Schönheiten innigst empfinden. Jederzeit ließ er sich daher bereit finden, die Besucher von Fürstenstein auf die Herrlichkeiten der Umgegend hinzuweisen, und für Betrachtung derselben ein Führer zu sein. Eines Tages stand er mit zwei Freunden in reger Unterhaltung vor dem Teiche am Ausgange des Salzgrundes. Unermittelt sagte der eine: „Alle Schuld rächt sich auf Erden!“, der andere: „Manche Menschen finden im Wasser ihr Grab!“ Diese ohne inneren Zusammenhang arglos leichthin gesprochenen Worte mit ihrem dunklen Sinn übten auf den jungen Mann einen beunruhigenden Eindruck aus. Nach Eigenart seines Wesens bezog er die Worte, nach deren Sinn und Bedeutung er nicht zu fragen wagte, auf sich selbst. Von nun an wurde er unruhig und unsicher in seinem Innern. Der Gedanke: „Bin ich ein Schuldiger, ein Sünder?“ „Soll ich im Wasser enden?“ wollte ihn von nun an nicht verlassen. „Wie und wo habe ich gesündigt?“ „Wird Gott ein Rächer sein?“ so fragte er sich täglich. Argwohn und Mißtrauen zogen in seine Seele. Er verlor das Vertrauen zu sich selbst, seine Entschließungen litten an Unsicherheit. Steter Zweifel, ob das, was er thue, auch recht sei, quälte seine Seele. Die Blicke der Mitmenschen, auch die seiner Freunde, schienen ihm nicht mehr so freundlich als sonst, scheu wich er ihnen aus und suchte einsame Wege. Jedes freundliche und scherzende Wort der Mitmenschen und Mitbeamten dünkte ihm ein Vorwurf, eine Anklage, er dünkte sich in seinem Gewissen belastet und an seiner Ehre besleckt, ohne zu wissen, woher. Solche Unruhe und Ungewißheit machte seinen Geist wirr und krank; er wähnte sich verachtet und verfolgt. Gütiges Zureden der Mutter und Freunde blieb fruchtlos. Im Verfolgungswahn jagte und irrte er wie ein gehehres Reh tagelang in der Umgebung von Fürstenstein umher und war bald hier, bald dort, immer scheu ausweichend, auf den Parkwegen des Grundes und auf der Höhe, in der Nähe des Schlosses und der alten Burg zu schauen. Eines Tages sah man ihn im Abenddunkel auf der Höhe der Teufelskanzel und danach auf der Spitze des Schützenplatzes stehen, als wollte er sich zur Tiefe hinabstürzen. Am nächsten Morgen fand man seine Kleider am Rande des Bleichteiches, ihn selbst tot im Wasser schwimmend. Sein Tod wurde von jung und alt tief beklagt und bedauert. Niemand aber, auch die Sage nicht, weiß zu berichten, ob eine geheime Schuld seine Seele belastete, oder ob allein der Argwohn seines tief veranlagten Gemüthes ihn in den Tod getrieben hat.

Seibf.

Die Abendglocke.

Abends um 10 Uhr wird auf dem Schlosse in Fürstenstein noch heute geläutet. Dies geschah im Mittelalter in den meisten schlesischen befestigten Orten und um 1800 herum zuletzt noch in Brieg, wo es inzwischen auch abgeschafft worden ist. Dieses Läuten bildete für die außerhalb des Ortes weilenden Einwohner das Zeichen, daß um $\frac{1}{4}$ 11 Uhr die Tore geschlossen werden und sie sich beeilen mußten, bis zu dieser Zeit in die Stadt zurückzukehren. Um $\frac{1}{4}$ 11 Uhr wurden dann die Tore geschlossen und niemand wurde mehr herein gelassen.

Endemann.

Der Zweikampf.

Einstmals weilten in Fürstenstein zwei Brüder als Gäste; sie verliebten sich beide in eine und dieselbe Dame, gerieten ihretwegen in Streit und fochten deshalb einen Zweikampf abends um 10 Uhr auf dem Riesengrabe aus, in dem beide Kämpfenden fielen.

Matschin.

Die befreite Schwester.

Die Sage erzählt: Auf dem Riesengrabe wohnte ein Riese, der sich in die Schwester eines zu Polsnitz wohnhaften Försters verliebte und sie raubte. Dem Bruder der Geraubten gelang es später, den Riesen zu erschließen und die Schwester zu befreien.

Matschin.

Quer durch den Grund.

Die Bewohner des Neuen Schlosses Fürstenstein standen vor Zeiten mit denen der Alten Burg in regem Verkehr. Sie vermieden den weiten Weg um den tiefen Grund und wählten den zwar schwierigen aber kurzen Weg quer durch den Grund. Auf der östlichen Schloßseite, nahe dem Garten-Pavillon, stiegen sie zum Grunde hinab, über die aus dem Sellenbach hervorragenden Steine hinweg auf die andere Uferseite des Baches. Von hier aus, gegenüber dem Schlosse, führte auf dem mäßig ansteigenden Rücken des Riesengraves, teils gestuft, teils gebahnt, ein Fußsteg über Felsstücke in den Weg auf der Höhe, der zur Alten Burg führt. Schwierig war auf der rechten Seite des Baches, weil sehr steil, der Aufstieg zum Neuen Schlosse. Um den Fußpfad nicht an Fremde zu verraten, wurde er meist in mondhellern Nächten und auch in frühen Morgenstunden begangen. Noch heute ist auf dem Gegenüber des Schlosses dieser betretene Fußpfad erkenntlich und auffindbar.

*

Verschwundene Burgen

im Kreise Waldenburg.

Außer der Seite 93 beschriebenen Lauersburg sind als solche zu nennen: Die Erlenburg bei Nieder-Tannhausen, die Burgen im Goldenen Walde bei Dittmannsdorf und die Burg zwischen Neugericht und Wüstewaltersdorf.

In Nieder-Tannhausen erhob sich die Erlenburg unweit der kathol. Kirche auf dem Gelände des benachbarten Bauernhofes. Als Wehranlage mag sie von nur geringer Bedeutung und von nur geringem Umfange gewesen sein. Vielleicht war sie nur ein bewohnter Wart-Turm, mit einer Ringmauer umgeben. Im vorigen Jahrhundert noch sollen Trümmer von verfallenem Gewölbe, Skulpturen u. a. gefunden worden sein. Erdsenkungen in ihrer Nähe lassen annehmen, daß die Wehranlage von einem Wall umgeben war, oder daß vorhanden gewesene unterirdische Gänge eingefallen sind. — Um das Jahr 1600 wurde im Dorfe Erlensbusch der Kreischam nach Art eines befestigten Walles gebaut, daher er heute noch Wallkreischam genannt wird. Die Spuren eines ehemaligen Walles, der verfallen, sind an einzelnen Stellen der nahen Wiese noch erkennbar. Der heutige Gasthof erhebt sich auf den Grundmauern des alten.

Im „Goldenen Walde“ unterhalb Dittmannsdorf sollen in alter Zeit zwei Burgen gestanden haben. Trümmerreste von ihnen sollen noch vor hundert Jahren zu sehen gewesen sein. Auch diese sind verschwunden und von ihnen erzählt nur noch eine Sage:

Der Wunderapfel.

Zwei Stunden hinter Schweidnitz erhob sich im goldenen Tal auf einer Anhöhe (Schloßberg genannt) das Raubnest des gefürchteten Raimund Goldfinger. Als ihm seine Gemahlin ein Töchterchen schenkte, wurde zur Taufe eine Brunnennixe geladen; sie hinterließ zum Angebinde einen Bisamapfel; an ihn knüpfte sich die Erfüllung mehrerer Wünsche. Nachdem der Ritter Witwer geworden war, gab er dem Kinde eine Stiefmutter. Da diese ihre Pflicht vernachlässigte, nahm sich die Pate des verlassenen

Kindes an. Später traf den Vater die Vergeltung für seine Wegelagerei. Die verbündeten Städte eroberten den Platz. Dank des wunderbaren Geschenkes der Fee entkam das Mädchen nach Böhmen und gewann die Liebe eines reichen Edelmanns; später besuchte sie als dessen Gattin nach Überwindung von Anfeindungen seitens der Verwandten ihres Gemahls mit Hilfe des Wunderapfels die verwüstete Heimat. —

Früher hieß dort eine Stelle „beim Kreuze“, angeblich zur Erinnerung an das Grab der Mutter, und eine Höhle, in der der Quellengeist erschienen sein soll, „unserer lieben Frauen Grotte“.
(Schätzke, Burgen und Schlösser.)

Auf einem jetzt bewaldeten Berge zwischen Neugericht und Wilschwitzsdorf soll die Falkenburg gestanden haben. Von ihrer Anlage ist jetzt nichts weiter zu sehen als ein Haufen Steine. Geschichtliches ist nichts über sie erhalten; nur die Sage: „Schuld und Sühne im Teufelstal“ (S. 79) erinnert an ihr einstiges Bestehen.

XII.

Benachbarte Burgen

im Kreise Landeshut

sind die Burgruinen zu Schwarzwaldau und Conradswaldau. Die Trümmer der ersteren befinden sich in der Nähe von Wiltgendorf auf einem aufgeworfenen Hügel inmitten einer sumpfigen Wiesenniederung. Es sind Spuren eines Rundturmes vorhanden, der die Gegend beherrschte. Spuren des Wandelfsteines sind auch noch ersichtlich, ebenso losgetrennte Stücke am Fuße des Turmes. Die moorige Umgebung gewährte der Burg insofern Sicherheit, als sie das Herannahen der Wurfgeschosse für eine etwaige Belagerung hinderte.

Die Burg wurde schon 1355 erwähnt. Von Bolko II. wurde sie erobert, dann soll sie Nickel Bolcze besessen haben. 1410 wurde Haus und Feste Schwarzwaldau dem Peter Zedlitz auf Maiwaldau verkauft; nach ihm war 1436 Menlin Burgult Besitzer der Herrschaft. 1450 kaufte sie Hermann v. Czeltitz, in dessen Familie sie nahezu 400 Jahre verblieb, sodann erwarb sie 1833 Freiherr von Zedlitz, der sie seinem Schwiegersohne Portatius überließ, zu dessen Familienbesitz sie noch heute

gehört. — Das nahegelegene Herrenhaus derselben ist vermutlich ursprünglich von Georg Czettrik (1572—1633) erbaut worden.

In der Nähe von Conradswaldau und Vogelgesang liegen die Trümmer einer ehemaligen Burg, einer Wehranlage, die den Weg nach dem Rässigtale zu sichern hatte. Bei ihrer meist sumpfigen Umgebung war sie sicher eine Wasserburg. Noch heute ist ein breiter, trockener, einst nasser Graben zu erkennen. Das noch vorhandene röllliche Mauerrechteck ist von ungeheurer Dicke. Die Anlage soll sogar eine Kapelle besessen haben, kann demnach ehemals nicht unbedeutend gewesen sein.

Burg und Herrschaft Conradswaldau scheint mit der von Schwarzwaldau in gleicher Besitzhand gestanden zu haben, denn auch sie ist von Bolko II. erobert worden, war später Jahrhunderte lang im Besitz der Familie von Czettrik (Nachkommen des Hermann von Czettrik), ist sodann auf den Freiherrn von Jedlitz-Neukirch und zuletzt auf Herrn v. Portatius übergegangen, in dessen Besitz sie sich noch befindet.

XIII.

Waldenburg.

Man ist leicht geneigt, von dem Namen einer Stadt auf deren Entstehung zu schließen. Bei manchen Städten stößt eine derartige Schlußfolgerung auch auf wahre historische Tatsachen, die sie als richtig gelten lassen. Wenn wir nun auch von der Stadt Waldenburg anlehnend an ihren Namen annehmen wollen, sie habe ihren Namen einer in einer früheren Zeit vorhandenen, nun längst verschwundenen Burg zu verdanken (wie dies ähnlich bei der nahegelegenen Stadt Freiburg der Fall sein soll), so können wir heute diese Annahme nicht mehr beweisen, da die allerälteste Geschichte der Stadt in dichten Schleier gehüllt ist; nur einzelne Sagen haben uns aus alter Zeit einige Mitteilungen überliefert, die wir hier nicht unbeachtet lassen, sondern den nachfolgenden Geschlechtern weiter erzählen wollen.

Ältere Bewohner von Waldenburg wissen sich aus ihrer Kindheit (Anfang des vorigen Jahrhunderts) noch zu erinnern, daß an der Stelle, wo heute die altlutherische Kirche mit Schule steht, ein von einem Wall umgebener, von einem Graben

umzogener freier Platz war, auf dem wildes Gesträuch und Gräser die letzten Reste längst verfallener Mauern überwuchert hatten. Dieser Platz wurde der „Wall“ genannt, und die Sage erzählt von ihm, daß hier einst ein einer Burg ähnliches Jagdschloß des Grafen Czetriz in Neuhaus gestanden haben soll.

Der erwähnte „Burgwall“ hat verschiedene Deutungen erfahren. Einzelne betrachten ihn als eine slavische oder den Slaven nachgeahmte Anlage, andere als ein vorhanden gewesenes Jagdschloß mit gesicherter Umgebung, wieder andere als einen Teil des früher bis an die Stadt heranreichenden weit ausgedehnten Parkes, der zum Schloß Waldenburg gehörte. Unzutreffend ist es aber in jedem Falle, wenn wir uns diese sogenannte Burg als eine Feste zum Schutze des Landes (wie Kynsburg, Hornschloß) vorstellen wollten.

Etwas Sicheres läßt sich, wie schon erwähnt, über die in Rede stehende vermeintliche Burg, wie auch über den Ursprung des Stadtnamens Waldenburg nicht anführen.

Die Sage ist jedoch so splendid, uns noch eine andere Veranlassung zur Gründung der Stadt und für Entstehung ihres Namens anzubieten. Sie sagt, daß der an der kathol. Marienkirche befindliche Brunnen, der in alter Zeit als wundertätige Heilquelle geschätzt worden sein soll, den ersten Anstoß zum Bau der Stadt gegeben habe. Wir lassen die Sage selbst erzählen.

Die wundertätige Heilquelle.

Einst befand sich Graf Czetriz von Neuhaus mit einem großen Troß seiner Leute auf der Jagd. Die Hunde hatten einen großen Hirsch aufgejagt, Derselbe wurde eifrig verfolgt, aber das Tier setzte mit solcher Schnelligkeit in den dichten Wald hinein, daß man bald seine Spur verlor. Der Graf, eifrig im Verfolgen, trieb mit Ungestüm seine Leute vorwärts. Mehrere der edlen Ritter wettkampften, die Spur des Wildes wieder aufzufinden und es zu erlegen. Nach vielem vergeblichem Suchen gelang es endlich einem Ritter, den Hirsch, der bis in die Nähe des Brunnens gekommen war, zu töten. Als sich das Tier in seinem Blute wälzte, sprang der Ritter vom Pferde, um ihm den Garaus zu machen, aber das Tier raffte noch einmal alle seine Kräfte zusammen und verletzete mit seinem Geweih des Ritters Wange. Das Blut des also verwundeten Ritters floß zu Boden und vermischte sich mit dem Blute des verendenden Hirsches. Entkräftet war der Ritter hingesunken und vermochte nicht, sich zu erheben, so groß war die Schwäche, die er durch den Blutverlust erlitten hatte. Ein

furchtbarer Durst quälte ihn und er flehte zur gnadenreichen Mutter Gottes um Hilfe — und siehe, sie hatte Erbarmen. Während er noch befele, hörte er nahe bei sich das Sprudeln einer Quelle. Mühsam schleppte er sich zu ihr hin, erquickte sich durch einen Labetrunk aus ihr und wusch mit ihrem Wasser seine Wunden. Gar bald fühlte er neues Leben in seine Adern wiederkehren und merkte, daß sein Blutverlust aufhöre. Das Wasser der Quelle hatte die Wirkung, als wäre heilender Balsam auf seine Wunden gegossen. Kaum mehr als dreimal hatte er seine Wunden mit dem wunderthätigen Wasser aus der Quelle gewaschen, so fühlte er nicht nur keinen Schmerz mehr, sondern die Wunde war im Heilen begriffen und seine Kräfte hatten wieder so zugenommen, daß er den erlegten Hirsch mit leichter Mühe umwenden, in sein Horn stoßen und die Jagdgesellschaft versammeln konnte. Dann aber kniete er bei der Quelle nieder und gelobte der heiligen Maria, an dieser Stelle eine Kapelle zu bauen und die Quelle in einen Brunnen zu verwandeln. Er erfüllte sein Versprechen, umkleidete die Quelle und baute über dieselbe eine kleine hölzerne Kirche, die er zu Ehren der Maria und zum Danke gegen dieselbe mit einem hölzernen Bildnisse zierte. Bald wurde die wundersame Kraft dieser Quelle berühmt und von nah und fern wallfahrteten Menschen, von körperlichen Leiden geplagt, hierher und fanden nicht nur Linderung ihrer Schmerzen, sondern kehrten, von innigem Dank gegen die Mutter Gottes erfüllt, gesund zurück. Die Anzahl derer, die zu dieser Heilquelle wallfahrteten, wuchs von Jahr zu Jahr. Und da oft solche Kranke sich dabei befanden, die gerne ihre völlige Genesung in der Nähe der Quelle abgewartet hätten, weil sie den weiten Weg nicht so oft zurücklegen konnten, so entstand eine Anzahl kleiner niedriger Hütten, unter denen die Kranken Schutz und Obdach vor dem Einflusse der Witterung fanden. Und um auch für die nötigen Bedürfnisse der Kranken zu sorgen, siedelten sich bald mehrere Handeltreibende hier an. Auf diese Weise ward der Grund gelegt zu einer Stadt, die in der Folge eine der blühendsten Handelsstädte im schlesischen Gebirge wurde.

Die von dem Ritter erbaute Marienkirche soll wie die heutige auf demselben Berge gestanden haben. Weil nun so viele zu ihr und dem Brunnen wallfahrteten, so soll der Ort den Namen „Wallenberg“ erhalten haben, aus dem später der Namen Waldenburg entstanden sein soll.

Obgleich damit kein gewisser Nachweis über Entstehung Waldenburgs und seines Namens geführt werden kann, lassen wir doch noch, hoffend Interesse dafür zu finden, verschiedene andere Sagen, die uns über Dinge und Geschehnisse aus alter Zeit berichten, hier folgen.

Wahre Liebe.

Unter denen, die sich in Waldenburg angesiedelt hatten, befand sich auch eine Jungfrau, die durch ihre Schönheit die Augen vieler Jünglinge auf sich zog. Die Sage nennt ihren Namen Santa Paola. „Schwarzes Haar, das in Locken über ihre Schultern in kunstlosem Schmuck herabwallte, ein volles, rundes Engelsangeficht mit echt römischer Nase, schwarze feurige Augen, blühende Rosenwangen mit schönen Grübchen, schöner schlanker Wuchs, ein feuriges Temperament, gleich dem einer Italienerin, ein netter Fuß, ein allerliebstes kleines Händchen, vereint mit lieblicher Anmut“ machten sie zur Göttin und Verehrerin vieler junger Männer. Sie war tugendsam und von unbeslecktem Wandel. Diese Santa Paola wurde von einem Jüngling, dessen Herz in Liebe für sie entflammte, leidenschaftlich verfolgt. Sie vermochte jedoch nicht, seine Liebe zu erwidern, denn sie konnte ihn nichts weniger als leiden, geschweige denn lieben. Wo er ihr auch immer begegnete und welche Versuche er auch machte, sie für sich zu gewinnen, sie suchte ihm jederzeit und allerorten auszuweichen. Ihre Sprödigkeit und Flucht reizte jedoch seine Begierde in höherem Maße. Einst, als sie zur Besorgung häuslicher Bedürfnisse von ihren Eltern weggeschickt wurde, verfolgte sie der Jüngling aufs neue. Sie suchte seine Annäherung zu meiden und floh geängstigt in jungfräulicher Unschuld in die Kapelle der heiligen Maria, wusch sich dort schnell mit dem Wasser der wunderthätigen Kapelle, umfaßte das Bild der Heiligen, inbrünstig zu ihr flehend, sie doch vor den argen Nachstellungen des Jünglings zu beschützen und sie für dessen Augen unkenntlich zu machen. Kaum hatte sie ihr Gebet beendet, so trat auch schon der Jüngling in die Kapelle ein. Aber o Wunder! — Was sie erbeten, war ihr gewährt, — Ein großer starrer Bart drängte sich um ihre Rippen und füllte ihr Sinn so dicht, daß der junge Mann, als er sie erblickte, zurückschauerte. Schon wollte er weichen, allein ihre unveränderte Kleidung ließ ihm die Zweifel sicherer Erkennung schwinden. Er erkannte sie, fiel ihr um den Hals, herzte und küßte sie und schwur ihr, daß er sie auch jetzt noch liebe. Und siehe, die Jungfrau, die noch vor wenigen Augenblicken einen so großen Abscheu und Widerwillen vor ihm gehabt hatte, gewann ihn so lieb, daß sie ihr getanes Gebet bereute und ebenso inbrünstig die heilige Mutter bat, den Bart ihr wieder abzunehmen und ihr die vorige Schönheit und Natürlichkeit wiederzugeben. Die Heilige hatte abermals Erbarmen und erhörte ihr und des Jünglings Flehen. Nachdem sie sich abermals mit dem Wasser der Quelle gewaschen hatte, verschwand das gewünschte Schutzmittel ebenso schnell aus ihrem Mädchenantlitz, als wie es vorher gekommen war. Bald war Santa Paola und der Jüngling das schönste Paar in Waldenburg.

Selbstverständlich unterlassen wir in pietätvoller Rücksicht für die durch die Zeit uns wert gewordene „Sage“ jede

kritische Untersuchung, inwieweit Wahrheit und Dichtung in ihr sich vereinigt haben und überlassen es jedem Leser, selbst den Maßstab der Glaubwürdigkeit an sie anzulegen.

Bestrafter Frevler.

Während des 30jährigen Krieges zogen kriegerische Sorden auch durch die Stadt Waldenburg, wobei sie raubten und plünderten. Ein rauher Krieger wagte sich mit schlechten Absichten sogar in das Marienkirchlein. Dort betrachtete er das wunderfätige Gnadenbild. Aber anstatt bei ihrem Anblick sich zu edler Gesinnung hinüberleiten zu lassen, schnitt er mit verbrecherischer Hand der hölzernen Pietra die Nase ab und verschandelte sie so auf rohe Weise. Bald jedoch traf ihn für seine Freveltat die Strafe. Am nächsten Tage schon ist er elendiglich gestorben und verdorben! —

Der Geschichtsschreiber Naso zieht aus dieser Geschichte folgende Lehre: Gott straft nicht nur diejenigen, die mit ihrer bösen Zunge die Heiligen lästern, sondern auch die, die ihre Bildnisse vorsätzlicherweise verunehren, nach seiner Gerechtigkeit und nach ihren Verdiensten mit zeitlicher und ewiger Strafe.

(Ein ähnlicher Frevler wird von dem Bilde der „schwarzen Madonna“ in Czestochau berichtet.)

Das eine möchten wir als weniger zweifelhaft hinnehmen, nämlich, daß das Marienkirchlein als eines der ersten und ältesten Gebäude ein Anziehungspunkt gewesen sein mag für Ansiedler, sich hier selbst sesshaft zu machen. Auf diese Weise mag das Kirchlein für das Wachstum der Stadt ehemals von Bedeutung gewesen sein. Vermutlich und vielleicht wahrscheinlich ist dasselbe eine Stiftung der Familie Schaffgotsch, die nachweislich im 14. Jahrhundert die Grundherrin von Waldenburg war und von der 1377 Ulrich der Ältere als Gründer der Kirche zu Adelsbach erscheint. Die Gründung des Kirchleins zu Waldenburg mag lange schon vor 1300 erfolgt sein, denn im Jahre 1305 zählt Waldenburg als Kirchspiel die Ortschaften Waldenburg, Weißstein, Hermsdorf, Dittersbach und Wüstegiersdorf, war also zu jener Zeit schon ein entwickeltes umfassendes Kirchspiel.

Es ist wohl anzunehmen, daß das Marienkirchlein in seiner ersten Gestalt keinem Prachtbau glich, sondern aus einfachen Schrotwänden von Holz und Lehm aufgeführt worden war. Erst später hat es den heutigen Steinbau in etwas räumlicher Erweiterung erhalten.

Um das Jahr 1372 wirkte in ihr ein Johannes als plebenus ecclesiae de Waldenberg und ums Jahr 1399 ein Pfarrer Petrus in Waldenberg zum Archipresbiteriat Schweidnitz gehörig. Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts war das kleine Kirchlein für die damalige Kirchengemeinde nicht mehr ausreichend, darum fand um diese Zeit (1440) die Erbauung der Pfarrkirche St. Michael, nahe der Friedländer Straße, statt, deren Kirchhof bis in das 18. Jahrhundert hinein als Begräbnisplatz diente, der dann außerhalb der Stadt, anstelle der heutigen kathol. Mädchenschule neben das Marienkirchlein und von dort im Jahre 1850 an die Bahnhofstraße außerhalb der Stadt verpflanzt wurde.

Völlig aus der Luft gegriffen scheint die Behauptung eines früheren Chronisten, daß die Errichtung eines Mönchklosters hauptsächlich zum Emporkommen der neuen Stadt beigetragen habe. Sie stützt sich auf folgende Sage:

Gründung eines Mönchklosters.

Die Sage erzählt: „Aus einem der nahen böhmischen Grenzdörfer kam am Tage Maria Himmelfahrt eine Prozession nach Waldenburg, um hier bei dem Gnadenbilde zu beten. Den Zug leitete der Pfarrer des Ortes und ihm voran wurde von zwei Chorknaben der gekreuzigte Erlöser getragen. Unter Absingung geistlicher Lieder waren sie bis in die Nähe Waldenburgs gekommen, als ein heftiges Gewitter sie überfiel. Sie befanden sich bei dessen Herannahen im Walde. Der Donner krachte fürchterlich und ein schrecklicher Wind durchheulte den Forst, alte Kieferstämme brach er wie dünne Ruten entzwei und die Natur schien mit sich selbst in einem furchtbaren Kampfe begriffen zu sein. Plötzlich geschah ein starker Schlag — das Feuer wälzte sich vor den Füßen der Wallfahrer und eine starke, wohl hundertjährige Tanne lag zerschmettert vor den Füßen des Priesters, ohne irgend jemanden geschadet zu haben, denn alle beteten inbrünstig zu Maria. In dieser furchtbaren Angst, die sich aller bemächtigt hatte, gelobte der Pfarrer, ein Kloster in Waldenburg zu bauen, in dem alle, die dorthin kämen, nicht nur Obdach, sondern auch für die Zeit ihres Aufenthaltes Nahrung finden sollten. Als das Wetter aufgehört hatte zu toben, brach die Sonne freundlich durch die Wolken, trocknete die Pfade und die durchnässten Kleider der Reisegesellschaft, welche letztere nun im Vertrauen auf den Schutz des Himmels ihre weitere Reise antrat. Glücklicherweise langten die Wallfahrer bei dem Gnadenbilde an, verrichteten ihre Gebete und kehrten wieder heim. — Der Pfarrer schien später des Gelübdes, das er in der Angst seines Herzens getan hatte, vergessen zu haben, denn er dachte nicht mehr daran, ein Kloster zu bauen. Doch die Himmlische, der

er es gelobt hatte, hatte des Gelübdes nicht vergessen. Und weil das Gelübde ein Werk betraf, das zum Wohle der leidenden Menschheit gestiftet werden sollte, so wurde der Pfarrer, dessen Name uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt hat, von einem höheren Wesen daran erinnert.

Als nämlich einst der Pfarrer kurz nach seiner Nachhausekunft in dem Gotteshause die Messe las, da erschien ihm in glänzendes Weiß gekleidet ein Engel mit drohender Miene. In der einen Hand hielt er das Modell eines Klosters, und in der anderen Hand zeigte er ihm sein Gelübde, geschrieben mit goldenen Buchstaben auf himmelblauem Grunde. Nachdem der Pfarrer sein Gelübde gelesen, verschwand der Engel und jenem blieb die Reue über sein vergessenes Versprechen. Sogleich faßte der Priester aufs neue den Vorsatz, sein Gelübde in Erfüllung zu bringen. Er sammelte unter seiner Gemeinde eine Kollekte, reiste damit nach Waldenburg, machte dem Grafen Georg von Czettritz auf Neuhaus, zu dessen Besitz Waldenburg damals gehörte, mit seinem Vorhaben bekannt und suchte um dessen Erlaubnis zur Gründung eines Klosters nach. Derselbe erlaubte nicht nur den Bau desselben, sondern versprach auch tätige Mitwirkung. Als bald begann der Bau des Klosters und zwar nach dem Ideale, das der Pfarrer in der Hand des Engels geschaut hatte. Einen großen Teil des Baues bestritt der Graf Georg von Czettritz aus seinen eigenen Mitteln. Bald fanden sich auch Mönche, die sich dem Dienste widmeten, die leidende Menschheit, so zum Besuche und Gebrauch der Quelle hierher kam, zu unterstützen und zu pflegen. Welchem der zahlreichen Orden diese mildtätigen Brüder angehört haben, hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt; doch so viel ist gewiß, daß diese Brüder viel Gutes dadurch gestiftet haben, daß sie nach den Worten des Herrn sich der dürstigen Brüder annahmen.

Der Pfarrer, der die Gründung des Klosters veranlaßt hatte, gab seine Pfarrstelle auf, trat in denselben Orden ein und wurde zum Prior des Klosters ernannt. Freilich war das Kloster auch nur aus Holz und Behm aufgeführt, aber es bot doch mehr Bequemlichkeit dar, als die niedrigen elenden Hütten, die rings um dasselbe standen.

Die Mönche sorgten nicht bloß für das leibliche Wohl derer, die in diesem Kloster einkehrten und hier eine gastfreundliche Aufnahme fanden, sondern sie ließen sich auch das geistige Wohl derer angelegen sein, in deren Mitte sie wohnten. Sie richteten regelmäßige Gottesdienste ein, die bis dahin gefehlt hatten. Bald faßte das kleine Marienkirchlein nicht mehr alle, die zur Gottesverehrung sich einsandten; die Anzahl der Bewohner Waldenburgs hatte sich schon ansehnlich gemehrt und es wurde daher eine größere Kirche notwendig.

Außer dieser Sage haben wir kein anderes äußeres Zeugnis von dem früheren Bestehen eines Klosters in Waldenburg. Alles, was davon erzählt wird, ist eben nur Sage

und Vermutung. Mehr geschichtlich verbürgt ist die Nachricht, daß der junge Ritter Georg v. Czettritz in Neuhaus die erste katholische Kirche in Waldenburg erbaut haben soll, deren Gründungszeit ins Jahr 1440 gelegt ist.

Vermutlich haben diese Sagen von Waldenburg dem wenig zuverlässigen schlesischen Chronisten Naso Anlaß gegeben, in seinem 1667 erschienenen „Phönix redivivus“ über Entstehung der Stadt Waldenburg folgendes zu berichten:

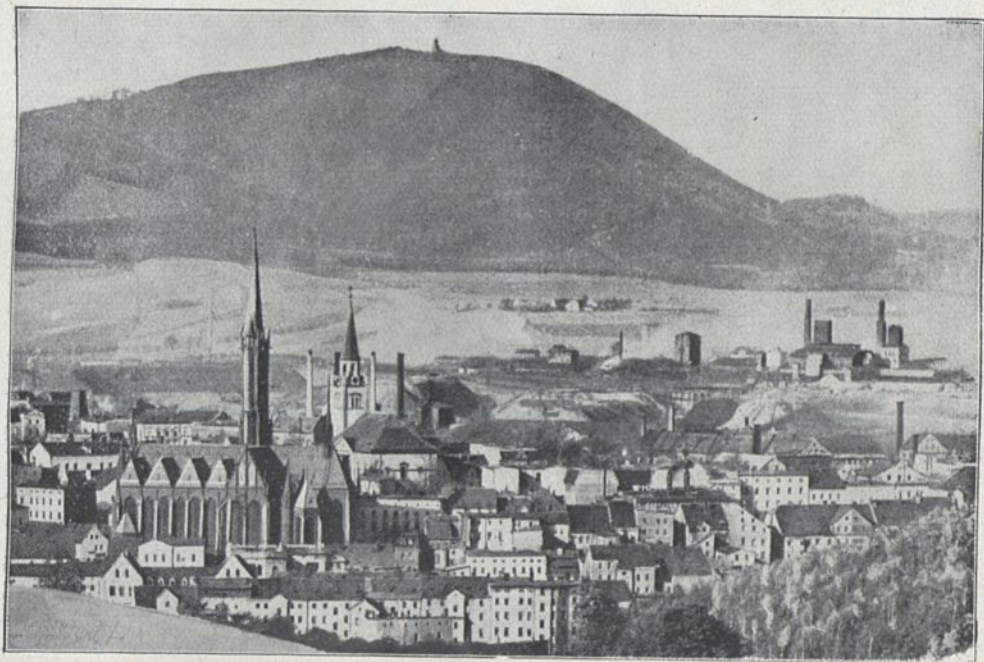
„Vor vierhundert / und fünff und siebenzig Jahren / war daselbst / wo anjeko Waldenburg gegründet / ein dicke Wildniß / worinnen nichts zu befinden war / als ein altes Jagd-Hauß / oder Burg / und auf einem Berglein / oder Hügel ein Kirchlein von Holz erbaut / welches noch bis auf den heutigen Tag hauständig erhalten wird.“

„Wie die alten Schriften bezeugen / soll vor Alters dahin eine volkreiche Walsfahrt gewesen sein / dannhero im Jahre 1191 viele Leute daselbst hölzerne Wohnungen erbauet / und von Jahr zu Jahr vermehret / bis der Ort einem Städtlein gleichförmig worden. / Ob nun der Name von dem Walde / und der alten Burg / oder von dem Walben / das heißt insgemein wal-fahren gehn / und dem Berge / worauf das Stadt-Kirchlein stehet / hergestossen / will ich meines Ortes keinen Ausspruch fällen.“

Wenngleich die angeführten Sagen und die Mitteilungen Nasos uns über Entstehung der Stadt Waldenburg und ihren Namen keinen sicheren Anhalt geben, haben sie dennoch hier Erwähnung gefunden, um sie der Jugend bekannt zu geben und für die Nachwelt zu erhalten.

Wir wenden uns nunmehr anderen Mitteilungen zu, die auf Grund wissenschaftlicher Forschung einen zuverlässigeren Aufschluß über Besiedelung des Kreises Waldenburg und Gründung des Ortes Waldenburg geben.

Der ganze Kreis Waldenburg, ehemals zum Fürstentum Schweidnitz und seinem landrätlichen Kreise gehörig, breitete sich südlich desselben über das dicht bewaldete Gebirge an der Grenze Böhmens hin aus und war im Jahre 1000 noch wenig bewohnt. Wir dürfen annehmen, daß die weitaus größte Fläche unseres heimatischen Kreises zu jener Zeit noch unbearbeiteter Boden war, der noch der tatkräftigen Besitznahme durch deutsche Ansiedler harrete.



Waldenburg mit Hochwald

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Besiedelung Schlesiens.

Zur Zeit der Völkerwanderung waren die germanischen Vandalen aus der Ebene Schlesiens westwärts gezogen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erfolgte eine Rückwanderung Deutscher aus Thüringen und Franken nach Deutschland. Herzog Boleslaus der Lange, der deutsche Art und deutsches Wesen kennen und schätzen gelernt hatte, veranlaßte die deutsche Kolonisation und unterstützte sie dadurch, daß er den deutschen Siedlern mancherlei wertvolle Rechte verlieh. Ebenso handelten seine Nachfolger Heinrich I., der Gemahl der heiligen Hedwig, und Heinrich II., der ruhmreiche Sieger im Mongolenkampfe bei Wahlstatt (1241).

Die deutsche Kolonisation des Schlesiens scheint jedoch durch den Mongoleneinfall nur eine vorübergehende Unterbrechung erfahren zu haben, war sie doch sogar bis an die Eingänge des hochgelegenen Waldenburger Berglandes vorgedrungen.

Besiedelung des Kreises Waldenburg.

Die älteste Urkunde unserer Waldenburger Heimat datiert vom Jahre 1221. Schon vor dem Einfallen der Mongolen besaß Salzborn deutsches Recht im Gegensatz zum polnischen. Dies beurkundet der gelehrte Stenzel in seiner Geschichte Schlesiens (p. 150): „Herzog Heinrich I. setzte im Jahre 1221 ein Dorf Budzow zu deutschem Rechte, wie die Dörfer um Salzborn aus und übergab es einem gewissen Menold als Schulzen.“ Diese Urkunde erhellt einigermaßen die in tiefes Dunkel gehüllte Urgeschichte der deutschen Besiedelung im Waldenburger Lande. Aus ihr erfahren wir, daß 1221 bereits Salzbrunn ein deutsches Dorf war, das mit etlichen Dörfern in seiner Nähe vom Landesherrn mit vorbildlichen Rechten begabt worden war, nach deren Muster auch andere Dörfer „ausgesetzt“ werden sollten. Deutsche haben also hier länger als zwei Jahrzehnte vor dem Mongoleneinfall gewohnt. Im Jahre 1228 bestätigt Herzog Heinrich I. von Schlesien die Schenkungen, die sein Notar dem Kloster Heinrichau gemacht hatte, worunter 100 Hufen großen Waldes nebst dem Eingeschlossenen, das Reichenau genannt wurde, dazu noch 50 Hufen in Qualgowitz (Quolsdorf).

Wir ersehen hieraus, daß wie am Salzbach (wahrscheinlich auch am Laisebach), so auch am Striegauer

Wasser deutsche Kolonisten flußaufwärts vorrückten, Wälder rodeten und Ortschaften anlegten. Gleichzeitig erfolgte auch die Urbarmachung des Reichenbacher Geländes. 1230 wird Pilawa (Peilau) und 1239 sogar ein Schulze von Peilau genannt.

Der hochgelegene Landeshuter Kreis blieb von der deutschen Einwanderung vorläufig noch unberührt. Aber 1290 wird bereits Adelsbach erwähnt.

Es darf wohl mit Gewißheit angenommen werden, daß die in der urkundlichen Notiz über das Vorhandensein des Dorfes Salzborn erwähnten Dörfer außer dem schon vorhandenen Polsnitz, Zirlau, Freiburg, auch die Orte Weißstein, Hermsdorf, Waldenburg, Dittersbach und Altwasser gewesen sind.

Das Jahr 1305 gibt uns die erste schriftliche Kunde von Waldenburg und seiner Umgebung in dem liber fundationis, worin es heißt: „Die Pfarrei Waldenburg hat zum Bistum Breslau eine Abgabe in angegebener Höhe zu zahlen.“ Neben Waldenburg werden darin angeführt: Weißstein, Ober- und Nieder-Salzbrunn, Adelsungsbach (Adelsbach), Lubichow (Liebichau), Hermannsdorf (Hermsdorf), Dittersbach, Reimerswalde (Reimswaldau), Michelsdorf, Blumerone (Blumenau), Bertholdiswalde (Bärsdorf), Thanus (Tannhausen), Hugisdorf (Hausdorf), Wüstendorf (Wüstegiersdorf), Sedlitzdorf (Sedlitzheide), Waltarivilla (Wüste-Waltersdorf). Außerdem werden genannt: Polsnitz, Freiburg, Seitendorf, Schenkendorf, Sillingsdorf (Schlesierdorf, vermutlich im Schlesiertal), Heinrichau, Ottosvilla (Ottodorf) und Lurkersdorf. Die letzten beiden Orte sind eingegangen, vermutlich im 30jährigen Kriege.

Aus diesem Verzeichnis (liber fundationis) sind Waldenburg, Salzbrunn und Freiburg als Pfarrorte mit Kirchen zu erkennen. Zu Waldenburg gehören Weißstein, Hermsdorf und Dittersbach und das ferngelegene Wüstegiersdorf. Zu Salzbrunn gehören außer Ober-Salzbrunn auch Liebichau. Zu Freiburg zählte Polsnitz. Als Kirchorte erscheinen zu jener Zeit auch Seitendorf, Lurkersdorf, Michelsdorf, Sauernick und Heinrichau.

Weiter erkennen wir aus dieser Urkunde, die keine slavischen Namen enthält, daß die deutsche Besiedelung im Jahre 1305 sich über den gesamten heutigen Kreis Waldenburg ausgedehnt hatte. Von den heutigen Städten war allerdings nur Waldenburg vorhanden, von den

Dörfern aber die namhaftesten, noch heute bestehenden Siedlungen im ganzen 19.

Die Pfaffen-Herzöge begünstigten und förderten die deutschen Ansiedlungen, weil sie durch diese ihre wirtschaftlichen Verhältnisse mehr bessern konnten als durch polnische. Außer ihnen haben auch die Klöster jener Zeit deutsche Siedlungen angelegt. Bis zum Jahre 1400 hatte sich die Zahl deutscher Orte beträchtlich erhöht. Aber die Hussitenkriege im 15. Jahrhundert und der 30jährige Krieg im 17. Jahrhundert haben auf die Ansiedlungen im Kreise, ganz besonders auf die, die nahe der böhmischen Grenze lagen, zerstörend eingewirkt. Ein Verzeichnis, das nach den Hussitenkämpfen 1548 an die königl. Kommissarien eingereicht wurde, und eine Urkunde von 1641 während des 30jährigen Krieges führt eine große Anzahl Dörfer auf, die ganz oder zum Teil verwüstet, zerstört oder abgebrannt vorgefunden wurden.

Um den Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften, sowie um neue Ansiedlungen haben sich die Grundherrschaften des Kreises, besonders die Grafen von Hochberg auf Fürstenstein sehr verdient gemacht. (Dies Fürstenstein und die Tabelle im Anhange.)

Wie und wann Waldenburg entstand.

Um den Handelsverkehr zwischen Böhmen und der Ebene Schlesiens zu vermitteln, bestanden schon in aller Zeit zwei Straßen, die über Friedland und Landeshut herüberleitend in dem Waldenburger Talkessel zusammentrafen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kreuzungspunkt dieser Verkehrsstraßen die Ansiedlung des Ortes Waldenburg nicht nur begünstigte, sondern sogar veranlaßte, so daß Waldenburg schon im 13. Jahrhundert zu einem Vorort der Umgegend emporwuchs.

Gehörte Waldenburg aller Wahrscheinlichkeit nach zu den Ortschaften, die in der Urkunde von 1221 als die zum deutschen Recht ausgesetzten Dörfer um Salzbrunn gemeint sind, (Seite 193), so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir hierbei dem sonst wenig zuverlässigen Geschichtsschreiber Naso ausnahmsweise Glauben schenken und die Gründungszeit von Waldenburg auf die Wende des 12. u. 13. Jahrhunderts (1191) zurückverlegen.

Folgen wir jedoch nur den durch Urkunden verbürgten Nachrichten, wie sie Professor Pflug in der Chronik von

Waldenburg seinen Mitteilungen zu Grunde legt, dann ist das Gründungsjahr unserer Stadt später zu legen.

Waldenburg, das 1305 zu seinem Kirchspiel fünf Ortschaften zählte, muß zu jener Zeit schon eine bedeutende Ansiedlung gewesen sein. Seine Bezeichnung Waldenberg läßt erkennen, daß nicht die Wallfahrten zur wunderläufigen Quelle, auch nicht der in der Sage genannte „Burgwall“ oder ein „Mönchkloster“ die Veranlassung zu seiner Begründung gegeben haben können. Waldenburg war vielmehr schon in alter Zeit ein Zubehör der alten Grenzfeste Waldenburg, die am 4. April 1364 zuerst urkundlich erwähnt wird. „Diese ist aber, wie Professor Pflug angibt, nicht in der Stadt Waldenburg zu suchen, wozu uns der in der Sage erwähnte „Burgwall“ verleiten könnte, sondern die Feste Waldenburg ist die seit 1405 so benannte Burg Neuhaus, die im Süden der Stadt Waldenburg auf dem sogenannten Schloßberge, einem isolierten Grauwackenkegel, heute in Trümmern liegt und dem später entstandenen Orte Neuhaus den Namen gegeben hat.“

Diese Burg Neuhaus wird urkundlich wiederholt als das Haus Waldenburg, das Neuhaus genannt. Von dieser aus ist unser in späterer Zeit stets als Zubehör von Neuhaus bezeichnetes Städtchen gegründet worden. Leider ist urkundlich nicht zu bestimmen, wer als Grundherr Waldenburg zu deutschem Recht aussetzte; doch dürfen wir annehmen, daß die schon damals weit verbreitete Familie Schoff, die späteren Schaffgotsch, Grundherrin von Waldenburg war, und daß ein Mitglied dieses Geschlechts der Gründer unseres Ortes gewesen ist.

Wann Waldenburg Stadtrecht erhalten hat, läßt sich ebenfalls nicht feststellen; doch schon 1426 wird es als Städtchen urkundlich genannt, als nämlich Heinze Schoff das Haus Waldenburg (das Neuhaus genannt) mit allem Zubehör, dazu das Städtchen Waldenburg, dem Johannes von Lieben-
thal verkaufte. (Burg Neuhaus Seite 105.)

Die Geschichte der Stadt Waldenburg steht also mit der Geschichte der Burg Neuhaus in engster Beziehung. *)

*) Wer die Geschichte Waldenburgs spezieller kennen lernen will, der lese: Chronik der Stadt Waldenburg von Professor Pflug. Verlag: Melzers Buchhandlung, Waldenburg.

Wie Waldenburg groß wurde.

Die Anlage der Stadt auf einer Anhöhe nahe dem Laisbache in dem erweiterten Bergkessel geschah nach dem altüblichen deutschen Schema, nach dem als Ring ein quadratischer oder rechteckiger freier Platz angelegt wurde, an dessen Frontseite die Wohnungen und an deren Rückseite die Gehöfte mit den Wirtschaftsgebäuden und der Garten sich anlehnte. Jede Ringecke zweigte sich in zwei Straßen, die in der Richtung der Frontseiten sich fortsetzten. Unser Städtchen hatte in alter Zeit nicht das stattliche Aussehen, das es heute hat. Die Häuser der ersten Ansiedlung waren zum Teil aus Fachwerk gebaut und mit Lehm ausgefacht, zum Teil auch aus Holzstämmen kastenartig wie Blockhäuser, meist einstöckig, selten zweistöckig aufgeführt. Die Bedachung bestand aus Stroh oder Schindeln, erst viel später aus Pappe, Zement oder Ziegeln. Massive zweistöckige Gebäude konnten erst später aufgeführt werden, nachdem die Bürger wirtschaftlich sich mehr gekräftigt hatten. Noch im Jahre 1800 zählte Waldenburg 8 Häuser mit Ziegeldach und 117 mit Schindeldach. — In früherer Zeit stellten die Leute an die Wohnräume sehr bescheidene Ansprüche. Sie begnügten sich mit einer oder zwei Stuben nebst Küche. Ein großer Teil der Bewohner betrieb Ackerbau und Viehzucht. Die Ackerbauer hatten einen gemeinschaftlichen Platz, wohin sie ihr Vieh zur Weide trieben (Viehweide) und eine Aue, über die sie das Vieh hinwegtreiben durften (Auenstraße). Ihre Scheunen, in langer Reihe aneinander gebaut, haben sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten. Die Scheuerstraße gibt heute noch Kunde von deren einstigen Bestehen und ihrer Lage. Die Scheunen standen zwischen Scheuer- und Hochwaldstraße. (Noch 1864 konnte Schreiber dieses dem Getreidedreschen in diesen Scheunen zusehen.)

Zu den Ackerbürgern gesellten sich nach und nach die gewerbthätigen Handwerker, die mit Erlaubnis ihrer Grundherrschaft ihre Waren auf Wochen- und Jahrmärkten unter geschützten Laubengängen an der Ring- oder Marktseite zum Verkauf anboten. An zwei Ringecken sind noch heute Reste dieser Laubengänge vorhanden. (Druckerei des Neuen Tageblattes.)

Schwere Zeiten haben die Bewohner unseres Städtchens zur Zeit der Kriege, im 30jährigen Kriege (1618—1648), im 7jährigen Kriege (1756—63) und in den Freiheitskriegen

(1806—1815) durchlebt. Sie wurden mit Einquartierungen, Kontributionen, Plünderungen, Steuern usw. oft so hart bedrängt und bedrückt, daß sie nicht wußten, wie sie die Forderungen der Feinde erfüllen sollten. — Obgleich die wohlwollende Grundherrschaft von Neuhaus und nach dieser dann die Herrschaft Fürstenstein das Elend des Krieges zu mildern suchten, und die wohlhabende Kaufmannschaft reichliche Opfer spendete, um die Not zu lindern, verloren doch viele Bürger ihr Hab und Gut und wanderten aus, so daß es eine Zeit gab, da die Einwohnerzahl eine ganz geringe war. Noch im Jahre 1785 zählte die Stadt nur 120 Häuser und 902 Einwohner.

Mehrere Jahrhunderte hindurch galt Ackerbau und Viehzucht als der hauptsächlichste Nährzweig der hiesigen Stadtbewohner. Daneben waren schwache Betriebe der Handwerker in Tätigkeit, die notwendigsten Bedürfnisse zu schaffen.

Bis in das 18. Jahrhundert hinein war der Ort ein unbedeutender Flecken. Ende des 18. Jahrhunderts waren die Straßen gepflastert und abends mit Öllicht der Straßenlaternen erleuchtet.

Im Jahre 1764 ging die Stadt in den Besitz der Grafen von Hochberg-Fürstenstein über. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam sie aus österreichischer Oberhoheit an die Könige von Preußen. Von dieser Zeit ab begann ihre raschere Entwicklung. Im 18. und 19. Jahrhundert stand in unserem Städtchen und in seiner Umgebung als erste Industrie die Weberei, der Garn- und Leinwandhandel in hoher Blüte. Viele Bürger der Stadt und der umliegenden Dörfer nährten sich zu jener Zeit neben dem Landbau auch vom Spinnen und Weben. Die Produkte des Garn- und Leinwandhandels wurden weit in das Ausland verschickt. (Vies XVI: Garn- und Leinwandhandel.)

In der Mitte des 19. Jahrhunderts erlitt der Handbetrieb in der Textilindustrie einen Niedergang, desto mehr aber entwickelte sich der „Steinkohlenbergbau“ in der Umgegend. Waldenburg am Laisbach inmitten des Kohlenbeckens gelegen, wird von einem Kranz hoher Berge umgeben, welche das 19 Flöße starke Steinkohlenlager dieses Beckens mit den Waldenburger, Weißsteiner und Hermsdorfer Gruben umschließen. In einer großen Anzahl Schächten förderten zuerst menschliche Kräfte, später dann die Kräfte des Dampfes die unterirdischen Kohlenschätze zutage. Der Bergbau schuf die Bedingungen

für das Entstehen neuer Industrien. Im Jahre 1829 entstand die Krister'sche Porzellanfabrik, die aus kleinen Anfängen zu einer der größten Unternehmungen der keramischen Industrie emporwuchs und heute über 1000 Arbeitern Beschäftigung gewährt. 1868 gab die schon vorher begründete Gasanstalt den Stadtbewohnern hellere Straßen- und Hausbeleuchtung. Die Niederschlesische Elektrizitäts- und Kleinbahn-Aktien-Gesellschaft, 1906 ins Leben gerufen, schuf das großartig angelegte Elektrizitätswerk im Westen der Stadt und versorgt gegen 100 Ortschaften, darunter 8 Städte der Kreise Waldenburg, Schweidnitz, Striegau und Landeshut mit elektrischer Energie zu Licht- und Kraftzwecken. Seit 1900 hat die Stadt elektrische Straßen- und Hausbeleuchtung. Sämtliche Ortschaften im Gebiet des Laisebachs haben sich mit der Stadt Waldenburg zu einem Kanalisationsverbande vereinigt und leiten, hygienischen Forderungen entsprechend, ihre Abwässer unterirdisch der bei Kolonie Sandberg befindlichen großen biologischen Kläranlage zu. Zu diesen großen Betrieben gesellen sich die in nächster Umgebung befindlichen Spinnereien, Webereien, Glasfabriken, Maschinenbauanstalten u. a. hinzu. Außer ihnen befinden sich in Waldenburg selbst noch eine Reihe kleinerer Industrien: Drahtwarenfabriken, Bau- und Kunstschlossereien, Brennerien und Brauerereien, und neben photographischen Anstalten auch die photokeramische Anstalt von Leisner (jetzt Friedrich) mit ihren auf Porzellan eingebrannten Photographien.

Alle diese Betriebe veranlaßten einen Zuzug von Arbeitern und Industriellen, welche die Einwohnerzahl der Stadt, die schon in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts sich verdoppelt hatte, noch bedeutend erhöhte.

Der Transport ihrer reichen Produkte erforderte gute Verkehrswege. Die Straßen innerhalb des Kreises wurden daher musterhaft chaussiert. Die Regierung leitete mehrere Eisenbahnstrecken durch den Kreis.

Folgende Eisenbahnlinien wurden dem Verkehr übergeben:

Am	15. August	1867	Bahnlinie	Dittersbach—Hirschberg,
„	28. Mai	1868	„	Altwasser—Dittersbach,
„	15. Mai	1877	„	Nieder-Salzbrunn—Halbstadt,
„	15. Oktober	1879	„	Neurode—Glas,
„	15. „	1880	„	Dittersbach—Neurode,
„	11. „	1904	„	Charlottenbrunn—Schweidnitz.

Seit 1897 verbindet eine elektrische Straßenbahn die großen industriellen Ortschaften durch die beiden Linien: Bad Salzbrunn—Dittersbach, Nieder-Salzbrunn—Hermsdorf.

Waldenburg wurde so der Mittelpunkt industriereicher Betriebe und darum genötigt, durch Neubauten von Wohnhäusern sich zu erweitern.

Um die stetig steigende Bevölkerung aufnehmen zu können, entschloß sich die Stadtverwaltung am Anfange dieses Jahrhunderts auf dem im Osten der Stadt von dem Dominium von Altwasser erkauften Gelände eine Erweiterung der Stadt durch Neubauten auszuführen. So entstand binnen wenigen Jahren ein neuer Stadtteil, genannt Waldenburg-Neustadt, der jetzt schon über 5000 Einwohner zählt und sich durch moderne Bauten, breite Straßen, Plätze und Gartenanlagen auszeichnet. Durch die Eingemeindung des südlichen Teiles von Neu-Weißstein gewann die Stadt eine Vergrößerung nach der Westseite und durch Eingemeindung des Gutsbezirkes Ober-Waldenburg eine Zunahme nach der Südseite. Eine bedeutende Erweiterung ihres Umfangs und eine stattliche Vermehrung ihrer Einwohnerzahl erfuhr die Stadt nach dem Weltkriege in den Jahren 1920—24 durch die neuentstandene Besiedelungs-Kolonie „Stadtpark“ im Süden der Stadt, wo gegen 102 Familienhäuser, umgeben mit freundlichen Gärten, eine Einwohnerzahl umschließen, die ein gesonderetes Schulsystem bildet und in einer Gemeinschaftsschule mit fünf Lehrkräften der Jugend die elementare Bildung vermittelt. Ferner haben die Neubauten der Barackenwohnungen in Waldenburg-Neustadt, sowie die in jener Zeit innerhalb der Stadt neu aufgeführten zahlreichen großen Wohnungsbauten auf der Barbarastrafe, Fürstensteiner Strafe, der Auen-, Töpfer- und Bahnhofsstrafe zur Erweiterung der Stadt beigetragen. —

So hat sich Waldenburg als Fabrik- und Bergbau treibende Handelsstadt räumlich und industriell in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts, seit 1850, großartig entfaltet und durch seine baulichen Anlagen sich auch äußerlich verschönt.

Die vornehmsten Baulichkeiten der Stadt.

Im Innern liegt der große quadratische Ring oder Marktplatz. In seiner Mitte stand früher das Rathaus, jetzt an Stelle desselben ein Denkmal Kaiser Friedrichs aus Erz



Gesamtansicht von Altwasser

gegossen (jetzt leider abgebrochen). Die Springbrunnen zu beiden Seiten desselben werden von der künstlich angelegten Wasserleitung aus dem Kreise Landeshut gespeist, die einem dringenden Bedürfnis der Stadt und seiner Umgebung abgeholfen hat, da die frühere Wasserversorgung aus den Quellen der nahen Berge den Bedarf der wachsenden Stadt nicht mehr befriedigen konnte. Das mit einem Anker gekrönte Haus an der unteren Ringecke gehörte einst der Leinwandhandel treibenden Familie Treutler, ihm schräg gegenüber liegt das Geburtshaus des Geschichtsschreibers Wolfgang Menzel. Die katholische Pfarrkirche auf der Friedländer Straße mit ihrem 84 m hohem Turme präsentiert sich vom Ring aus gesehen als ein prächtiger Ziegelrohbau im gotischen Stil. Bemerkenswert an ihr sind die Ausmalungen des Innern, die farbigen Fenster, die Mosaiken über der äußeren und inneren Tür, die große Orgel mit 46 klingenden Stimmen, 3 Koppeln und mehreren Nebenregistern. Der Entwurf des Gotteshauses rührt von dem Architekten Alois Langer in Breslau, dem Senior der schlesischen Kirchenbaumeister her. Am Ausgange der Stadt liegt das Kreisständehaus und die Loge: „Glückauf zur Brudertreu“. — Der westlich gelegene Kirchplatz ist mit einem Denkmal geschmückt, das zum Gedächtnis der 1866 und 1870—71 gefallenen Söhne des Kreises errichtet wurde. Es trägt auf gotischem Unterbau eine aus Erz gegossene Nachbildung der Rauch'schen Viktoria. Auf der Terrasse über dem Kirchplatz erhebt sich die evangelische Pfarrkirche, nach Plänen von Langhans d. A. 1788 an Stelle der 1742 errichteten Holzkirche im stattlichen Renaissancebau errichtet, mit ovalem, von Säulen getragenen Innenbau. —

Neben dem ältesten Gebäude der Stadt, dem „Marienkirchlein“ liegt das stattliche katholische Mädchenschulgebäude. Diesem gegenüber die Stadtbibliothek mit Lesehalle und der Hilfsschule. Daneben die Realschule, die zur Ober-Realschule erhoben einem ihr angemessenen Neubau entgegensehen darf. Angrenzend liegt das städtische Altertums-Museum, das mit seiner reichen Sammlung von Altertümern die Geschichte der Vergangenheit illustriert und für Besichtigung in den Sonntagstunden von 11 Uhr ab sehr zu empfehlen ist.

Das Haus an der Ringecke Charlottenbrunner Straße beherbergte bis zum Jahre 1863 das Oberbergamt, sodann

die Druckerei des Domel'schen „Waldenburger Wochenblattes“ (1919 eingegangen); jetzt birgt es die städtische Verwaltung der Gaswerke. Von hier aus führt die Gartenstraße und Freiburger Straße zum Rathaus- oder Kaiser Wilhelm-Platz mit Springbrunnen, an dessen einstigen Schmuck, die Statuen Kaiser Wilhelms I. und seines eisernen Kanzlers, Fürst von Bismarck, nur noch die leerstehenden Postamente erinnern. Dem Rathause gegenüber erhebt sich der Neubau der Reichsbanknebenstelle.

Unterhalb des Rathauses liegt an der Uenstraße das 1875 erbaute städtische Gymnasium, sowie das 1908 neuerrichtete ev. Volksschulgebäude für Knaben und Mädchen, das im Innern wie im Außern eine Musterschule und Zierde der Stadt darstellt. Auf der Uenstraße erheben sich das städtische Gebäude für die Druckerei der „Schlesischen Bergwacht“, das Gebäude des Kanalisationsverbandes, das Haus des Deutschen Bergarbeiterverbandes und das städt. Lyzeum, unweit des „Bierhäuserplatzes“, dem Kreuzungspunkte der Elektr. Straßenbahn, jetzt verkehrsreichster Punkt der Stadt. Von hier aus führt die BarbarasträÙe zum städtischen Knapp-schaftslazarett in dem ehemals Treutlerschen Park, das mit seiner praktischen Einrichtung ein Muster hygienischer Fürsorge ist. — Nahe dem Bierhäuserplatz an der verkehrsreichen Freiburger Straße liegend das Amtsgerichtsgebäude, die Post, das Niederschles. Kohlsyndikat, das stolze Gebäude des Schlesischen Bankvereins (Filiale Waldenburg) und die Schauburg. — Die Cochiusstraße, eine Seitenstraße der Freiburger Straße führt uns zur städt. Badeanstalt, zum Schlachthofe und zur städt. Turnhalle, sowie zur ehemaligen Herberge zur Heimat, Hotel „Edelstein“.

Auf der Töpferstraße, der Fortsetzung der Uenstraße, beachten wir neben städtischen Privathäusern die Synagoge, die Kreis-Spar- und Girokasse, das kathol. Knabenschulgebäude, das Gotteshaus der separierten Lutheraner und deren Schule und weiterhin das Oberwaldenburger Schloßgebäude mit Verwaltung der Fürstl. Pleßschen Güter nebst den Villen der Beamten.

Das rasche Aufblühen der Stadt erforderte auch rasche Entwicklung der für Verwaltung, für Volksbildung und Volkswohlfahrt benötigten Einrichtungen. Die Stadt ist jetzt Sitz eines Landratsamtes, eines Amtsgerichtes, eines

Postamtes erster Klasse, einer Kreiskasse, eines Finanzamtes, zweier Bergrevierämter, einer Eisenbahn-Betriebs- und Verkehrsinspektion, eines Zollamtes, einer Gewerbeinspektion, der Kreis-
schulinspektion I u. II.

An Bildungsanstalten besitzt sie ein Gymnasium, eine Ober-
Realschule, ein Lyzeum, eine Bergschule mit Vorschule, je eine siebenstufige evang. und kath. Volksschule für Knaben und Mädchen nebst Haushaltungsschule, ferner eine Handels- und Gewerbeschule für erwachsene Mädchen, je eine gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschule.

An Gotteshäusern sind vorhanden: eine evang. und kath. Pfarrkirche, beides sehenswerte Baudenkmäler, ferner die kath. Marienkirche, eine Synagoge und verschiedene Bethäuser religiöser Gemeinschaften.

Die Gesundheitspflege wird von einer beträchtlichen Zahl Ärzte, Zahnärzte, Naturärzte, Diakonissen ausgeübt. Vier Apotheken verabreichen die Medikamente. Ein großes Knappschafftslazarett, ein Kreiskrankenhaus, ein Siechenheim, ein Altersheim und eine Säuglingsfürsorgestelle sind vorhanden.

Nach seiner Vereinigung mit dem nahegelegenen industriereichen Altwasser l. 1. 1924 wurde die Kleinstadt Waldenburg eine Großstadt, die in kreisförmiger Ausdehnung den in der Mitte liegenden „Gleisberg“ umringt, jetzt 46 000 Einwohner zählt und an Verkehr, Gewerbe, Industrie eine der bedeutendsten Kreisstädte Schlesiens geworden ist.

Stadteil Altwasser.

Nach den im Grüssauischen Archiv vorhandenen Urkunden scheint dieses ehemalige Dorf 1357 ein dem Herzog Bolko zu Schweidnitz zugehöriges Kammergut gewesen zu sein, weil nach dortigen Angaben der Herzog sich im Dorfe, so Aqua antiqua genannt wird, den 10. Juni 1357 aufgehalten und den Joschkowic v. Skalowitz mit dem dem Abt und dem Stift Grüssau geschlossenen und vollzogenen Kaufkontrakt wegen des Dorfes Jarow (vielleicht Saarau?) landesfürstlich bestätigt hat. Die Besitzer von Gut und Dorf Altwasser aus den Jahren 1300—1545 sind uns unbekannt. Im Jahre 1545 besaßen es Kaspar und Georg Walde, die 1548 ihren Beweis in Ansehung der strittigen Urbarien einbrachten. Ihnen folgte 1568 im Besitz Bernhard v. Waldau. Von 1581 waren Balzer und Dittrich v. Waldau im Besitz desselben. Sie traten ihr

väterliches Erbgut Altwasser an Balzer Kuhl von Cammerau ab, an den auch die Erben des Georg Waldes ihr Erbteil abtraten. 1594 besaß es Hans v. Bellhorn, 1616 Heinrich v. Kuhl, der auch Tannhausen im Besitz hatte. Es folgten sodann im Besitz 1626 Georg v. Waldau, 1650 Georg Heinrich v. Schindel, 1689 und 1694 Georg Moriz v. Rohr und Stein, der 1696 auch in den Besitz des Gutes Wüstewaltersdorf mit Neugericht gelangte, so daß Altwasser eine Zeitlang mit Wüstewaltersdorf in einer Besitzhand stand. Der Nachfolger von Rohr und Stein war Friedrich v. Zedlitz; nach diesem folgte kurze Zeit ein Herr v. Mohrenthal. 1720 besaß es Sebastian von Kettel und Schwanebergs Witwe, Johanne Rosina, geb. Fritsch. 1733 gelangte es in den Besitz des Johann Ludwig von Herbuwall, Freiherrn v. Chamare, 1737 an Johanna Rosina, Freiin v. Kettel und Schoenen, von der es 1751 an Justizrat v. Mutius gelangte, in dessen Familiengeschlecht es bis zum Jahre 1904 verblieb. Am 30. September desselben Jahres erwarb es die Firma Kulmiz in Saarau, die es 1920 unter Rückbehalt einiger Liegenschaften an die nunmehrige Besitzerin, Stadt Waldenburg, verkaufte.

Am 1. 1. 1924 wurde die Landgemeinde Altwasser mit der Stadt Waldenburg zusammengemeindet und heißt nun Waldenburg-Altwasser. Die Gemeindeverwaltung liegt in Waldenburg, doch befinden sich Teile derselben, insbesondere Polizeiverwaltung, im hiesigen Amtsgebäude, unterhalb des Bahnhofes.

Altwasser dehnt sich nach Nordosten an der Breslauer Straße im Hellebachtale und nach Südosten an der Charlottenbrunner Straße zwischen Vogelkoppe und Gleisberg aus. Am Treffpunkt beider Straßen liegt die ev. Kirche und der Bahnhof. Letzterer an der Strecke Breslau—Dittersbach—Hirschberg führt neuerdings die Bezeichnung Waldenburg-Altwasser und steht einem Erweiterungsbau entgegen, für den ein Teil der Tielschen Porzellanfabrik vom Fiskus angekauft ist. — Nordwestlich vom Bahnhofs ist seit 1921 in den folgenden Jahren am Abhange der Wilhelmshöhe die Siedlung Harkebusch entstanden, die Wohnungen mit anliegenden Gärten für Arbeiter und Beamte enthält.

Der Stadtteil Altwasser zählt zurzeit 20000 Einwohner, die hauptsächlich im Bergbau und in Fabriken arbeiten. Am Fuße des Gleisberges liegt die Segen-Gottes-Steinkohlengrube, früher Kulmizscher Besitz, 1922 aber von der

Oberschles. Kohlen- und Kokswerk-A.-G. angekauft. Nahe am Bahnhof steht die keramische Buntdruckerei von Wunderlich u. Co. und zu beiden Seiten der Eisenbahn in südwestlicher Richtung die weltbekannte Tielsch'sche Porzellanfabrik, begründet 1858 von dem Kommerzienrat Carl Tielsch, seit 1917 Aktien-Gesellschaft, die rund 1200 Arbeiter beschäftigt.

Im Hellebachtale zwischen Vogelkoppe und Wilhelmshöhe breitet sich die seit 1821 bestehende Maschinenbauanstalt und Eisengießerei Carlshütte aus. Sie wurde 1923 mit der in der naheliegenden Kolonie Sandberg gelegenen gleichartigen Wilhelmshütte der „Deutschen Maschinenbau-A.G. (Demag)“ vereinigt. Beide Werke beschäftigen etwa 1500 Arbeiter und Beamte. Die Hoffmannsche Flachsgarnspinnerei liegt an demselben Straßenzuge. In ihr sowie auch in den benachbarten Fabriken in Sandberg und Nieder-Salzbrenn sind viele der hiesigen Einwohner als Arbeiter beschäftigt.

Für Verpflegung und Herberge sorgen eine große Anzahl Gasthöfe. Nahe am Bahnhof findet sich noch das altbekannte Hotel „Villa Nova“. Das ehemalige Hotel Seifert ist in ein städtisches Wohnhaus und eine Turnhalle umgebaut. Die Brauerei florierte in der Zeit des Kurortes und die außerhalb liegenden Restaurationen „Schweizerei“ und „Elisenhöhe“ sind Zielpunkte für Ausflüge. Die Bauart der Straßen und Häuser zeigt zumeist städtischen Charakter.

Die ev. Kirche ist 1871 im Rohbau als Sieges- und Dankeskirche ausgeführt und vom damaligen Gutsherrn v. Mutius der evang. Gemeinde geschenkt worden. An ihr wirken zwei Geistliche.

Mehr in der Mitte des Dorfes liegt die im Jahre 1870 erbaute kath. Pfarrkirche. Der Pfarrer und ein Kaplan haben auch die Mutterkirche in Seitendorf seelsorgerisch zu versehen.

Gegen 3000 Schulkinder besuchen die hiesigen drei evangelischen und zwei katholischen siebenstufigen Volksschulen und werden von 7 Rektoren als Schulleitern und 52 Lehrkräften unterrichtet. 1800 Schüler und 34 Lehrkräfte sind evangelisch; 1200 Schüler und 25 Lehrkräfte sind katholisch.

Die Berufsschule für die männliche Jugend zählt in 7 Klassen 415 Schüler. Eine Hilfsschule ist im Aufbau begriffen, desgleichen eine mehrklassige weltliche Schule. Um dem Mangel an Schulräumen zu begegnen und das älteste Schulhaus kassieren zu können, führt die Stadt auf dem

Jugendspielplatz neben der katholischen Kirche einen modernen Schulhaus-Neubau mit 26 Klassenzimmern auf.

Straßen und Wohnungen des Stadtteiles haben Gas- und elektrische Beleuchtung und sind an die Kanalisation des Laibachgebietes angeschlossen. Seit den Typhus-Epidemien im Jahre 1909 versorgt die Waldenburger Hochquellenleitung auch den Stadtteil Altwasser mit einwandfreiem Trinkwasser.

Altwasser als Kur- und Badeort

hatte im 18. und 19. Jahrhundert nahezu Weltruf erworben. Die aus der Tiefe des Steinkohlengebirges hervordringenden Mineralquellen, auf deren Heilkräfte der Schweidnitzer Arzt Dr. Caspar Thym (Sohn des Pastor Thym zu Hohengiersdorf) aufmerksam gemacht hatte, wurden von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab, nachdem sie nahe am Hellebach innerhalb des Gutsbezirkes gefaßt worden waren, als Trink- und Badewasser zu Heilzwecken verwendet. Der damalige Besitzer der Herrschaft Altwasser, Moriz v. Rohr und Stein 1688, begründete die ersten Anfänge zur Entwicklung des Bades. Er gab dem Brunnen eine massive Fassung, richtete eine Anzahl Bäder ein und baute mehrere Logishäuser für Badegäste. Gleiches tat auch die spätere Besitzerin, Freiin Johanna Rosina v. Ratteln und Schwanenberg. Die Besitzer Geh. Justizrat Franz Joseph v. Mutius und sein Sohn Joseph Franz Bernhard werden als die Schöpfer der Badeanlagen gerühmt. An den ersterwähnten Besitzer erinnert noch heute das Standbild des hl. Nepomuk auf der Hellebach-Brücke mit der Inschrift: „Dem heiligen Johannes von Nepomuk, dem ausgezeichneten Ehrenpatron errichtete (dieses Denkmal) die aufrichtige Verehrung Josephs, des Besitzers von Altwasser (1751).“ Der anfangs noch schwache Besuch (jährlich bis 50 Familien) steigerte sich allmählich von Jahr zu Jahr. Noch Ende der schlesischen Kriege entwickelte sich der Kurort erheblich. Es wurden der Promenadenhof mit Wandelhalle, ein großes und ein kleines Badehaus, sowie mehrere größere Logishäuser, darunter das große schöne Löwenhaus gebaut. Ein Bademeister und ein ständiger Badearzt wurden angestellt und eine Musikkapelle unterhalten. Der Besuch des Bades nahm zu und steigerte sich um 1800 bis auf 300 Personen. Zu jener Zeit wurde von der Hofewiese ein schmaler Streifen an der Hauptstraße parallel der heutigen Porzellanfabrik abgetrennt und mit 10 Besiedelungshäuschen für Logis der Kur-

gäste bebaut. Diese 10 einstöckigen Gebäude, noch im Jahre 1860 erhalten, sind später im Anbau und Aufbau aufgegangen.

Im Laufe der Jahre waren bis sieben Heilquellen gefunden und teilweise gesaft. Der Georgsbrunnen, vom Medizinalrat Dr. Mogolla entdeckt, wurde zu Trinkkuren benutzt, alle anderen nur zu Bädern. Das eisenhaltige Wasser wirkte heilsam auf Nerven, Muskeln, Schleimhäute und Unter-system. Ihre Heilung suchten außer bürgerlichen Familien auch adlige, und unter letzteren sehr reiche polnische und russische Magnaten. Als auch fürstliche Personen als Gäste erschienen, ward der Ruf des Bades noch weiter verbreitet und es erschienen anfangs des 19. Jahrhunderts Gäste aus aller Herren Länder, so daß sich im Jahre 1850 die Frequenz bis 1000 Kurgäste belief. Außer der Grundherrschaft hatten die Brunnenärzte Caspar Thym und Dr. Kinze sich um den Brunnen sehr verdient gemacht. Die Glanzzeit des Bades dauerte leider nur bis 1870. Als das nahe Bergwerk mit dem Kohlenabbau in die Tiefe drang, wurden die Quellen abgebaut und versiegten. Trinkkuren und Bäder hörten auf. Das Bad ging ein. — Jetzt, 1924, sind von dem einstigen Bad Altwasser nur noch wenige Spuren vorhanden. Die ehemalige Promenade am Hellebach, wo die Quellen einstmals sprudelten und 1868 versiegten, ist in die schöne Poststraße umgebaut. Einzelne Häusernamen, wie Löwen-, Kolonnaden-, Mansfelderhaus und die schattige Promenade zwischen Wiese und Schloßteich nach Waldenburg führend, damals noch unbelästigt vom Fabrikrauch, erinnern noch an die leider für immer entschwundene Zeit des Bades Altwasser.

Seit der Vereinigung von Waldenburg und Altwasser zu einer Großstadt bildet der Gleisberg den Mittelpunkt in derselben. Die bewaldete Höhe desselben ist mit Baumgruppen und gepflegten festen und gangbaren Promenadenwegen, die die Namen klassischer Dichter tragen, verschönt. Am Fuße des Gleisberges, nahe der Neustadt, ist 1924 durch Abholzung und Planieren eines Waldteiles ein großartiger Sportplatz und ein Freibad, das mit Grubenwasser des nahen Hermann-Schachtes gespeist wird, neu angelegt worden, desgleichen auf der Höhe eine Sprungschanze für Skiläufer. Die Errichtung eines Aussichtsturmes auf der Spitze des Berges dürfte den Überblick über die Großstadt in ihrem Gesamtbilde ermöglichen und von Naturfreunden freudig begrüßt werden.

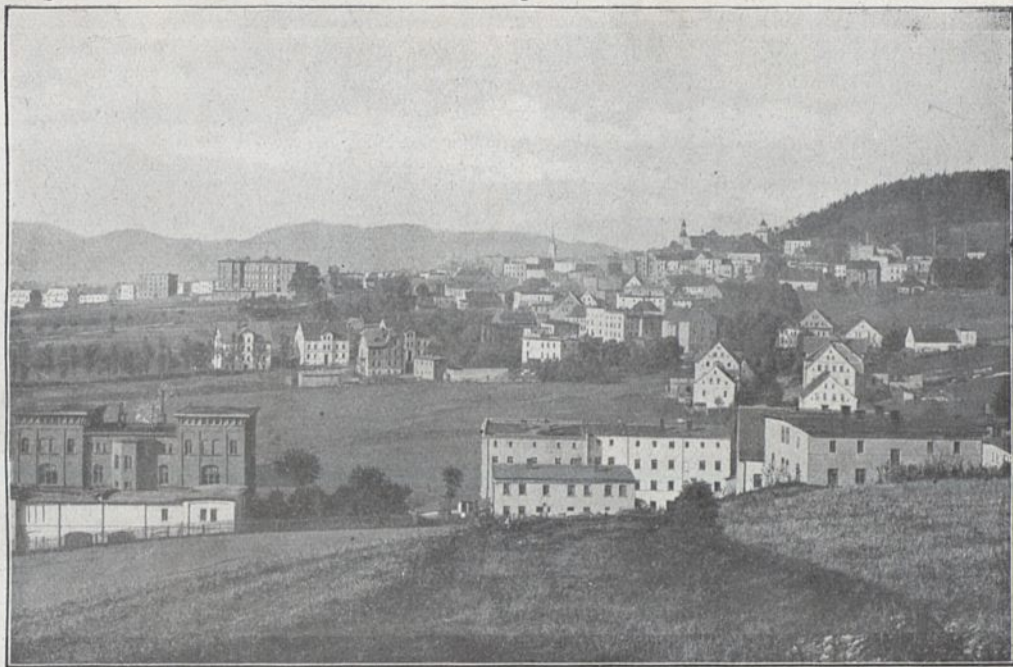
Meidel, Rektor.

Gottesberg.

Gottesberg verdankt seine Entstehung vermutlich den reichen Silberadern, Blei- und Erzgängen, die, wie die Sage erzählt, schon im 14. Jahrhundert am Nordhange der heutigen Friedenshöhe und an dem gegenüberliegenden Hüttenberge entdeckt wurden und zu deren Ausbeute sächsische Bergleute herangerufen wurden. Die Bergleute bauten sich in der Nähe ihrer Arbeitsstätte ihre Wohnungen und nannten den neugegründeten Ort „Die Gemeinde auf dem Gottesberge“; einmal weil sie bei dem Frommsinn jener Tage die metallischen Schätze als einen besonderen Segen Gottes betrachteten, so dann, weil der Ort an einem Berge lag.

Im Jahre 1499 erhob der König Wladislaus von Böhmen die Gemeinde auf dem Gottesberge zur „Stadt“ und stiftete ihre Bewohner mit mancherlei Vorrechten aus. Gottesberg erhielt ein Bergamt und der jedesmalige Bergmeister, die zwei Geschworenen, der Bergschreiber und Schichtmeister leiteten und beaufsichtigten nicht nur den Bergbau, sondern führten auch die Verwaltung der Stadt.

Im Jahre 1509 ging der obere Teil der Stadt mit der Herrschaft Fürstenstein in den Besitz der Grafen Hochberg über, während die Niederstadt von Gottesberg mit dem Rittergute Adelsbach der Familie des Freiherrn von Czettritz gehörte. Beide Familien wendeten der Entwicklung der Stadt und des Bergbaues reiche Fürsorge zu, wovon zahlreiche Verordnungen betreffend Leitung und Aufsicht des Bergbaues, der städtischen Angelegenheiten und der Gerichtsbarkeit Zeugnis ablegt. Allmählich nahm die Stadt und ihr Bergbau erfreulichen Aufschwung. Um den Silberbergbau, der wegen geringwertiger, wenig lohnender Ausbeute am Ende des 16. Jahrhunderts immer mehr in Verfall geriet, wieder zu heben, bestimmte der Kaiser Maximilian aufs neue, daß die Bergleute freie Leute,



Gesamtansicht von Gottesberg

nicht Leibeigene der Grundherrschaft sein sollten, so wurde Gottesberg im Jahre 1606 freie Bergstadt. Kaiser Rudolf II. gab der Stadt 1603, wahrscheinlich auf Ansuchen Konrad III. von Hochberg, das Recht zur Abhaltung von Wochen- und Jahrmärkten. Zur Herrschaft Fürstenstein gehörte bis 1716 nur die Hälfte von Gottesberg, erst in diesem Jahre wurde die untere Hälfte oder die Niederseite von der Familie Sauerma durch Conrad Ernst Maximilian v. Hochberg zugekauft.

Der Silberbergbau hatte sich bis zum Beginn des 30jährigen Krieges erfreulich entwickelt, dann aber verfiel er. Nachdem die Stadt bereits einmal im Jahre 1554 durch eine Feuersbrunst vollständig vernichtet worden war, begann mit dem 30jährigen Kriege eine neue Leidenszeit für sie. Schwert, Hunger, Pest, Auswanderung hatten sie entvölkert, der größte Teil der Stadt lag nach dem zweiten Brande im Jahre 1633 in Asche. Viele der Einwohner waren vollständig verarmt.

Vor Ablauf des 17. Jahrhunderts nahm die Stadtgemeinde den Silberbergbau wieder auf, seine ehemalige Blüte erreichte er indes nicht mehr. Gleichwohl wurde er von einem kleinen Teile der Bevölkerung fortgesetzt bis zum Jahre 1752.

Am 21. Oktober 1801 übernahm es die Regierung, die alten Gottesberger Silberstollen wieder aufzuwältigen; sie stellte aber Ende August 1804 die Versuchsarbeiten, „weil nicht ergiebig“, wieder ein.

Den letzten Versuch mit dem Gottesberger Silberbergbau machte die Kramsta'sche Verwaltung in Freiburg. Die Stadt Gottesberg verzichtete auf das ihr zustehende Mitbaurecht und erhielt nach einer Schätzung des Waldenburger Bergamtes eine Grubenentschädigung von 1200 Talern. Im Mai 1855 war es, als in fünf verschiedenen Stollen die Arbeit aufgenommen wurde. Dies Unternehmen kostete viel Geld und brachte herzlich wenig ein, so daß ihre Arbeiten im Jahre 1864 ganz aufgegeben wurden. Der Gottesberger Silberbergbau gehört seitdem der Geschichte an.

Der andauernde Niedergang des Silberbergbaues bewirkte das Emporblühen der Leinenweberei, die sich später der Fürsorge Friedrichs des Großen erfreute und der Strumpfwirkerei. Besonders die letztere war um die Mitte des 18. Jahrhunderts, da schon eine Zunft der Barettmacher, Hutmacher, Strumpfwirker und Handschuhmacher bestand, ziemlich bedeutend und bot einem großen Teil der Bevölkerung Beschäftigung. Ihren Höhepunkt erreichte die Strumpffrickerei

aber erst um das Jahr 1843, in welchem 82 Stricker mit 16 Gesellen hier tätig waren, die jährlich gegen 3000 Stein Wolle zu Handschuhen und Mützen verarbeiteten.

Die Strumpffstrickerei bildete als häusliche Industrie einen wesentlichen Nährzweig der Bewohner Gottesbergs, die damals trotz allen Fleißes sich kärglich nährten, jedoch in ihrer Lage zufrieden waren. Ein berühmter Reisender, „Udam“, gibt uns in seinen Reisebriefen (1800) hiervon einen kurzen Bericht: „Von Landeshut aus gelangten wir gestern nachmittag in dem Städtchen Gottesberg an, wo wir beinahe vor jedem Hause Weiber, Knaben und Mädchen sahen, die mit Stricken wollener Strümpfe beschäftigt waren, welches in diesem Ort die Hauptmanufaktur ist. So finden wir fast auf jeder Meile unserer Reise fleißige Menschen auf verschiedene, aber immer auf nützliche Art beschäftigt. Aber leider wird das Vergnügen, welches uns ein solcher Anblick gibt, immer dadurch gestört, daß wir diese arbeitenden Hände in einem dürftigen Zustande erblicken. Die ärmere Volksklasse, welche ihre Zeit beständig unter saurem Arbeiten verlebt, kann dadurch kaum das Notwendigste zu ihrem täglichen Unterhalt gewinnen, und sieht sich verschiedener schwerer Bedrückungen bloßgestellt. Besonders ist dies mit den Leinwandmanufakturen der Fall, welche die Kaufleute, die sie aus den Städten ins Ausland versenden, ansehnlich bereichern und dabei kaum den armen Dorfwebern Brot geben, deren Anteil bei diesem Geschäfte doch unstreitig das meiste Verdienst hat.“ (Lies S. 229—232.)

Nach den geschilderten mehrfach mißlungenen Versuchen, den Erzbergbau zu heben, wandte man sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts entschieden dem Kohlenbergbau zu, der schon vor dem Jahre 1568 in dem Waldenburger Talkessel seinen Anfang genommen hatte, anfänglich allerdings nur in der Weise, daß man an beliebiger Stelle nur wenige Meter tief grub, um, nachdem die Förderung zu schwierig wurde, aufzuhören und an anderer Stelle wieder anzufangen.

Um das Jahr 1780 wurden bei Gottesberg schon viele „Steinkohlen“ gegraben, wovon der Kämmerer die Grube „Wilhelmine“ gehörte, in der sieben Bergleute arbeiteten, die jährlich etwa 12000 Scheffel Kohle lieferten.

Um die Förderung des Kohlenbergbaues, der in seinem technischen Betriebe sich immer mehr vervollkommnete, haben sich Friedrich der Große und sein Minister Graf Reden, der

seit 1780 an der Spitze der schlesischen Verwaltung stand, sehr verdient gemacht.

Ein Geographiebuch von 1817 berichtet: „Gottesberg hat 235 Häuser und 2060 Einwohner, deren Nahrungszweige Bergbau, Ackerbau, Strumpffstrickerei und Leinwandhandel sind. „Überhaupt wohnt unter den Schindeldächern dieser hölzernen Gebäude dieses Städtchens die höchste Betriebsamkeit, auch kann man daselbst (in Rothenbach) eine Dampfmaschine in Augenschein nehmen und sich von der Nutzbarkeit derselben überzeugen... Zum Bierbrauen sind 194 Häuser berechtigt. Die Brauerei besitzt eine Steinkohlengrube und bezieht daraus nebst anderen Einkünften jährlich 1000 Taler.“

Als Industrierwerke zählt heute Gottesberg: die schlesischen Kohlen- und Kokswerke, die Abendrötegrube, eine Gasanstalt, ein Wasserwerk, eine Dampfbrauerei sowie eine große Knappschafstbäckerei. In all diesen Werken finden die Bewohner der Stadt und die der nächst umliegenden Ortschaften Niederhermsdorf, Fellhammer, Altfläsig, Kohlau ihre lohnende Beschäftigung. Infolge der industriellen Betriebe, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts emporblühten, ist auch die Einwohnerzahl der Stadt Gottesberg, die im Jahre 1817 gegen 2000, im Jahre 1875 gegen 6000 zählte, bis auf 11000 im Jahre 1920 emporgewachsen. Die Stadt besitzt an kommunalem Eigentum noch einige hundert Morgen Acker sowie einen wohlgepflegten Forst. Die kirchlich-konfessionellen Gemeinschaften besitzen eine katholische (seit 1535), eine evangelische (seit 1742) und eine altkatholische Kirche (seit 1904).

Für geistige und körperliche Ausbildung der Jugend sind in der Stadt vorhanden eine mehrklassige evangelische und katholische Volksschule, eine private höhere Knabenschule und eine private höhere Mädchenschule, aus denen die Errichtung einer Realschule hervorging, ferner eine gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschule, sowie eine Handfertigkeitsschule für Knaben und zwei Spielschulen für das noch nicht schulpflichtige Kindesalter.

Für die Gesundheitspflege sind mehrere Ärzte und Gemeinde-Krankenschwestern am Orte tätig. Die Armen und Kranken finden im Armen- und Krankenhause Unterkommen und Verpflegung. Eine Apotheke und zwei Drogerien sorgen für Medikamente.

Alle Rechtsfragen werden durch die Amtsrichter im Amtsgebäude erledigt.

Bauart der Häuser.

In aller Zeit wurden die Häuser der Stadt aus Holz und Lehm mit Stroh- oder Schindeldächern erbaut. Bei ihrer Feuergesährlichkeit fielen sie oftmals schweren Bränden anheim, welche Verarmung der Bürger herbeiführten. Nur sehr vereinzelte dieser Häuser haben sich bis in die Gegenwart erhalten. Mit Anfang des 19. Jahrhunderts hat der massive Steinbau sich mehr und mehr eingeführt und ihm verdankt die Stadt ihr jetzt so stattliches Aussehen. Der Ring der Stadt (Marktplatz) ist bei seiner Lage an der Berglehne nicht eben, sondern schräg abfallend, mehr lang als breit, mit einem Denkmal verziert. Das an der Westseite stehende Rathaus mit Turm dient der Stadtverwaltung.

Die Bewohner der Stadt Gottesberg, die sich außer den Beamten der Stadt und der gewerblichen Betriebe, aus Künstlern, aus Handwerkern der verschiedensten Gewerbe, zum meist aus Gruben- und Fabrikarbeitern zusammensetzen, sind eifrigst bemüht, nicht nur ihre Stadt durch gute Pflasterung der Straßen und Reinhaltung derselben, durch Ausführung geschmackvoller Bauten und gefälligen Anstrich der Häuser zu verschönern, sie suchen auch durch Besserung der Wege in der Umgebung, durch Anlage von Promenaden die von der Natur bevorzugte schöne Lage der Stadt noch mehr zu heben. Einen Glanzpunkt ihrer Promenaden und Höhenpunkte bietet die Friedenshöhe am Plauzenberge, nahe der Stadt. Ein Blick von hier zeigt uns

das Räßigtal,

zu dem die terrassenartig an der Berglehne erbauten Häuser Gottesbergs, der höchstgelegenen Stadt Preußens, hinabschauen, ganz in seiner natürlichen Schönheit. Noch ehe die Industrie hier sich niederließ, glich das Tal mit seinen grünen Wiesen und bewaldeten Berglehnen einem ringsum geschützten lieblichen Berggarten. Gegen die stürmischen Nordwinde durch den imposanten Hochwald und seiner Berggruppe geschützt, erhebt sich diesem gegenüber im Süden, gleich einem mächtigen Bollwerk, der Lange Wildberg mit einem Buckel auf seinem Rücken. Während es im Osten die Bismarckhöhe, der Schäferberg, der Windmühlenberg und Blikenberg begrenzen, verengt ihm im Westen der isoliert stehende Hochberg bei Rothenbach

den Austritt aus dem Kreise Waldenburg und den Eintritt in den Landeshuter Kreis. Das Tal wird in seiner ganzen Länge vom Lässigbach durchflossen, dessen Quelle am hochgelegenen Steinberge bei Steinau schon um 1300 als Grenzpunkt (Comena gora) zwischen Schlesien und Böhmen genannt wurde. Einst war das klare Wasser des Baches von Forellen belebt, jetzt füllen ihn zumeist die Abwässer der Kohlengruben und gewerblichen Etablissements der Ortschaften Gottesberg, Fellhammer, Alt-Lässig und Rothenbach. — In der Tiefe birgt das Tal reiche Schätze an Steinkohlen, die aus mehreren Schächten von Bergleuten zu Tage gefördert werden. Die in dem industriereichen Tale gewonnenen Produkte werden auf den gut chaussierten Straßen durch Fuhrwerke in die Nähe, durch die Eisenbahn aber in die Ferne befördert. Die schlesische Gebirgsbahn schlängelt sich zwischen den Bergen entlang und stellt bei Fellhammer die Verbindung nach Breslau, Olag und Friedland nach Böhmen her.

Aberrasschend wirkt der Blick, wenn wir von Waldenburg kommend die letzten Höhen überschritten haben oder von Fellhammer her uns nähern. Da eröffnet sich das sonst verdeckte Tal mit seinen Ortschaften und gewerblichen Betrieben ganz plötzlich zu lieblichem Anblick, und die Stadt Gottesberg am Berghange präsentiert sich uns mit seinen terrassenartig übereinander gebauten Häuserreihen wie ein aufgebautes Spielzeug in einem Lustgarten.

Eine Sage aus der Zeit des Gottesberger Silberbergbaues.

Nach einem kaiserlichen Erlasse war es bei Ahndung strenger Strafe verboten, Silber zu entwenden und zu veräußern. Aber ein Bergknappe konnte, wie die Sage erzählt, dem Drange der Versuchung nicht widerstehen. Er vergriff sich an diesem glänzenden Gute, um sich daran zu bereichern. Seine That wurde indes bekannt und der Richter schlug ihm 1606 zur Strafe und zum warnenden Beispiele für andere die rechte Hand ab. Nach richterlichem Ausspruche sollte dieselbe zum abschreckenden Zeichen für ewige Zeiten im rathäuslichen Archiv aufbewahrt werden. Und tatsächlich soll sich bis in unser Jahrhundert hinein eine vertrocknete Hand in genanntem Archiv hier selbst vorgefunden haben. Ein Schriftstück über diese Handlung ist jedoch nirgends zu finden gewesen.

Stadt Friedland.

Ihre Lage in dem erweiterten mit wellenförmigen Erhebungen angefüllten Tale südwestlich des Kreises Waldenburg ist eine liebliche. Gegen Norden ist das Tal geschützt von den hohen Gebirgszügen der Großen Heide und des Heidelgebirges, zwischen denen in einem Engtal die Gläzer Steine sich durchzwängt und den Durchgang zu dem nördlich gelegenen Waldenburg ermöglicht. Nach Westen grenzt das Tal an den Kreis Landeshut und im Osten an Böhmen. Südlich wird es von dem Sandgebirge umgeben, das bei Raspenau in Sandsteinbrüchen nutzbar gemacht wird und in Adersbach und Wekelsdorf, sowie im Heuscheuergebirge wunderbare Felsbildungen darstellt. Der Blick vom Kirchberge, nahe der Stadt, zeigt uns das liebliche Tal in seiner ganzen Ausdehnung; er streift das Faltengebirge der Heuscheuer und reicht tief hinein in das Gläzer- und Böhmerland. Mitten in diesem friedsamem Ländchen liegt die Stadt am Steinesfluß, 2 km von der böhmischen Grenze, nach Art der böhmischen Städte mit Laubengängen am Ringe erbaut; sie hat weder Mauern noch Tore, aber einen gepflasterten Ring sowie ebensolche Straßen und Gassen. Seit 1670 führt sie im Wappen eine Mauer mit Brustwehr, worauf zwei durchsichtige und mit Fenstern versehene Türme zu schauen sind, zwischen denen ein Tor befindlich, dessen Obertheil mit einem Bitterwerk versehen ist und unter dem in der Mitte ein Igel liegt. Es hat sich später, wahrscheinlich auf Grund des Wappenbildes die Sage gebildet, die Stadt habe früher Iglau (Igelau) geheißen, doch läßt sich für die Richtigkeit derselben kein Erweis bringen. Es erklärt sich dies Wappenbild vielleicht dadurch, daß man annimmt, irgend ein Edelmann, vielleicht Prinzlaw v. Pogrell als Besitzer des Ortes, habe aus Anlaß eines wichtigen Ereignisses, nach damaliger Sitte die Bilder seines Familienwappens in das Stadtwappen aufnehmen lassen.

Ihr Alter reicht bis an den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. In den Jahren von 1320—1360 scheint ihr Aufbau begonnen und zugenommen zu haben, denn schon

1356 wird sie urkundlich als „Stadt“ genannt. Damals trug sie allerdings nicht das schöne Gewand, das sie heute im Schmuck erscheinen läßt.

Die Bauart ihrer Häuser war wie die der anderen Orte jener Zeit von Holz, Lehm und Stroh. Sie hat sich durch mehrere Jahrhunderte erhalten und machte es möglich, daß abgebrannte Häuser binnen 6 Wochen wieder fertig aufgebaut werden konnten. — Ums Jahr 1400 soll die Stadt bereits 100 Häuser und 500 Einwohner gehabt haben, welche sich von Ackerbau, Viehzucht und Waldarbeit nährten. Handwerker waren zu jener Zeit nur wenige vorhanden. Der Bedarf an Kleidung und Hausgeräten wurde meistens von Schweidnitz, später auch von Landeshut bezogen.

Die Stadt und ihre umliegenden Ortschaften Altfriedland, Schmidtsdorf, Neudorf, Böhlenau, Rosenau und Raspenau war in der Mitte des 14. Jahrhunderts ein Zubehör der Burg (Herrschaft) Freudenberg, und mit dieser im Besitz der Familie Schwenkfeldt, später der Herzogin Agnes v. Schweidnitz, der Gebrüder Günzel und Nikolaus von Seidlitz. Die Stadt war anfänglich eine Domäne der Herzöge von Schweidnitz und wurde vermutlich schon zu ihren Zeiten zur Herrschaft Fürstenstein geschlagen, denn als um das Jahr 1497 Joh. v. Schellendorf die Herrschaft Fürstenstein von dem Könige Wladislaus II. von Böhmen käuflich an sich brachte, gehörte Friedland nebst Zubehör schon zu dieser genannten Herrschaft. 1624 kaufte Dietrich von Peterswalde die Herrschaft Friedland dem Christoph von Hochberg ab, verpfändete sie aber schon 1626 wieder an Hans Heinrich von Hochberg auf Fürstenstein für 14800 Taler, bei welcher Herrschaft sie sodann verblieb. Durch den Anfall der Herrschaft Freudenberg an Fürstenstein-Schweidnitz erfolgte gleichzeitig die Lostrennung von Böhmen und Einverleibung in Schlesien.

Altfriedland bezeichnet jedenfalls den Ort, da ursprünglich die erste Niederlassung der Kolonisation stattfand, an ihn hat dann die Stadt als neuer Ort sich angebaut. Wann Friedland „Stadtrecht“ erhalten hat, ist unbekannt, ebenso, wann die umliegenden Ortschaften entstanden sind; jedoch ist anzunehmen, daß dieselben in kurzer Zeit nach Friedland erbaut worden sind.

Die ersten Häuser eines Dorfes erhielten den Namen „Scholtisei“. Ihre Besitzer erhielten das Verwaltungsrecht und auch das Richteramt im Dorfe (Erbscholtisei). Über die kommunalen Einrichtungen und die Gerichtspflege der Ortschaften

fehlen aus der Zeit bis 1400 die urkundlichen Nachrichten. Es ist wohl anzunehmen, daß, so lange Friedland zur Herrschaft Freudenberg und damit zu Böhmen gehörte, die höhere und auch die niedere Rechtspflege von den Besitzern ausgeübt wurde. Später nach 1497 zu Fürstenstein gehörig wird die Rechtspflege in Schweidnitz ausgeübt worden sein. Möglich ist auch, daß die kleinen Rechtsfachen wie in den späteren Jahrhunderten unter der Herrschaft Fürstenstein durch besonders beordnete Beamte an Ort und Stelle erledigt wurden. An Stelle des polnischen Rechtes hatte sich auch im Fürstentum Schweidnitz-Sauer schon zur Zeit der Bolkonen allmählich das deutsche (Magdeburger) Recht eingebürgert.

Die ersten Stürme und Bedrängnisse erlebte die junge Stadt Friedland am Anfange des 15. Jahrhunderts durch die Hussiten. Während der Hussitenkriege wurde sie dermaßen verwüstet, daß sie 30 Jahre lang wüste gelegen haben soll, ehe sie um 1470 auf der Stelle der heutigen Stadt wieder aufgebaut wurde. Auch ihre benachbarten Ortschaften sowie die ganze Umgegend hatte unter dem Wüten der hussitischen Haufen zu leiden. So wurde in jener Zeit das Dorf Olbersdorf, auch Ullersdorf genannt, zwischen Reimswaldau und Hermsdorf i. B. gelegen, so gründlich zerstört, daß nichts mehr als der Name an dasselbe erinnert. 1509 ging Friedland und Umgegend in den Besitz des Conrad v. Hochberg über, der, wie seine Nachkommen, für Förderung des Städtchens sein Bestes tat.

Die Reformation,

die 1517 begann, drang auch in Schlesien ein und nahm hier raschen Fortgang, da viele Geistliche nach Luthers Sinn predigten und zum Protestantismus übertraten. Auch die Bewohner Friedlands wurden evangelisch. Im März 1564 erteilte Conrad II. von Hochberg als Protestant dem Städtchen Friedland eine neue Kirchenordnung auf Grundlage der Augsburgerischen Konfession, welche aus vierzig Paragraphen bestand, in denen den Pfarrherren und den Gemeindegliedern ein ehrenhafter und tugendhafter Lebenswandel vorgeschrieben und ihr Verhalten im Amte genau angegeben wurde. Die wachsende evangelische Kirchengemeinde hielt ihre Gottesdienste 1574 und weiter in ihrem alten kathol. Gotteshause ab, das sie früher selbst erbaut hatten und das sie als ihr Eigentum betrachteten. Von 1601—1603 wurde dieses gemauerte Gotteshaus repariert, 1646 brannte es ab, wurde

aber bald wieder hergestellt. Wohl gegen 100 Jahre hatten die Evangelischen dieses Gotteshaus benutzt, dann, nach Eintritt der Gegen-Reformation, mußten sie es an die katholische Kirchgemeinde abtreten. Nun kam für die Evangelischen eine Zeit schwerer Bedrängnis und Verfolgung. Im Verborgenen, zumeist in Waldungen hielten sie ihre Gottesdienste. Sogenannte Buschprediger lehrten sie das Wort Gottes. Zu jener Zeit suchten und fanden die bedrängten Evangelischen von Friedland und Umgegend eine Zufluchtsstätte und einen sicheren Hort bei dem Glashüttenbesitzer Preusler in Freudenburg. Als dann die Friedenskirche zu Schweidnitz nach 1648 erbaut worden war, scheuten sie nicht den weiten Weg dahin. Befreiung von dem religiösen Druck brachte der Preußenkönig Friedrich der Große, der bald nach Einnahme von Schlessien die Erlaubnis zum Bau evangelischer Bethäuser gab und bald darauf bestimmte, daß diese Häuser „Kirchen“ genannt werden. Auch Friedland erbaute nach 1742 sein evangel. Gotteshaus neben die alte kathol. Kirche Eingepfarrt wurden und sind die ev. Gemeinden Allfriedland, Schmidtsdorf, Neudorf, Böhlenau, Rosenau, Raspenau.

Religionsfreiheiten

zwischen Katholiken und Protestanten gaben die Ursache zum Ausbruch des 30jähr. Krieges, der in dem benachbarten Braunau 1618 seinen Anfang nahm. Während desselben ist auch die Stadt Friedland durch Einquartierungen, Kontributionen und Plünderungen starken Verwüstungen ausgesetzt gewesen. Dazu kamen ansteckende Krankheiten, die sie entvölkerten. 1626 plünderten die durchziehenden Kroaten die Stadt vollständig aus, steckten über 70 Häuser in Brand und töteten mehr als 20 Bürger; 1633 starben die Einwohner bis auf 4 Ehepaare, überhaupt bis auf 17 Personen aus.

Im Jahre 1646 entstand eine große Feuersbrunst, die 82 Häuser nebst Kirche, Schule und Rathaus*) in wenigen Stunden verzehrte. Sie brachte das Städtchen in einen erbarmungswürdigen Zustand. Ein großer Teil der Einwohner wanderte aus, teils in das benachbarte Böhmen, teils nach Schlessien. Nur die, denen es mit Hilfe der eigenen Familien-

Das abgebrannte Rathaus wurde 1649 neu aufgebaut, der Unterstock gemauert, der obere aus Bindwerk gefertigt. 1738 wurde der Rathhausturm repariert. Später wurde ein neues massives Rathaus erbaut und mit einer schlagenden Uhr versehen.

glieder möglich war, die Häuser wieder aufzubauen, blieben zurück. Der Aufbau muß langsam erfolgt sein, denn noch 1650 lagen 30 Stellen wüste, deren Besitzer fortgezogen oder gestorben waren. Die wüsten Stellen waren für geringes Geld käuflich oder wurden ganz verschenkt.

Das letzte Jahr des 30jährigen Krieges (1648) brachte dem vielgeprüften Friedland noch einmal großen Schaden. Durchziehende feindliche Truppen drangen in die Häuser und plünderten sie aus. Was nicht einzusackern lohnte, oder im Hause nicht vernichtet werden konnte, wurde auf den Markt geschleppt und dort verbrannt. Manche Bewohner wurden gemordet, andere gemißhandelt. Friedland ging aus dem 30jährigen Kriege vollständig ruiniert hervor und konnte sich bis in das 18. Jahrhundert hinein davon nicht erholen. Beinahe 100 Baustellen und unbewohnte Häuser waren jahrelang stumme Zeugen der trüben Zeit. Die Einwohner waren gänzlich verarmt und wußten nicht, wovon sie leben sollten. Die Felder waren mehrere Jahre unbesest geblieben und die Bauernhöfe zerfallen. Die Häuser in Altfriedland, Neudorf, Böhlenau usw. waren auch abgebrannt, zerstört und unbewohnt. Durch die Verwüstungen waren auch die Schöppenbücher und Dokumente vernichtet worden, was große Verwirrung in den Besitztiteln herbeiführte. Bei vielen Verträgen konnte man sich nur auf die „Aussagen alter Leute“ verlassen. Das lange Kriegsleben und seine Roheiten hatten auf das Volk verwildernd eingewirkt. Trotz ihrer Verarmung wurden die Bauern angehalten, der Grundherrschaft die Zinsen und Frohndienste regelmäßig zu leisten. Dies erzeugte bei ihnen Unzufriedenheit und Verbitterung. Es entstanden um 1690 an mehreren Orten die Bauernaufstände, die mit Gewalt und durch strenge Strafen niedergehalten wurden. Ein Chronist schreibt aus jener Zeit: „Zu Pfingsten sind die Bauern-Unruhen angegangen, da sind um Petrie=Pauli 2 Bauern der Herrschaft Peterswaldau zu Schweidnitz und 2 von der Herrschaft Kynsburg zu Tauer am Schnellgalgen an der Landstraße aufgehängt worden.“ (Kynsburg S. 61.)

Die Grundherrschaft von Friedland,

die Grafen von Hochberg auf Fürstenstein, suchten von Anbeginn ihrer Herrschaft (1509) das Wohl der Stadt Friedland und der umliegenden Orte zu fördern. Sie erteilte ihr mehrere Berechtigte oder Urbaren, die ihre Einkünfte verbesserten.

1545 erhielten die Städte Friedland und Freiburg von der Herrschaft eine gleiche Gerichtsordnung und Instruktion, welche bis zum Jahre 1632 Gültigkeit behielt. Auf Ansuchen Conrads von Hochberg erhielt Friedland vom Kaiser Ferdinand 1558 das Privilegium des achttägigen Jahrmarktes und Donnerstags einen Wochenmarkt, durch Conrad von Hochberg ferner noch 1597 auf alle herumliegende Dörfer das Malz- und Bierurbar, des Salzhandels, Schlachtens, Backens der Schuster, Schneider und Töpfer. Wesentliche Einkünfte verschaffte der Stadt das Braururbar. 1630 zählte die Stadt 80 brau-
beurbarke Häuser. Die Hochbergische Witwe Euphemia hatte schon 1542 angeordnet, daß die Dörfer um Friedland das Bier nirgend anderswoher als von der Stadt Friedland beziehen sollten. Diese Verordnung wurde 1611 von Dietrich von Hochberg erneuert. In den Jahren 1585—88 raffte die Pest viele Einwohner weg. 1611 wurde das Stadtbuch entwendet, 1621 brannten durch Zündung eines Blitzstrahles 12 Bürgerhäuser ab. 1627 gab Dietrich von Peterswalde (bis 1649 Besitzer von Friedland) das Privilegium, daß die Stadtgüter von allen Roboten (Hand- und Spanndiensten) befreit sein sollten. 1662 erhielt die Stadt ein herrschaftliches Privilegium über den Wein- und Branntweinschank, über Pech-, Salz-, Eisen- und Holzhandel und Gewandschnitt. 1671 privilegierte Graf Maximilian von Hohberg dato Göhlenau 5. Dezbr. die hiesigen Freiäcker und bestätigte 16. Dezbr. die Zunftartikel der Züchner. Conrad Ernst Maximilian von Hohberg erlaubte der Bürgerschaft d. Fürstenstein d. 5. Dezbr. 1705 ein jährlich Pfingstschießen und verlieh dem Orte 1706 eine Konzession über Braururbar, jedoch nur für die Stadt allein.

Zu den betriebsamen Uckerbürgern hatten sich schon in früherer Zeit auch Handwerker der verschiedensten Gewerbe angesiedelt. Im 15. Jahrhundert waren es die Schuhmacher, später die Züchner und Weber, die ihre Tätigkeit übten. Der 30jährige Krieg brachte dem Handwerkerstand einen ziemlichen Niedergang, von dem sich die einzelnen Zünfte erst spät wieder erholten. 1744 verordnete Graf von Hochberg, daß die an Zahl sich mehrenden Strumpfwirker sich der in Gottesberg gebildeten Zunft der Barettmacher, Socken- und Handschuhstricker anschließen sollten.

Raum hatte sich Friedland mit seinen Dörfern von den bedrückenden Folgen des 30jährigen Krieges einigermaßen erholt, da setzten die schlesischen Kriege ein, welche neue

Opfer forderten. Nach dem Friedensschluß 1763 zählte Friedland 708 Einwohner. Die Serviseinnahme des Städtchens betrug 380 Taler, die Kommunal-Einnahme 775 Taler. Es besaß zur Zeit 160 Häuser mit Stroh- und Schindeldächern, 12 unbewohnte Häuser und 7 wüste Stellen. 30 Häuser standen zum Verkauf, die meist von Fremden für geringes Geld bezogen wurden. Auch in den meisten Dörfern gab es wüste und unbebaute Stellen. Vieh war nur wenig noch vorhanden. Anschaffung von Samengetreide, Zugvieh, Ackergeräte usw. ging langsam von statten. Die Grundherrschaft half soviel sie konnte.

Jahrmärkte konnten während und nach den Kriegen lange nicht abgehalten werden. Die Stadt vermochte die verschleppten Buden und die zerstörte Wasserleitung nicht wieder herzustellen, da auch die Stadtwaldungen vernichtet worden waren. Die Stadt blieb mehrere Jahre ohne Trinkwasser und mußte den Bedarf aus dem Steinesfuß befriedigen. Über 18000 Taler Schulden hatten die schlesischen Kriege dem Städtlein verursacht.

Unter preußischer Herrschaft.

Der Preußenkönig Friedrich der Große ließ es nicht an Unterstützung fehlen. Er schenkte bares Geld, lieferte Getreide und Mehl zu billigen Preisen und half, wo er nur konnte. Er förderte den Flachsbau, den Leinwandhandel, den Kartoffelanbau und die Verwendung der Steinkohlen, auch widmete er dem Obst- und Weinbau, dem Anbau der Wasserweiden sowie der Bienen- und Seidenraupenzucht seine Fürsorge; er gab die Erlaubnis zum Bau ev. Gotteshäuser und zur Einrichtung von Schulen, welche an mehreren Orten um Friedland neu entstanden. Bald nach Besitznahme von Schlessien bestätigte der König von Preußen 1743 der Stadt Friedland alle Privilegien, das Braurbar, die 4 Jahrmärkte zu 2 Tagen und Donnerstags einen Wochenmarkt. 1786 ließ der König durch eine in Breslau eingesetzte General-Kommission die Rechte und Pflichten der Grundherrschaft und der Untertanen in einem neuen Urbarien-Recht zeitgemäß ändern und beiden Teilen bei Übertretungen die Strafen androhen. Ein solches Urbarien-Recht erhielt auch Friedland. Unterschrieben war dasselbe einerseits von Gottl. Joh. Ludwig Graf v. Hochberg, Carl Abraham Oswald, Graf von Czettritz und Neuhaus, Siegmund, Graf von Czettritz und Neuhaus, ander-

seits von den Scholzen und Schöffen der sechs Gemeinden um Friedland.

Das Urbarium der Herrschaft Friedland war keineswegs das schlimmste zu damaliger Zeit für herrschaftliche Untertanen. Bei den Bauern verstand sich damals die Unterwürfigkeit gegen den gnädigen Gutsherrn von selbst. Der Bauer war Gutsuntertan, beinahe so viel als Leibeigener, nur daß der Gutsherr ohne das Gut den Bauer nicht verkaufen konnte; dagegen wurde der Bauer mit seiner ganzen Familie verkauft und vererbt, wenn das adelige Gut in andere Hände überging.

Um 1785 bestand der Magistrat aus dem Bürgermeister (zugleich Kämmerer), dem Polizei- und Feuerbürgermeister, einem Senator und Notarius, welcher die sechs Dörfer als Justizmann mit versah und zwei Senatoren für Hospital- und Brauereikasse. Der Magistrat hatte die niedere, die Grundherrschaft die höhere Gerichtsbarkeit. In Justizsachen stand die Stadt unter dem Breslauer Oberamt. Nach Einführung der Städteordnung von 1808 und 1853 fand der Verwaltungskörper eine andere Zusammensetzung.

Friedland zählte 1780 in 10 öffentlichen und 167 Privatgebäuden gegen 840 Einwohner, darunter 23 Weber und 10 Webergehilfen. Die Einwohner, meist evangelisch, nährten sich zurzeit von Ackerbau, Weberei und Bierbrauen, wozu 1785 gegen 90 Häuser berechtigt waren, 10 Leinwandhändler führten 1781 für 78628 Reichstaler Leinwand aus.

Arbeiten der Textilindustrie,

als Flachsbaum, Flachszurichtung, Spinnen, Weben, Bleichen, Färben usw. sind in Friedland und Umgegend von den Einwohnern fleißig betrieben worden. Die Herstellung „zarter Leinwand“ diente dem Ländchen zum Ruhme. Trotz alledem führten die Weber am Ausgange des 18. Jahrhunderts ein bewegtes Leben. Infolge der französischen Unruhen und der sich steigenden Kriegsbesorgnisse war um 1793 der Leinwandhandel sehr ins Stocken geraten. Die Preise der Waren waren sehr gesunken, die Garnpreise dagegen gestiegen. Der geringe Verdienst und die Arbeitslosigkeit der Weber wurde im Frühjahr 1794 immer drückender. Die Weber im Gebirge wurden auffällig gegen die angeblichen Bedrückungen der Flachs- und Garnhändler. In Landeshut, Schmiedeberg, Schömberg, Volkenhain und Lüben kam es zu starken Tumulten, wobei die Weber in ihrem Wüten viel Schaden

anrichteten, aber schließlich der gegen sie aufgebotenen militärischen Macht weichen mußten. Auch in Waldenburg hatten am Ostersonnabend 1794 Unruhen stattgefunden, wobei der Landrat von Jedlitz gemißhandelt wurde. Die Weber von Langwallersdorf und Steinau, die ihre Waren zum größten Teile nach Waldenburg zum Verkauf brachten, zeigten auch hier ihren Ingrimm. Zwar wurden die Aufstände der Weber im Gebirge niedergehalten, da aber der auf ihnen lastende Druck sich nicht oder nur wenig fühlbar erleichterte, brachen sie ums Jahr 1843/44 um so heftiger hervor. („Die Weber“, Drama von Hauptmann.) Lies S. 23.

Die Leinenweberei wie auch die Papiermacherei, die schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hier Eingang fand, entwickelte sich im Laufe der Zeit zu Fabrikbetrieben. Gegenwärtig hat in der Stadt Friedland vor allem die Leinen- und Halbleinenweberei ihren Sitz. Heute bestehen in Friedland eine Papierfabrik und vier mechanische Webereien für Leinen- und Halbleinen, von denen die größte, der Firma Julius Bendix Söhne gehörig, allein bis 450 Webstühle im Betriebe hat. Ferner befinden sich am Orte Garnbleiche, Dampf- und Wassermangel und Blausärbereien, sowie eine große, erst im Kriege entstandene Flachsaußbereitungsanstalt, in welcher der auf Wiesen geröstete Flachs spinnfähig gemacht wird. Infolge der regen industriellen Tätigkeit, sowie der Eingemeindung von Altfriedland ist die Einwohnerzahl von 985 am Ausgange des 18. Jahrhunderts auf 5000 im Jahre 1920 gestiegen. (S. 232.)

Die Stadt hat eine evangelische und eine katholische Kirche, die nahe beieinander liegen und zu denen die umliegenden Ortschaften eingepfarrt sind. Auf den angrenzenden Friedhöfen befinden sich auch Gräber von Ausländern, zumeist Polen und Russen, die in Görbersdorf Heilung suchten und nicht mehr fanden. Auf dem kath. Friedhofe, dicht hinter der Kirche, schaute man das Grab des 1853 in Schmidtsdorf verstorbenen Pädagogen Felix Rennschmidt, einem Schüler Pestalozzis.

Die Jugend wird in einer mehrklassigen evangelischen und einer katholischen Schule unterrichtet. Am südlichen Ende der Stadt erhebt sich das Amtsgerichtsgebäude mit Gefängnis. Außerdem finden wir noch ein Armen- und ein Krankenhaus, sowie eine neuzeitlich eingerichtete Freibadeanstalt.

Von benachbarten Ortschaften

liegt Schmidtsdorf als lieblicher Ort mit 500 Einwohnern günstig in dem von waldreichen Bergen umgebenen Tale der Bläher Steine zwischen Friedland und Görbersdorf. Es birgt rege Industrie. Wir finden hier eine Papierfabrik, eine Getreide-, zwei Breitmühlen und eine Dampfwaschanstalt. Im Ortsteil Fuchswinkel ist die Einrichtung einer alten schlesischen Bauernstube zu schauen.

Neudorf, etwas verdeckt im stillen Tale gelegen, betreibt Landwirtschaft und birgt eine Heilanstalt.

Die Ortschaften Böhlenau (Dorf Böhlenau sowohl als auch Hof Böhlenau) liegen nahe an der böhmischen Grenze und zählen zusammen etwa 800 Einwohner. Während im „Dorfsteil“ zumeist Landwirtschaft betrieben wird, finden wir auf dem „Hofe“ außerdem eine Holzrouleau- und Taloustenfabrik, eine keramische Buntdruckerei, eine Bleiche und eine Appreturanstalt. An der Dorfstraße nach Halbstadt steht das preußische Zollamt. Die Eisenbahnstrecke Friedland—Halbstadt verbindet Schlessien mit Böhmen.

Die westlich gelegenen Orte Rosenau, Raspenau liegen an der Straße nach Schömberg. Im ersteren bewundern wir als Sandsteingebilde die Zwergstuben und in letzterem die Sandsteinbrüche von Krause und Tschörtner.

Sagen aus Friedlands Umgebung.

Außer den auf Seite 33—38 mitgeteilten Sagen aus der Friedländer Gegend werden hier auch Sagen erzählt, die ihren Ursprung und ihre Anlehnungspunkte in den benachbarten Kreisen Landeshut und Neurode haben. Einzelne derselben, teils von Patschovsky, teils von Professor Dr. Kühnau gesammelt, mögen hier folgen.

Das Braumännlein.

Am Ochsenkopfe bei Rohnau, Kreis Landeshut, hüteten einst zwei Knaben und ein Mädchen die Kühe, wobei sie sich, um die Vangeweile zu vertreiben, allerlei Geschichten von den Geistern der nahen Berge erzählten. Während gerade das Mädchen den aufmerksam lauschenden Knaben ein schönes Märchen berichtete, stand ein graues Männchen vor ihnen, das jedem Kinde ein kleines Brot überreichte und dann verschwand. Die Knaben nörgelten über ihr Geschenk: Trockenes Brot seien sie nicht gewöhnt zu essen, das Männchen hätte ihn wohl Butter und Wurst dazu schenken können; außerdem sei ihnen das Brot auch zu hart. Und mit allerlei

Spottreden warfen sie ihre Brote so lange umher, bis sie nicht mehr zu finden waren. Das Mädchen aber war über diesen Frevel der Knaben nicht wenig erschrocken; es dachte bei sich: „Wenn das Brot auch ungenießbar ist, so ist es doch eine Gabe Gottes, die man in Ehren halten muß.“ Und sie beschloß, das Brot im Nothfalle den Hühnern zu geben. Als sie aber ihren Laib Brot zu Hause zerschnitt, fand sie darin einen Klumpen Gold, der in den Teig eingebacken war. Voller Freude zeigte sie ihren wertvollen Fund den krichtigen Knaben, aber vergebens suchten diese nun die weggeworfenen Brote; das Graumännlein hatte sie wiedergeholt, weil die Burschen des Geschenkes unwert gewesen waren.

A h n a u , Schlesiſche Sagen.

Die Fuhr mit den Zwergen.

Am Rabenstein war ehemals ein Schloß, das als verwunſchen galt; nachdem es die Menſchen verlaſſen hatten, bezogen es an ihrer Stelle die Zwerge, denen es in den düſteren Gewölben gar wohl gefiel. Mit den Bewohnern des nahen Dorfes Dittersbach unterhielten ſie einen freundschaftlichen Verkehr, ganz beſonders herzlich aber war ihr Verhältniß zu dem benachbarten Bauer und ſeiner Familie. Eine niedliche Zwergin in einem Purpurröckchen, einem gelben Mieder und einem bunten Tüchel beſuchte öfters die Bauerſtochter, wenn dieſe am Weſtuhle ſaß, kletterte behend am Weſtuhl empor und ließ ſich Geſchichten erzählen. Eines Tages aber erſchien ſtatt des Zwergfräuleins ein alter Zwerg und fragte den Bauer, ob er das Zwergenvölkchen fortfahren wolle; ſie müßten ausziehen, weil im nahen Liebau immer und immer Glockengeläut ertönte. Der verwunderte Bauer ſagte zu und erſchien am nächſten Morgen am Rabenſteine mit einem Leiterwagen, auf dem ſich, wie der Zwerg gewünscht, zwei leere Fäſſer beſanden. Es währte nicht lange, ſo erſchien eine große Schar von Zwergen und Zwerginnen, allen voran das niedliche Zwergfräulein. Ein jeder warf eine Münze in eine der leeren Tonnen und beſtieg dann den Wagen, der bald über und über beſetzt war. Ein Zwerg aber wies dem Bauer, der das Ziel nicht kannte, den Weg. Nach beſchwerlicher Fahrt kamen ſie in die Adersbacher Felſen, ihre neue Heimat. Nachdem ſich der Bauer von ſeinen Fahrgäſten verabschiedet hatte, kehrte er nach ſeinem Dorfe zurück; in den Fäſſern aber beſand ſich ſo viel Gold, daß der Bauer für ſein Leben ein wohlhabender Mann war und ſeine Wiſchaft von Grund auf neu erbauen konnte.

A h n a u , Schlesiſche Sagen.

Der Böttcherlehrling beim Urlebrunnen.

Ein Böttcherlehrling ſchnitt in der Nähe des Urlebrunnens Reiſen. Da hörte er über ſich ein ſtarkes Rauſchen. Er ſah in die Höhe und gewahrte, wie in der Luſt ſieben, mit langen, grauen Mänteln bekleidete



Gesamtansicht von Friedland

Männer daher geslogen kamen, die sich ins Rabental herabsenkten und beim Urlebrunnen niederließen. Der Lehrling war über diese Erscheinung nicht wenig erschrocken und versteckte sich aus Furcht im Gebüsch, beobachtete aber von hier aus die Männer genau. Diese suchten alsbald im Rabentalen Steinchen zusammen und frugen sie dann zum Urlebrunnen, um sie sauber abzuwaschen. Einer der Männer kam beim Suchen in die Nähe des Lehrlings und entdeckte diesen. Der Bursche, der aus Furcht am ganzen Leibe zitterte, wurde aus seinem Versteck hervorgeholt, aber die Männer thaten ihm nichts zu Leide, sondern sie fragten ihn nur, ob er mit ihnen nach Welschland reisen wolle. Als der Lehrling die Frage verneinte, gaben ihm die Männer einige von den grauen Steinchen, worauf sie auf dieselbe Weise verschwanden, wie sie gekommen waren. Kaum hatte sich der geängstigte Bursche von seinem Schreck erholt, da gedachte er die Steine wegzuworfen, weil sie ihm wertlos erschienen. Er behielt sie aber doch und nahm sie mit nach Hause, woselbst sich herausstellte, daß die Steine nach Entfernung der unansehnlichen äußeren Schale pures Gold enthielten.

Patschowsky, Sagen aus dem Kreise Landeshut.

Diese „Walernsage“ hält die Erinnerung an die venezianischen Goldsucher aufrecht, die einst das gesamte Riesengebirge nach Erzlagern durchforscht haben sollen. (Kunik, Bilder aus dem Kreise Landeshut.)

Der Ofternkönig an der Heuschauer.

Ein junges Mädchen war eines Morgens im Spätsommer mit ihrer Mutter hinaufgegangen an die Abhänge der Heuschauer, um dort zwischen dem Steingeklüft Gras zu schneiden. Damit sie mittags nicht nach Hause zurückzukehren nötig hätten, nahmen sie in einem weißen Tragetuche etwas Brot, eine Schüssel und Löffel und in der Hand einen Krug voll Milch mit. Emsig gaben beide sich ihrer Arbeit hin, bis die Sonne hoch stand. Wann suchte die Tochter einige dürre Baumäste zusammen und zündete ein Feuer an, um die Milch zu wärmen. Nachdem das geschehen war, goß sie diese in die Schüssel aus, die sie auf das weiße Tragetuch stellte, und entfernte sich, um der Mutter zu sagen, daß ihr Mittagessen bereit sei. Bei der Rückkehr wollte das Mädchen seinen Augen nicht trauen; denn über das Binsen streckte sich eine in hellen und dunklen Farben schillernde sehr große Ofte, die ihr Köpfchen in die Milch tauchte und sich an dieser labte. Daneben aber lag ein Krönchen von purem Golde, das in seinem Glanze mit der Sonne wetteiferte. Wohl hatte die Maid schon vom Ofternkönig gehört, der eine Krone tragen soll, aber sie hatte die Erzählung für ein Märchen gehalten und nun sah sie das für unmöglich Gehaltene in der Wirklichkeit vor sich. Ohne lange zu überlegen, schlich sie sich hinzu und nahm die Krone von dem Tragetuche weg. In demselben Augenblick ließ

das Tier, das ein wirklicher Otternkönig war, einen Mark und Bein durchdringenden Pfiff ertönen. Dieser machte die Jungfrau erbeben. Sie ahnte, daß dies das Zeichen sei, durch welches der König seine Untertanen zur Hilfe herbeirief, und lief daher unter Anwendung aller Schnelligkeiten ihrer jungen Beine von dannen. Im Nu wimmelte es an der Berglehne von Ottern, und alle ringelten sich unglaublich rasch hinter der Kronenräuberin her. Diese half sich dadurch, daß sie fortwährend die Richtung änderte und im Zickzack dem elterlichen Häuschen zurrante. Als die Befolger schon ganz nahe waren, da erreichte sie die Türe und hatte Leben und Kleinod gerettet. Der entkrönte König wurde sofort von den Ottern gefressen. Die Krone aber wuchs von Jahr zu Jahr und machte ihre Besitzerin über die Maßen reich.

Sohaus in Gl. B. IV.

XVI.

Textilindustrie im Kreise (einst und jetzt).

Das Spinnen.

In den früheren Jahrhunderten, auch schon vor dem 30jährigen Kriege, bildeten die Arbeiten der Textilindustrie, insbesondere der Anbau des Flachses und seine Zubereitung, sowie das Spinnen und Weben die einzige Hausindustrie und Heimarbeit, die dem Landmann und dem Handwerker einen mäßigen Nebenverdienst abwarf. Das Spinnen erlernte jedes Kind in der Familie, zuerst an der Spindel, dann am Spinnrade (wie Schreiber dieses es auch erlernte).

Das Weben am Webstuhl wurde außer dem beruflichen Weber von den Hausfrauen und deren Töchtern erlernt und betrieben. Die Garn- und Leinwandhändler sorgten für gewinnbringenden Absatz. Somit stand dieser Gewerbebezweig in aller Zeit in regem Betriebe auch hier in unserem Kreise. Die Drangsale des 30jährigen Krieges aber brachten ihm einen schweren Niedergang. Die Stände des Fürstentums Schweidnitz-Jauer berichteten dies dem Kaiser und sprachen dabei die Befürchtung aus, es werde der Garn-, Leinwand- und Schleierhandel, der bisher bedeutende Einnahmen gebracht habe, nun auf andere Länder und Ortschaften übergehen.

Zu jener Zeit hatte die Grundherrschaft das Recht, von den ihr untertanen Spinnern und Webern einen Teil von Garn und Leinwand als Zins zu verlangen. Ihr erwuchs hieraus ein Gewinn, den Untertanen aber ein Nachteil. Ein Urbarium vom Jahre 1618 z. B., das die Dorfgemeinde Wäldchen im hiesigen Kreise betrifft, bestimmte: „Die Bauern spinnen für die Herrschaft Königsberg (Kynsburg) jeder drei Stück „Werks“. Als Lohn dafür erhalten sie 2 Groschen, oder, wenn sie nicht spinnen, zahlen sie 18 Groschen. Die Gärtner und Hausgenossen spinnen 3 Stück Flachsens, der Lohn vom Stück beträgt 2 Groschen, oder geben dafür zwölf Groschen. Sie brechen Flachs, jeder 1 Tag, oder, wenn sie nicht brechen, zahlen sie 1 Groschen 8 Heller.“

Es bestand zur Zeit die Vorschrift, daß Flachs, Garn und Leinwand nur an und durch bestimmte Personen verkauft werden durfte. Erst Kaiser Carl VI. bestimmte zum Vorteil der armen Handwerker, daß es jedem, auch dem Spinner und Weber freistände, seine Erzeugnisse und Vorräte von Flachs, Garn und Leinwand selbst zu verkaufen an wen sie wollten. Im Jahre 1724 bestimmte eine neuaufgestellte Garn-, Leinwand- und Schleierordnung genau die Länge und Breite jeder Gattung, sowie die Behandlung der Leinwand durch die Bleicher und Walker, desgleichen die verschiedenartige Strafe für Nichtbeachtung dieser Bestimmungen. Ein vereideter Schau-Meister hatte die Pflicht, die Ausführung dieser kaiserl. Verordnung strengstens zu überwachen. — Mit den Arbeiten der Textilindustrie befaßten sich schon im 16. Jahrhundert die meisten Bewohner des schlesischen Gebirges. Große Bleichen fanden sich auf den Bergwiesen längs des ganzen Zuges der Sudeten. Fast in jeder Hütte surrte das Spinnrad und klapperte der Webstuhl.

Wie heute die Kaffeemühle und die Nähmaschine die unfehlbaren Geräte eines jeden Hausstandes sind, so waren es damals das Spinnrad und der Webstuhl. Die Frauen gingen zur Nachbarin nicht zum Kaffee, denn dieser war noch nicht allgemein eingeführt, und wo er vorhanden war, so unerschwinglich teuer, daß ihn der Arbeiter und der Mann des Mittelstandes nicht kaufen konnte. Die Kaffeemühle wurde daher früher die Bankerottmühle genannt, weil sie mancher Familie zur Armut verholzen hatte. Man ging anstatt zum Kaffee mit Spinnrocken und Spinnrad ins Nachbarhaus, am Tage zum „Rocken“, am Abend zum

„Lichten“. Abends wurde dort vor dem Kamin beim Kienlicht oder mitten in der Stube um das Licht des Schleifenspanns in Gesellschaft fleißig gesponnen, dabei erzählt, gesungen, gescherzt, gelacht. Die Spinnstuben jener Zeit waren die Stätten, da das Volkslied, die Sage, das Märchen, die Volksspiele, die Volksgebräuche und meist auch die Geschichten des Aberglaubens von Mund zu Munde sich fortpflanzten und von Ort zu Ort weiter verbreiteten. (Sagen aus der Spinnstube folgen unten.)

Leider stand der Erwerb des Spinnens mit dem aufgewendeten Fleiß und der gehaltenen Mühe nicht im Einklang. Zum gesponnenen Garne war der kostbare Flachs, der so unendlich viel Arbeiten erforderte, geliefert worden. Das Spinnen selbst nahm viel Zeit in Anspruch. Die von der Polizei geachtete Garn-Weise umfaßte je 20 Faden Garn zu einem Gebind, 20 Gebind zu einer Zaspel und 3 Zaspeln zu einem Strähn, der von der Weise abgenommen wurde. 4 Strähn bildeten 1 Stück, 15 Stück eine Mandel, 4 Mandeln = 1 Schock. Der Garnsammler, der es kaufte, zahlte für 1 Strähn 2 Silbergroschen = 20 Pf., für das Schock 16 Reichstaler. Ein einzelner Spinner brauchte hierzu 240 Tage, da er täglich nicht mehr als 1 Strähn zu spinnen imstande war. Die Bezahlung erfolgte nur, wenn jeder Faden unverkürzt und glatt gesponnen und jedes Gebind vollzählig war. Trotz solchen geringen Gewinnes war der Kleinbürger und der Landwirt dennoch zufrieden, wenn er wöchentlich durchs Spinnen so viel erwarb, daß er die abzuführenden Steuern am Sonntags-Gebot*) aufbringen, das Salz für die Küche, das Leuchtöl für die Nacht oder sonstige kleine Bedürfnisse in der Häuslichkeit beschaffen konnte.

Dem Könige Friedrich d. Gr. lag die Hebung dieses Industriezweiges sehr am Herzen. Er befreite die Bewohner der Gebirgskreise, die ihn pflegten, von der Militärpflicht und entband sie von den Garnison- und Einquartierungslasten. Er erließ zahlreiche Verordnungen, welche die Förderung der Herstellung und des Verkaufes der Garn- und Leinenwaren betrafen. So bestimmte er z. B. im Jahre 1759, daß kein Knecht die Erlaubnis zum Heiraten erhalten sollte, der nicht

*) So nannte man die Versammlung der Dorfgemeinde, die auf Einladung und unter Vorsitz des Dorfschulzen meist an Sonntagen im Kreisamt stattfand.

den Nachweis des Flachspinnens und Wollspinnens erbracht habe. 1756 forderte er die Errichtung von Spinnschulen, in denen die Kinder von ihrem achten Jahre ab während ihrer schulfreien Zeit spinnen sollten. Durch Prüfungen sollte dann vor Dominium und Gericht eine gewisse Fertigkeit erwiesen werden, von der bei Knechten unter 30 Jahren die Heirats-erlaubnis abhängig gemacht wurde.

Der König förderte die Einführung des 1533 erfundenen Spinnrades an Stelle der Handspindel und gab Beihilfen zur Anschaffung verbesserter Webstühle. Dem Weber wurde die Arbeit dann leichter, und die Leinwand, die vom Stuhle kam, war feiner.

Es war dem König Friedrich d. Gr. vergönnt, in den letzten Jahren seiner Regierung an dem Ausblühen der schlesischen Leinenindustrie sich noch erfreuen zu können.

Das Weben.

Der Weber mußte zum Gewebe das Garn kaufen oder bekam es für einen Auftrag geliefert. Jeden Sonnabend brachte er die fertige Leinwand auf den Markt und bot sie dem Händler zum Kaufe an. Der Schaumeister prüfte die ausgelegte Ware ganz genau, und nach seinem Befunde wurde der Preis der Ware festgesetzt. So war der Weber der Gunst oder Ungunst der Händler und Verhältnisse unterworfen, während der Garn- und Leinwandhändler mit seinen Preisen nur von dem Weltmarktpreise abhängig war. (S. 210.)

Garn- und Leinwandhandel.

Während des 17. und 18. Jahrhunderts gab es in den einzelnen Orten des hiesigen Kreises nur einige Leinwandkäufer, die für die Breslauer und Landeshuter Kaufmannschaft die Leinwand von den Webern verhandelten, aber für sich wenig oder keine auswärtigen Geschäfte trieben; bis endlich einige reichere Personen anfangen, Leinwand nach Hamburg und andere Seestädte zu verhandeln. Der Geschichtsschreiber Wolfgang Menzel, ein geborener Waldenburger*), berichtet über den Waldenburger Leinwandhandel seiner Zeit wie folgt: „Der Leinwandhandel in Schlesien war eigentlich erst,

*) Menzel ist geboren im Hammerischen Hause (Druckerei des Tageblattes), Ecke Ring und Gottesberger Straße. Sein Vater Dr. Joh. Gottlieb Menzel, war 1800 Arzt in Waldenburg und Badearzt in Bad Allwässer.

seit Friedrich der Große Schlesien inne hatte, in rechten Aufschwung gekommen. Zwar war die Leinenindustrie und der Leinwandhandel schon durch Kaiser Carl IV., den Burenburger, gegründet worden, der Weber aus Brabant kommen ließ, wurde aber durch die unsinnigen Ausfuhrzölle der habsburgischen Kaiser wieder gehemmt, gedieh dann aber sichtlich durch Friedrich II. Dieser Fürst elektrifizierte alles und zauberte überall neue Erwerbe hervor.

Die damaligen eifrigsten, unternehmendsten und reichsten Leinwandhändler in Waldenburg waren mein sel. Urgroßvater Pischel und dessen Schwager Friesen. Pischel ist ein tiroler Name und stammt ohne Zweifel von den Tirolern her, die mit der heiligen Hedwig als Kolonisten in das schlesische Gebirge kamen. Noch heute liegt in der Mundart, die in der Umgegend von Waldenburg gesprochen wird, viel Tirolisches, namentlich die Endungen in a.

Pischel und Friesen machten weite Handelsreisen und brachten große Quantitäten der im Gebirge gewobenen Leinwand in die pommerischen und preußischen Seeplätze, von wo viel nach England und Amerika, wie auch nach Rußland verschickt wurde. Aber die wackern Männer wurden Opfer ihrer dem Vaterland nützlichen Bestrebungen. Mein Urgroßvater verschwand plötzlich, nachdem er in Breslau eine bedeutende Summe Geldes eingenommen hatte. Erst viele Jahre später fand man an der Straße zwischen Breslau und Schweidnitz eine unter einem Baume vergrabene Leiche und glaubte, noch an der Farbe und den Knöpfen des Rockes den alten Pischel wieder zu erkennen. — Friesen wurde in der preußischen Stadt Elbing, als er eben auch viel Geld einkassiert hatte, über Nacht ermordet. — Indessen wurde dadurch der Gang des Leinwandhandels nicht gestört und zur Zeit meiner Geburt, 1798, stand derselbe auf seiner Höhe. Unser kleines Städtchen zählt unter den Kaufleuten, zu denen an jedem Sonnabend Tausende von Webern aus der Umgegend die fertigen Schock Leinwand überreichten, Männer, die für Millionäre gelten, darunter auch sogenannte Amerikaner, weil sie die größten Geschäfte in der neuen Welt machten! — Zur Zeit waren im hiesigen Kreise 868 Weber in 23 Ortschaften. Die bedeutendsten Weberdörfer waren Wüstewaltersdorf, Langwaltersdorf, Dittmannsdorf, Jauernig, Dittersbach, Neuhaus. — Im Jahre 1790 wurden an Webwaren ausgeführt über Hamburg nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal, und über Triest

nach Italien zusammen für 1 005 460 Reichstaler, außer den Leinenwaren, die im Inlande und den Nachbarländern verbraucht wurden.

Leinwandmärkte wurden damals in Charlottenbrunn und Wülfewaltersdorf abgehalten. Auch in Waldenburg war ein förmlicher Leinwandmarkt errichtet worden und der Handel nahm dergestalt zu, daß Waldenburg sich zur 4. Handelsstadt des Gebirges aufschwang. Die Familien Treutler, Alberti, Töpfer, Schreiber u. a. betrieben im vorigen Jahrhundert den Leinwandhandel in hervorragender Weise. Sie haben um denselben sich verdient gemacht und durch Klugheit und Geschick sich selbst in den Wohlstand erhoben, der sie in den Stand setzte, wohlthätige Stiftungen in der Stadt zu errichten. Von den Familien Treutler und Alberti sind noch Nachkommen vorhanden. Ihre Wohlthätigkeitsstiftungen: das Treutlersche Stift für Aufnahme unbemittelter Bürger und die Alberti-Stiftung zur Unterstützung der Stadtl Armen, die jetzt von der Stadt Waldenburg übernommen sind, sichern ihnen ein ehrendes Gedenken für ferne Zeit.

So lange die schlesische Leinwand, die sich Weltruf erworben hatte, sich auf dem Weltmarkt behaupten konnte, blühte der Leinwandhandel und die Existenz der Weber und Spinner war eine zufriedenstellende, so daß mancher von ihnen seine Wohnung und seinen Hausstand zu bessern vermochte. Viele der Leinwandkaufleute gelangten zu großem Reichthum.

Die Noth der Weber.

Leider folgte den glücklichen Jahren ein trauriger Rückschlag auf lange Zeit hinaus. Das Vaterland war durch die Napoleonische Fremdherrschaft wirtschaftlich sehr ausgesogen, daher seine Kaufkraft sehr geschwächt. Es wuchs die Konkurrenz. England, das große Fabriken für Baumwollweberei und bald auch für Leinen in Betrieb gesetzt hatte, konnte die Welt mit billigen Baumwoll- und mit ungeheuren Mengen billiger Leinwand überschwemmen. So wurden die schlesischen Handleinen vom Weltmarkte verdrängt. Bei vermindertem Absatz sammelten sich große Bestände in den Lagerplätzen. Die Waren konnten nur zu sehr niedrigen Preisen abgesetzt werden. Der Absatz stockte, die Löhne fielen und die Noth der Weber stieg je höher, je weniger der Kaufmann Aufträge und Bestellungen aufgeben konnte. Das Elend der Weber wurde dann noch größer, wenn Krankheit oder schlechte Ernten hin-

zukamen. An Versuchen, den Webern in ihrer traurigen Notlage zu helfen, hat es nicht gefehlt. Sie gerieten wiederholt in Not, theils durch politische Zustände, theils durch Bedrückung und Ausbeutung der Händler, deren es an jedem Orte gab und die alle einen gewissen Wohlstand erreichten.

In der irrthümlichen Meinung, die Kaufleute und Händler allein seien an ihrem Elend schuld, versuchten die Weber, wie schon 1793, so auch 1843 durch Aufstände ihre Last abzuschütteln und ihre Lage zu verbessern. Dies half ihnen jedoch wenig; denn selbst die Maßnahmen der Regierung, ihnen die Existenz zu erleichtern, vermochte eine durchgreifende Besserung nicht herbeizuführen. Ums Jahr 1850 waren hier im Kreise noch 6000 Haushandweber vorhanden. Die Textilindustrie rang zur Zeit mit den anderen Industrien um ihr Bestehen. Nachdem der Bergbau an Umfang zugenommen und andere Industrien, z. B. Hüttenwerke, Porzellanmanufakturen u. a. hier Platz gewonnen hatten, blieb der Garn- und Leinwandhandel zurück. Hauptsächlich aber war es die Einführung der mechanischen Spinnerei und Weberei, die dem Spinner wie dem Handweber das Brot entzog, weil er mit deren Leistungen nicht gleichen Schritt halten konnte. Die Spinner setzten ihr Spinnrad beiseite, die Weber verließen ihren Webstuhl und wandten sich lohnenderen Betrieben zu. So kam es, daß das handliche Spinnen und das handliche Weben im allgemeinen und so auch hier im Kreise gänzlich aufhörte.

Maschinelle Betriebe für Spinnen und Weben.

Die meisten der Handweber wandten sich den maschinellen Betrieben in den Fabriken zu. Als solche entstanden und bestehen noch heute: Die Flachsgarnspinnerei von Meißner u. Frahne in Ober-Waldenburg, ehemals Alberti gehörig, der 1825 hier die erste Spinnmaschine in Preußen aufstellte; die Flachsgarnspinnerei von Hoffmann u. Beckold in Sandberg und die Spinnerei von Kauffmann in Blumenau, sowie die 1865 daselbst in Betrieb gesetzte Kammgarnspinnerei von Dingler. Von Webereien sind zu nennen: die 1846 begründete Maschinen-Baumwollweberei der Firma Reichenheim u. Sohn in Wüstegiersdorf, die später in den Besitz von Meyer-Kauffmann überging, der 1854 eine Wollweberei mit Färberei daselbst begründet hat, die gegenwärtig die größte Fabrik des Weistriktales ist und Weltruf genießt. Ferner ist Wüstewaltersdorf mit seinen anliegenden Ortschaften der Sitz großer Leinen-

industrie, die neben anderen bedeutenden Etablissements, besonders durch die Firma Websky, Hartmann u. Wiesen über die Grenzen Deutschlands hinaus einen guten Ruf genießt und außer der Weberei auch Bleicherei und Färberei umfaßt. In der Stadt Friedland sind sechs Webereien für Leinen und Halbleinen tätig; auch befinden sich daselbst eine Flachsaufbereitungsanstalt, sowie ein Betrieb für Jutesaferverarbeitung. Im ganzen sind im Kreise Waldenburg 24 Webereien mit über 4000 Webstühlen vorhanden und bieten heute mit ihrer Produktion vielen tausend Arbeitern Beschäftigung und Brot. —

*

Sagen,

(die in den Spinnstuben mit Vorliebe erzählt wurden).

Der Alp.

Nach Erzählung alter Leute ist der Alp ein unheimliches gespenstisches Wesen, das in mancherlei Gestalt zur Nachtzeit seine Umtriebe hält und darauf ausgeht, den Menschen zu drücken, zu beängstigen, ihm die Kräfte auszusaugen, oder ihn — wie die Sage geht, — sogar zu töten. Er vermag durch Türen, Schlüssellocher oder Fensterritze in jeden Raum einzudringen, auch wenn er verschlossen ist. Darum ist er ein gefürchtetes Ungeheuer. Die Menschen, die er oftmals aufsucht, sind ihm gegenüber machtlos. Es soll auch Alpe geben, deren Leben mit dem Leben eines Baumes verbunden ist; zu ihm fühlen sie sich geheimnisvoll hingezogen, ihn müssen sie drücken. Der Untergang eines solchen Baumes ist auch ihr Ende, wie solches die nachstehenden Sagen erzählen.

Ein ähnlicher Gedanke spricht sich in dem Glauben an den Sichtbaum aus. Mancher Sichtkranke in alter Zeit ließ sich vom „Wunderdoktor“ einen Sichtbaum pflanzen, um seine Leiden los zu werden. Der Wunderdoktor bannte durch seinen Zauberspruch die Krankheit in einen jungen Baum, der dann auf den Namen des Kranken an irgend einer Stelle in die Erde gepflanzt wurde. Je mehr dieser in seinem Wachstum sich entwickelte, grünte und blühte, desto mehr verlor der Kranke seine Leiden, sofern aber der Baum verdorrte, mußte der Kranke sterben.

Wie der Alp drückt,

das erzählte die Muhme Annemarie, die wohlbeleibte Frau Müllerin, oftmals in abendlicher Dämmerstunde oder bei ihrem Spinnrocken im Scheine des Kaminlichtes also:

„Es war im Winter, um die Weihnachtszeit. Ich hatte mit meinen Leuten zum Abendbrot das wohlgeschmeckende schlesische Himmelreich mit

Rauchfleisch und Würfelklößen gegessen und tüchtig zugelangt. Wir gingen dann alle zeitig zu Bett. Meine Leute waren bereits eingeschlafen, als ich noch immer wach lag. Endlich bezwang auch mich die Müdigkeit, da hörte ich beim Einschlafen die Türe leise sich bewegen und in den Angeln leise knacken, ein leichter Windhauch strich über mein Bett und mein Gesicht. Etwas Schweres legte sich auf das Bett zu meinen Füßen. Ich dachte an den Alp. Ein Frostschauer überlief meinen Rücken, ich wollte rufen, aber die Zunge war wie gelähmt, ich brachte keinen Laut hervor. Die Last rückte höher herauf und legte sich ganz auf mein Bett. Der Angstschweiß brach aus und ich schwitzte triefend am ganzen Körper. Ich wußte genau, das ist der Alp, doch ich konnte weder aufstehen, noch mich umdrehen, weder schelten noch bitten, weder drohen noch versprechen. Erst nach ein paar Stunden solcher Qual verließ mich das Gefühl des Drückens. Langsam zog der Alp sich zurück und mit leisem Lufthauch ging er wieder, wie er gekommen.“ — —

So erzählte die Muhme, ihr Mann aber sagte: „Dein überladener Magen oder eine Störung im Blutlaufe war der Alp, der Dich gedrückt hat!“ Die Muhme blieb jedoch bei ihrer Meinung.

Der Alp muß einen Baum drücken.

Einst lebte in Reimswaldau eine Frau, die ein Alp war, ohne daß es ihr Mann wußte. Sie mußte alle Abende hinaus an einen Feldrain und eine dort stehende Birke drücken. Als ihr Mann die Ursache ihres nächtlichen Treibens erfuhr, hatte er Mitleid mit ihr. Damit sie nicht so weit zu gehen habe, ließ er die Birke abhauen und in den Hof fahren. Doch mit dem welkenden Baume siechte auch die Frau dahin und starb. —

Daselbe Los traf zwei Wirtstöchter in der Zoblener Gegend. Einst waren sie „zum Lichten“ gegangen und kehrten erst spät abends heim. Da hörte der Vater, wie die eine zur andern sprach: „Su, wie ist es kalt und ich muß noch zur Kreuzlinde hinaus,“ worauf die andere antwortete: „Su, was soll ich sagen, ich muß noch zur Leichbirke hinaus!“ Der mitleidige Vater hieb gleichfalls die Bäume ab, um seinen Töchtern die nächtlichen Gänge zu ersparen. Seine Art fällt aber nicht bloß die beiden Bäume, sondern auch die Lebensfäden der beiden Schwestern. —

Die Seele drückt in Mausgestalt eine Weide.

Ein Gutsbesitzer lebte mit seiner Frau sehr glücklich. Sie hatte nur den einen Fehler, daß sie ab und zu von einer Schlaftrunkenheit heimgesucht wurde, aus der sie durch kein Mittel geweckt werden konnte. Endlich erklärte eine „weise Frau“ das Rätsel dadurch, daß die Frau ein Alp sei. Der Mann brauche nur die Frau beim Einschlafen zu beobachten. Es werde ihr dann ein weißes Mäuschen aus dem Halse kriechen, und das

solle er verfolgen. Der Mann paßte auf und richtig, wie einmal seine Frau eben eingeschlafen war, kam, überall sich vorsichtig umsehend, ein weißes Mäuschen aus ihrem Munde. Der Mann ging ihm behutsam nach und war nicht wenig erstaunt, zu bemerken, daß das Tierchen fast eine Meile weit zu einer alten Weide lief, die es drückte. Da der Gutsbesitzer seine Frau, die er trotz der Entdeckung noch innig liebte, von dem Abel nicht befreien konnte, wollte er ihr wenigstens eine Erleichterung verschaffen. Er ließ die Weide in seinen Hof versetzen. Aber die Weide ging ein, und gleichzeitig schwand auch die Gesundheit seiner Frau dahin. Und wie der Mann die ganz verdorrte Weide abhacken konnte, da mußte er seine Frau zu Grabe tragen.

Prof. Kühnau, Schlef. Sagen.

Der Alp holt sich das Versprochene.

In einem Gebirgsdorfe merkte ein Mann, der eben schlafen gegangen war, daß immerfort was in der Stube krabbelte. Er hatte auch gehört, daß die Thür aufgegangen war. Er machte Licht, konnte aber niemanden in der Stube bemerken. Und so ging er wieder schlafen. Aber wieder kommts zu seinem Bette, zieht ihm die Zudecke ganz sachte weg. Nun denkt er sich: „Aha, du Alp bist da!“ Und da hat er sich aufgesetzt und hat gesagt: „Komme nur morgen früh, da werde ich Dir einen Böh'm geben!“ Alsdann hat er gehört, wie es wieder sachte zur Thür hinausgegangen ist. Den andern Tag kommt eine alte bekannte Frau und sagt: „Ich komme nach dem Versprochenen.“ Und als er ihr den Böh'm gibt, da sagt sie zu ihm: „Wo soll ich denn hingehen, wenn wieder die Zeit kommt?“ Da hat er zum Fenster hinausgezeigt auf einen Birnbaum, und da ist sie wieder heimgegangen. Und es dauerte nicht lange, da war der Baum verdorrt.

Kühnau, Schlef. Sagen.

Der Liebeszauber.

Eine Jungfrau wollte gern wissen, wie ihr Zukünftiger (Ehegatte) aussehen würde. Um ihre Neugierde zu befriedigen, machte sie folgendes: Am heiligen Weihnachtsabende deckte sie in ihrer Kammer einen Tisch und setzte Essen zurecht, aber ohne Messer und Gabel hinzulegen. Am Mitternacht tat sich die Türe auf, ein schmucker Bursche trat herein, setzte sich zu Tische, zog Messer und Gabel hervor und fing an zu essen. Als er fertig war, ging er ebenso stumm und gespenstisch, wie er gekommen war, von dannen. Sein Messer und seine Gabel aber ließ er zurück. Das Mädchen freute sich über den schönen Bräutigam, vergaß aber Messer und Gabel auf das Flußwasser zu tragen (damit der an ihnen haftende Zauber unschädlich werde,) und steckte sie in ihre Lade. Viele Jahre darauf nach der Hochzeit kommt der Mann einmal zufällig über die Lade, findet das Messer darin und fragt ganz hastig: „Wo hast Du das Messer her?“ —

„Nun,“ spricht sie, „weißt Du nicht mehr, wie Du am heiligen Abend bei mir gegessen hast und Messer und Gabel liegen ließest?“ — „Was,“ ruft er aus, „bist Du es, die mich damals so geplagt hat?“ Nimm das Messer und sticht es ihr durchs Herz. —

Eagenbuch der Lausitz.

Der verbannte Leinwandhändler.

Im 17. und 18. Jahrhundert war Waldenburg und Umgegend durch seinen Flachs-, Garn- und Leinwandhandel weithin bekannt geworden. Der umfangreiche Leinwandhandel lag jedoch nur in den Händen einiger bemittelter Kaufleute. Spinnen und Weben war damals Hausindustrie und wurde von fast allen Familien, zumeist jedoch von den ärmeren Leuten, die davon sich nährten, betrieben (Spinnstuben, Webstühle).

Der Flachs wurde zu Garn gesponnen. Der Garnsammler bezahlte das Spinnlohn. Die Garne wurden vom Weber zu Leinwandstoffen gewebt. Sie brachten ihre Gewebe an Markttagen zur Stadt. Die Leinwandkaufleute besichtigten das Gewebe und zahlten dem Weber, je nachdem sie es nach eigenem Ermessen für gut oder schlecht befanden, einen angemessenen oder einen niedrigen Preis. So waren die Weber der Willkür und dem Druck der Kaufleute ausgezehrt. Oftmals, wenn ihre Arbeit und Mühe ungelohnt blieb, beseufzten und bejammerten sie ihre schlimme Lage.

Eines Tages trug ein Weber aus Bärengrund sein Gewebe nach Waldenburg zu Marke und nahm seinen Weg über die Butterberge. Unterwegs sah er einen der reichen Leinwandhändler nahe am Fußwege auf einem Stein sitzen. Derselbe winkte ihm heranzukommen, beschaute stumm sein Gewebe und wies ihn mit der Hand nach der Stadt. Dort erfuhr er, daß derselbe Kaufmann tags zuvor gestorben sei. Erschrocken machte er das Zeichen des Kreuzes und erzählte, was er gesehen hatte. Auch von anderen Weggängern ist auf demselben Steine zur Mittagstunde der Verstorbene in lebender Gestalt gesehen worden.

Lange Zeit trieb der Verstorbene seinen Spuk mit den Webern, die vorübergingen. Ein „kluger Mann“, der herbeigerufen wurde, hat durch seinen „Spruch“ den unruhigen Geist in eine Hummel verwandelt und in ein Gehege am Butterberge verbannt. So oft nun später die Weber über die Butterberge zu Marke gingen, und von einer Hummel angesummt wurden, gedachten sie mit Gruseln jenes verbannten Leinwandkaufmanns.

Die Spukgeschichte vom Eichner Georg in Reimswaldau.

In dem ruhigen Reimswaldauer Dörfel lebten um das Jahr 1700 mehrere Besitzer namens Eichner. Der eine von ihnen, der „Georg“ hieß, war ein fleißiger Ackerbauer und Gerichtsgeschworener, dabei auch ein lustiger Gesell, der manchen Nachbar mit seinen Späßen geneckt hatte.

Nebenbei handelte er auch mit Holz und Brettern, besonders im Winter. Da hatte er keine Ruhe hinterm warmen Ofen, sondern fuhr mit seinem Schlitten und seinen Rappen davor auf den Handel. Wenn er spät abends, ja oft des Nachts mit Peitschenknall nach Hause kam und alle Hofhunde ihn mit Gebell empfingen, weckten so manche verschlafene „Reimswaler“ wie aus dem Traume auf, zuerst erschreckend, ob etwa Diebe einbrechen wollten. Schnell aber beruhigten sie sich, da sie meinten: Echner Georg is hem kumma! — und schliefen wieder weiter.

Als er 1709 starb, ward er so wie jeder andere auf dem alten Friedhöfel neben dem trauten Bretterkirchlein begraben. Seine Söhne ahmten ihm nach und führten den Holzhandel weiter.

Da geschah es einmal, daß sie nach Freiburg mit Brettern mußten, denn da war großer Holzmarkt. Unterwegs kam ihnen oft in den Sinn, wie vor Jahren noch der Vater dieselben Rappen gelenkt und auf demselben Bockbrettel geseffen hatte. Da wars ihnen oft gerade so, als säße nun wirklich der Vater bei ihnen und führe mit. Auf der Rückkehr hielten sie vor einem Gasthose an, die Pferde zu füttern. Selbst durstig und hungrig, machten sie sich in der großen Gaststube am runden Tische bequem. Da die Pferde jedoch mit ihrer vollen Krippe nicht so bald fertig waren, vertrieben sie und der Wirt sich die Zeit mit Kartenspiel. Da huschts durch die Stube und nimmt nebenan Platz, greift sich ein paar Karten und spielt lustig mit. Betroffen schauen die Söhne sich an und lassen den Geist ruhig gewähren, reden dem Wirte gut zu und ermahnen, ja den Alten nicht gröblich zu stören. Er wäre ihr — Vater und hätte im Grabe wenig Ruhe, sondern geleite sie hie und da hin. —

Diese Geschichte breitete sich schnell in der Umgegend aus, und viele meinten ganz ernstlich: Der Echner geht um! — Es sahen ihn viele besonders abends auf seinem Hofe, als wenn er dort sein Holz zähle oder messe. In den Nächten polterte es auf vielen Böden und gerade so, als wenn Echner Schritte. Die Kinder schrien und mochten im Finstern nicht schlafen. Die Frauen und Mädchen wochten abends nicht mehr übern Hof zum Melken oder zum Bach mit den Kannen gehen. Eine Angst vor dem bösen Spuk lag über dem ganzen Dorfe; denn selbst die Mannsleute kamen zeitiger vom Felde heim, um ihn nicht zu treffen. Manche mieden sogar den Wald, wo er so oft weilen und neues Langholz sich aussuchen soll.

Da kamen die Bauern des Ortes einmal zusammen und rieten hin und her, wie man die Plage abschaffen könne. Man machte der Fürstenteiner Herrschaft Anzeige. Diese nahm die Witwe des Verstorbenen mehrmals ins Verhör, um zu erfahren, ob ihr Mann mit einem bösen Gewissen gestorben sei. Die Frau aber konnte ihrem Manne nichts Böses nachsagen. Da ordnete die Herrschaft an, daß Wächter das Grab bewachten. Zum allgemeinen Schrecken fand sich im Grabe ein Loch, eine Elle tief. Man

meinte, hier müsse der Geist aus- und einfahren. Die Wächter fanden auch andere bedenkliche Zeichen. Sie hörten unweit des Grabes eine Wachtel schlagen, sahen einen Habicht über den Kirchhof fliegen und Schmetterlinge aus dem Grabe kommen. Und wenn die Vögel flogen, begann das Gepolter im Dorfe. Alle diese Zeichen waren den Dorfbewohnern Zeichen dafür, daß Eichner im Grabe keine Ruhe finde. Die Herrschaft befahl nunmehr, einen verständigen Mann zu holen und dies war der Wernersdorfer Totengräber, der in solchen Dingen Bescheid wußte. Er sollte das Grab öffnen. Viel Volk hatte schon den Kirchhof umstellt und einige Beherzte halfen mit Eisen und Hacken des Eichners Grab öffnen. Andere standen mit Flegeln und Stecken herum, daß er ihnen nicht entwische. Da stießen sie auf den hölzernen Sarg, hoben ihn aus und begannen mit Vorsicht zu öffnen. Wie staunten sie alle, daß er so friedlich schlummerte und erkannten wieder das lange Haar, das sie so oft des Abends gesehen. Der Totengräber besichtigte den Leichnam und berichtete der Herrschaft, er habe den Sitz des Polstergeistes im Knie des rechten Beines gefunden, nur ein Scharfrichter könne denselben bannen.

Da fuhr der größte Bauer zur Stadt und holte den Scharfrichter. Derselbe hieb den Kopf vom Rumpfe des Toten, legte ihn zwischen dessen Beine und gebot, den Sarg wieder zu schließen. Daraufhin wurde der Sarg mit dem Leichnam im Beisein der Geistlichen von Landeshut, Friedland und Reimswaldau über die Kirchhofsmauer gestürzt und außerhalb des Friedhofes an der Mauer wieder begraben. — Mit frohem Mute gingen alle heim und glaubten, der Spuk sei nun für immer beseitigt.

Doch weit gefehlt; es ging weiter um. Es polterte auf den Böden, klopfte an die Fenster und schlich um die Häuser. Nur diesmal war es ein Mann ohne Kopf, wie er von vielen erkannt worden ist. Das konnte nur Eichner, der Spuk sein.

So traten die Väter beim Schulzen zusammen und singen erneut zu beraten an. Die Vertreter der Herrschaft und des Dorfgerichtes beschloffen, den Eichner weit außerhalb des Dorfes zu schaffen.

Nun wurde er wieder hinter der Mauer ausgegraben und auf einen Wagen gesetzt. Ein paar Ochsen zogen ihn die Dorfstraße hinauf, vorbei am Heidelberge der böhmischen Grenze zu. Oben auf der „Hecke“ blieb man stehen und begrub ihn abseits vom Wege unter dichten Tannen. Später sekte man ein Zäunchen herum. Von nun an hatte Reimswaldau Ruhe bekommen.

Der Spuk aber soll täglich sein Roß auf dem Gebirge bewegt haben. Auch den Kutschern, die mit ihren Fuhrwerken voll Garn von Friedland, Görbersdorf über die Hecke nach Pomniß-Giersdorf zur Bleiche und Färberei mußten, ist er oft begegnet. Da die Hecke ziemlich hoch liegt und die Pferde es sehr schwer hatten, die gefüllten Wagen hinaufzuziehen, war

es vergeblich, wenn die Kutscher mit Schimpfen und Fluchen die Tiere antrieben. Sie blieben dann stehen. Riefen sie aber bei dem Zäunchen: „Georgi, hilf!“ so kamen sie mit Leichtigkeit hinauf.

Der Reiter ohne Kopf ist dann bei Görbersdorf sogar bei Tage gesehen worden, als er seinen Rappen bei dem Brunnlein im Kesselgrunde trankte, was er täglich tat. Das „Rapplerbörnla“ und das Zäunchen auf der Hecke sind noch vor einigen Jahren wirklich vorhanden gewesen.

(Dem Volksmunde nacherzählt von Erich Heinke.)

(Urkundliche Nachrichten über diese Begebenheit hat D. Vogt in seinem Werke „Aus vergangenen Tagen“ veröffentlicht.)

XVII.

Bergbau im Kreise Waldenburg (in alter und neuer Zeit).

1. Erzbergbau.

Die Städte Goldberg, Silberberg, Kupferberg bekunden schon durch ihre Namen, daß zu früheren Zeiten in den ihnen naheliegenden Bergen Gold-, Silber- und Kupfererze gefunden und ausgebeutet wurden. Auch in Reichenstein und Brunau bei Hirschberg wurde nach Gold und Silber gegraben, in Schmiedeberg nach Eisen. Es geschah dies in den Jahrhunderten des Mittelalters. Um diese Zeit waren auch im Waldenburger Berglande Erzgruben eröffnet worden, hauptsächlich in den südlich gelegenen Grenzorten des Fürstensteiner Herrschaftsgebietes, in Wüstewaltersdorf, Giersdorf, Rudolfswaldau, Reimswaldau, Böhlenau, ferner in Dittmannsdorf, Weisritz, Breitenhain, Gottesberg und Saablau. In mehreren dieser Orte findet man heute noch Spuren des einstigen Erzbergbaues, z. B. in Dittmannsdorf, Gottesberg. Der Name „Silberloch“ bei Wüstewaltersdorf erinnert ebenfalls daran, daß einstmals dort nach Silber gegraben worden ist. Dieser Erzbergbau ist trotz wiederholter Bemühungen zeitig, weil nicht einträglich, stillgelegt worden. Von einiger Bedeutung war das Silberbergwerk zu Gottesberg, wo bereits im 14. Jahrhundert am Plauzenberge reiche Silberadern, Blei- und Erzgänge entdeckt und um 1530 schon in fünf Gruben gefördert wurden. Die älteste Grube am Plauzenberge war die Morgenröte-Grube.

Um den Bergbau auf rechtlicher Grundlage betreiben zu können und auch Arbeiter für denselben durch Begünstigungen heranzuziehen, gaben die beiden Grundherren von Gottesberg, Christoph I. von Hoberg zu Fürstenstein, Besitzer der Oberseite, und Ulrich von Czettritz vom Kynsberge, auf Neuhaus geseßen, als Besitzer der Niederseite von Gottesberg, 1532 und 33 eine fast gleichlautende Bergordnung heraus, die der Bergordnung von Joachimstal im Erzgebirge nachgebildet war. Nach dieser sollte das erbaute Metall den Gewerken (eine Gemeinschaft von Personen, welche auf eigene Kosten ein Bergwerk unterhielten) gehören. Der Grundherr sollte berechtigt sein, das gewonnene Metall zu einem regulären Preise zu kaufen. Ein vom Grundherrn ernannter Bergmeister sollte dem Werke vorstehen. Im Umkreise von einer Meile um das Bergwerk sollten die Gewerken freies Holz zu Häusern, Hütten, Stollen und Schächten aus den Wäldern des Grundherrn beziehen.

Die freie Anlieferung des Holzes aber wurde gar bald ein Gegenstand des Streites. Die betroffenen Grundherren (als Pfandinhaber) erblickten hierin für sich eine Schädigung und verweigerten die Lieferung.

Der Kaiser suchte in diesem Streit zu vermitteln. Er ließ zunächst eine Milderung seiner Forderungen eintreten und bestimmte 1556, die Bergwerke sollten ihm, da sie noch arm seien und Holz mangel hätten, von jeder Mark Silber 12 Weißgroschen, von jedem Lot Gold 6 Weißgroschen entrichten. Dieser billige Zehnte sollte 8 Jahre zu $\frac{1}{4}$ den Gewerken und zu $\frac{1}{4}$ dem Grundherrn zufließen, außerdem sollen denselben „wegen Dargebung des Holzes“ noch die vier Erbkuren zustehen.

Trotz dieser ermäßigten Forderungen klagten hinterher die Gewerken dennoch über mancherlei Bedrängnis, die ihnen durch die Grundherren bereitet werden. Die Bergwerke zu Gottesberg sowie die zu Gaablaw, welche bis 1550 guten Ertrag gehabt hatten, mußten 1556 den Kaiser um eine Beihilfe ansehen, leider umsonst.

Erst, nachdem Graf Schlick aus Joachimstal, den der Kaiser mit einer Generalbefahrung der schlesischen Gruben beauftragt hatte, in seinem Bericht ausgesprochen hatte, daß es „ohne Verleihung einer kaiserlichen Bergordnung nicht möglich sei, die Bergwerke in Schwung zu bringen“, erließ Kaiser Rudolf 1577 eine allgemeine Bergordnung für ganz Schlesien.

In derselben bestimmte er, jedermann solle das Recht haben, wo es auch sei, auf Gold, Silber und Metall zu schürfen, zu graben und zu bauen. Auf Kosten des Kaisers soll in Ober- und Niederschlesien ein Oberbergmeister amtieren, der die Gruben befahren und Mängel abstellen solle, zum Bau tieferer Erbstollen sollen Beihilfen geleistet werden. Alles Gold und Silber wird an die Münze in Breslau abgeführt. Zur Erleichterung und Förderung des Bergbaues soll den neuen Gruben der halbe Zehnte auf zehn Jahre, den alten aber der ganze Zehnte auf sechs Jahre erlassen werden. Jeder Grundherr erhält von den Gewerken den Ertrag von vier Erbkuren; Kirchen, Schulen und Spitäler aber den von zwei Freikuren; dafür ist jeder Grundherr gehalten, das Holz zum Bergbau, wenn nicht umsonst, so doch zu einem billigen Kauf abzulassen. — Bergleute sollen von Roboten und Diensten, von Zöllen und Lasten möglichst befreit bleiben, sie sollen auch frei zu- und abziehen dürfen.

Obgleich diese Anordnung wohlgemeint war, brachte sie den Gruben keine Förderung. Die versprochene Hilfe bei Anlage tiefer Stollen wurde zwar einzelnen Werken, z. B. Dittmannsdorf zuteil, wurde aber nicht allgemein geleistet. Die Gewerken im Fürstentum Schweidnitz berichteten dies an die Kammer und bedauerten, daß mehrere Gruben auf des Kaisers Zusage hin, in der Hoffnung auf Hilfe Stollen auf Gold, Silber und anderes Erz mit hohen Kosten gebaut hätten. Ohne solche Hilfe aber müsse das Werk zu Hohengiersdorf ganz stille liegen, und die Stollen zu Ober Weistritz und mehrerer anderer Gruben müßten aufgegeben werden, da die Gewerke an Vermögen schwach geworden seien.

Die Lieferung von Holz, ohne welche die Stollen nicht getrieben werden konnten, stieß immer noch trotz der in Aussicht gestellten Erträge der vier Erbkuren auf Weigerung der Grundherren. So sträubte sich z. B. Matthias von Bogau, der als Pfandinhaber der Herrschaft Kynsberg für die Bergwerke in Dittmannsdorf das Holz zu liefern hatte, gegen diese Verpflichtung trotz wiederholter kaiserlicher Anordnung und Befehle. Er sprach es offen aus: „Wenn den Meinungen der Herren nachgelebt werden sollte, so würden die kleinen Wälder bald durchgebracht sein!“ Er blieb bei seiner Weigerung und führte auch den Auftrag des Kaisers, in Lannhausen eine Schmelzhütte zu errichten, nicht aus. Durch seine Unterlassung geriet das Dittmannsdorfer Bergwerk

in große Verlegenheit, die sich noch erhöhte, da es für Stollenanlagen bereits 12000 Reichstaler verbaut und als Beihilfe vom Kaiser nur 1100 Reichstaler erhalten hatte. Die Grube mußte nun beim Kaiser um weitere Stollenbeihilfe und um Erlaß des Zehnten bitten, da aber diese Bitte nicht voll erfüllt wurde, mußten sie den Betrieb ganz einstellen. So lag gegen Ende des 16. Jahrhunderts im Kreise Waldenburg der Erzbergbau wieder still. Die Schuld daran lag an dem zur Zeit noch mangelnden Verständnis für Erzbergbau, an der Unfähigkeit der damaligen Bergleute, an dem Widerstande der Grundherren und der geringen Unterstützung der Regierung.

Im 17. Jahrhundert wandte sich das Interesse mehr dem Gottesberger Erzbergbau zu, der bisher ein schwankendes Dasein geführt hatte. (Weiteres lies unter Gottesberg.)

* * *

Günstiger, weil einträglicher, entwickelte sich im Kreise
2. der Steinkohlenbergbau.

Die allerersten Anfänge des Kohlenbergbaues in hiesiger Gegend reichen wahrscheinlich bis in das 15. Jahrhundert zurück. Einige Daten geben uns Nachricht über den ältesten Bergbau im Kreise: Im Jahre 1366 verließ Bolko II., Herr der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer, einzelnen seiner Lehnsleute das „Erbstollenrecht“ in der Gemeinde „Altdinwasser“, dem heutigen Altwasser. 1529 erteilte König Ferdinand dem Scipio Schellenschmidt „die Bergbaurechte“ bei Waldenburg. Dyrbrand v. Czetritz auf Kynsburg erwähnte 1536 in seinem Testament das „Bergwerk von Waldenburg“. 1561 überließ Graf Hohberg einem Georg Rudel zu Weißstein eine Kohlengrube gegen einen gewissen Zins. Der Hermsdorfer Steinkohlenbergbau wird 1594 urkundlich erstmalig erwähnt und der Lehnsbrief der Hermsdorfer Bauern stammt vom Jahre 1604. Eine der ältesten Urkunden stammt aus dem Jahre 1584. Es ist dies ein Lehnsbrief im Namen Kaiser Rudolph II., dem Besitzer des Gutes Altwasser, Balthasar v. Kuhl, auf sein Verlangen erteilt, worin er für alle Teile des Gutes Altwasser verliehen erhält „Die in diesem stehenden oder liegenden Steinkohlen, sie gewachsam und ungehindert zu besitzen, zu gebrauchen, zu bearbeiten und wie er sie am süglichsten zu nutzen, auf ewig.“ — Daraus geht hervor, daß das Recht der Kohlenausbeute der Grundherrschaft zustand,

welche es jedoch meist vorzog, die Ausbeute ihren Hintersassen gegen Zahlung von Zins oder Naturalien zu überlassen. Von Einfluß ist in dieser Beziehung wohl die Bestimmung des sächsischen Bergrechtes gewesen, die lautet:

„Alle Bergwerkschätze, welche tiefer als eine Ackerfurche liegen, gehören zu den Regalien des Landesherrn. Es darf jedoch niemand ohne des Grundherrn Erlaubnis auf dessen Grund und Boden, selbst nicht für Gold und Silber, Bergbau betreiben. Gestattet ein Grundherr, auf seinem Grund und Boden Bergbau zu betreiben, so behält er demnach das Recht der Beaufsichtigung und Berggerichtsbarkeit.“

Häufig verband sich der Grundherr mit seinen Hintersassen zu einem gewerkschaftlichen Verbands, wodurch er sichere Zinsen und Dienste sowie die Aussicht auf Förderung des Bergbaues gewann, während die bäuerlichen Besitzer Mitgenuß an der erzielten Ausbeute erhielten und Gelegenheit hatten, ihre Gespanne, die durch den Feldbau nicht genügend beschäftigt waren, mit Kohlenfahren nutzbringend zu beschäftigen. So baute im 16. Jahrhundert in Weißstein Graf Hohberg mit der Bauernschaft die dortige Steinkohlengrube, „Fuchs“ genannt, die drei Schächte sowie einen Stollen besaß und mit neun Mann belegt war. Später trat Graf Hohberg seine Rechte auf die Steinkohlen den Weißsteiner Bauern völlig ab und behielt nur seine Freikure. Auf der „Segen-Gottes-Grube“ in Altwasser, dem Grafen Charmoré gehörig, waren drei Schächte und zwei Stollen im Gange und gleichfalls neun Mann tätig. Zu Hermsdorf baute Baron von Czetztritz-Neuhaus mit der Bauernschaft, zu Reußendorf die von Crauß'schen Erben; zu Tannhausen der Baron v. Seherr-Thoß, zu Buchau Baron Stillfried, zu Schlegel Graf Pilati und zu Ebersdorf Graf Böken. Die Belegschaft der Glaser Gruben betrug zur Zeit Friedrichs des Großen nach Einnahme von Schlesien nicht mehr als 18 Mann. Es wurde zu dieser Zeit nur nach Bedürfnis gegraben und ohne bergmännisch technische Regeln, fast nur Raubbau betrieben. — (Pochwerke und Schmelzhütten aus der Zeit des Erzbergbaues waren noch in Ober Weisritz, Saablau und Gottesberg vorhanden.)

Über die Art des Betriebes erfahren wir Näheres aus Nachrichten vom Jahre 1629. In diesem Jahre erstickte in den Weißsteiner Gruben ein Bergmann namens Melchior Schmidt am Steinkohlendampfe, ein Zeichen, daß die Baue

bereits tiefer angelegt waren, weil man gewahr wurde, daß die tieferliegende Kohle besser sei als die sogenannte obere Tageskohle. Im Jahre 1638 „verfiel“ ein Bergmann namens Hans Stephan 40 Fuß tief in einer Steinkohlengrube ebenfalls bei Weißstein. In den Jahren 1656 und 1659 verunglückten abermals zwei Bergleute in den Steinkohlengruben bei Weißstein und 1686 zwei Bergleute in Hermsdorf. Wenn auch der Bergbau in jener Zeit noch keinen großen Umfang angenommen hatte, so geht aus diesen Nachrichten doch hervor, daß er nicht ganz geruht hat.

Eine neue Zeit brach für den Bergbau an, als Schlesien unter preußische Herrschaft kam. König Friedrich II. war zunächst darauf bedacht, Schlesiens Bodenschätze dem Staate nutzbar zu machen. Er forderte auch vom Steinkohlen-Bergbau den „Zehnten“, wie solcher vom Erzbergbau gezahlt werden mußte. Diese Forderung stieß anfangs auf Widerspruch. Der Provinzialminister Schlabrendorf befahl demgegenüber, daß die Grundherrschaft den Gewinn aus dem Bergbau richtig berechne und vierteljährlich den Zehnten vom Gewinn entrichte. Um hierin sicher zu gehen, ließ er sich 1756 eine Feststellung der schlesischen Bergwerke mit einer kurzen Charakteristik ihres Zustandes und einem Verzeichnisse ihrer Abgaben, Befreiungen und Produktion anfertigen. Aus den Berichten ging hervor, daß von den im Jahre 1742 vorhandenen Gruben die Blei- und Silbererzgrube zu Saablau, die Scholz'sche Kohlengrube in Kohlau, die Friedrichsgrube der Stadt Gottesberg, eine Kohlengrube zu Udelbach, eine am Hainwald und eine zu Seitendorf eingegangen, dagegen die Kohlengrube des Barons von Seherr-Thoß zu Tannhausen wieder in Betrieb gesetzt worden war. Neu eröffnet worden war eine Kupfer- und eine Kohlengrube am Liehrberge, die dem Grundherrschaft von Czetritz gehörige „Frauengrube“ zu Hermsdorf, die „Richtergrube“ zu Kohlau, zwei Gruben zu Rothenbach und je eine in Lässig und Zellhammer. Ausbeute lieferten jedoch nur die Steinkohlengruben zu Altwasser, Weißstein, Hermsdorf, Kohlau, Rothenbach und Eckersdorf bei Neurode.

Durch das Berggesetz vom 5. Juni 1769 suchte der große König dem Bergbau eine feste gesetzliche Grundlage zu geben. Den alten Vorrechten der Grundherrschaft wurde insofern Rechnung getragen, als ihr das Vorbaurecht, das später in ein Mitbaurecht umgewandelt war, zugestanden wurde. Jedes Bergwerk wurde in 128 Auxe (Anteile) eingeteilt, von denen

122 der Gewerkschaft, 2 der Grundherrschaft, 2 als sogenannte „Freikure“ dem Besten der Schule und Kirche und 2 der Knappschafts- und Armenkasse zugesprochen wurden. So kamen 3. B. auf jedes der 20 Hermsdorfer Bauerngüter 5 Kure, während die Grundherrschaft als Besitzerin zweier Wirtschaften 11 Kure erhielt. In Weißstein fielen auf jedes der 32 Güter $3^{10}/_{11}$, auf die Grundherrschaft als Eigentümerin dreier verschmolzener Wirtschaften $10^{13}/_{17}$ Kure. Die Kure waren untrennbar mit den Gütern verbunden; wer sie erwerben wollte, mußte die Güter kaufen. Später wurden sie vom Gute getrennt und mit Genehmigung des Oberbergamtes mobil gemacht. Dies geschah von der Weißsteiner Fuchsgrube 1883, von der Hermsdorfer „Vereinigte Glückhilf“ 1875 und von der „Friedenshoffnunggrube“ 1891. Im Jahre 1891 vereinigten sich die beiden Hermsdorfer Steinkohlenbergwerke „Vereinigte Glückhilf“ und „Friedenshoffnunggrube“ unter dem Namen „Steinkohlenbergwerk Vereinigte Glückhilf-Friedenshoffnung“ zu einem Werk, wobei sie gleichzeitig eine andere Einteilung der Kohlen-Kure einführten.

Um tüchtige Bergleute zu gewinnen, wurden einerseits fremde Bergleute ins Revier gezogen, andererseits ihnen gewisse Vorrechte eingeräumt. So waren sie befreit vom Militärdienst, von der Erbuntertänigkeit, von Kommunallasten; sie hatten einen eigenen Gerichtshof in dem Oberbergamt und fanden Aufnahme in dem Knappschaftsinstitut.

Das Königl. Oberbergamt zu Waldenburg, das 1793 aus der bisherigen Bergwerksdeputation zu solchem für das Fürstentum Schweidnitz erhoben worden war, wachte über den gesamten Kohlenbergbau im Waldenburger Gebirge und achtete auch darauf, daß die Bergleute tüchtig und geschickt waren und einen sittlichen Lebenswandel führten.

Durch diese Maßregel, sowie auch durch den Eid, durch den der Bergmann für seine Grube verpflichtet wurde, und durch die eigenartige militärische Verfassung der Bergknappen gewann der Bergmannsstand an Achtung und Ansehen bei den Leuten und unter sich besonders noch dadurch, daß Schlepper, Lehrhauer und Vollhauer bei jeder vorgeschrittenen Rangordnung auch eine erhöhlere Autorität genossen. Wer dem Bergmannsstande angehörte, trug wie ehemals während des Erzbergbaues, eine Uniform und bei festlicher Gelegenheit auch ein Seitengewehr. Es bildeten sich im Bergmannsstande schöne und ernste Sitten aus, die besonders bei festlichen

Anlässen und bei Begräbnissen in würdiger Weise in Erscheinung traten und vom Publikum die ehrenvollste Beachtung fanden. In alter Zeit wurden verunglückte Bergleute in der Nacht beim Fackelschein der Grubenlichter begraben, um anzudeuten, daß der Verstorbene im Dunkel der Erde sein Ende gefunden.

„Geschworener Bergmann“ zu sein, betrachtete jeder als eine Ehre. So gelang es der Regierung, einen seßhaften und tüchtigen Bergmannsstand in Schlesien zu begründen. Und diesem gereicht es zum Ruhme, wenn am Ende des 18. Jahrhunderts über Anstand und gute Sitten der Bergknappen berichtet werden konnte: „Die Bergleute, über die Hälfte unverheiratete, junge, rüstige Leute, begehen nur selten Ausschweifungen oder Erzeße; fast niemals gibt es Händel in Wirtshäusern, an denen Bergleute beteiligt sind.“

Das Verdienst, den Kohlenbergbau zu einer gewinnbringenden Hebung verholfen zu haben, gebührt dem Provinzial-Minister Graf Reden, der seit 1780 an der Spitze der schlesischen Verwaltung stand. Durch Belehrung, Anweisung und praktische Versuche bekämpfte er das viel verbreitete Vorurteil, die Kohlenfeuerung sei gefährlich und schädlich; er ließ aus Staatsmitteln eine Kohlenstraße über Striegau nach Maltsch a. O. ausbauen, auf der mittels Wagen die Kohlen dahin befördert werden konnten, von wo sie dann nach Berlin und darüber hinaus auf der Oder verfrachtet wurden. Durch seine klugen Maßnahmen hat sich in kurzer Zeit der Kohlenverbrauch sehr gesteigert. Einen noch erhöhteren Aufschwung nahm der Steinkohlenbergbau im Kreise als sich ihm mit Beginn des Eisenbahnbaues und der fortschreitenden Erweiterung seines Schienennezes (s. S. 199) neue Absatzgebiete, die bisher meist auf die Umgegend und etwa nach Berlin beschränkt gewesen waren, erschlossen. Eine weitere Förderung erfuhr der Betrieb des Bergbaues durch die Anwendung der Dampfmaschine, deren erste in Rothenbach aufgestellt wurde. In den Jahren von 1890 bis zum Weltkriege 1914 wurden vorteilhafte Verbesserungen im Betriebe durch die Anwendung der Druckluft zum Antriebe der Arbeitsmaschinen eingeführt. So erreichte der Kohlenbetrieb in den Jahren 1850 bis 1875 eine Blütezeit, die bis zum Weltkriege andauerte.

Während im Jahre 1743 in vier oder fünf Bergwerken etwa 50 Arbeiter, im Jahre 1788 in 37 Zechen 424 Berg-

leute beschäftigt wurden, betrug ihre Zahl im Jahre 1874 auf vorhandenen Werken 12605 Arbeiter.

Im niederschlesischen Steinkohlenbergbaubezirk betrug im Jahre

	1913	1923
a) die verwertbare Steinkohlenförderung Tonnen	5 527 859	5 326 201
b) „ Kokserzeugung	959 569	950 039
c) „ Briquettherstellung	100 549	130 658
d) „ Zahl der betriebenen Werke	15	17
e) „ Koksöfen	930	730
„ Zahl der im Betriebe befindlichen Koksöfen	877	711
f) „ „ durchschnittlich angelegten Arbeiter	29 650	44 804
„ „ davon unter Tage		30 941
„ „ über		12 162
in der Kokerei beschäftigt		1 609
in der Briquettfabrik beschäftigt		92
Belegschaft Ende Dezember 1923		44 804

Den Verkauf der Kohlen hatte bis zum Jahre 1903 jede Gewerkschaft für ihr Debit selbständig in Händen. Die dadurch erregte Konkurrenz führte Preisdifferenzen herbei und einen schwankenden Absatz, der bei dem einen Werke sich erhöhte, während er bei dem andern sich verminderte und umgekehrt. Um solche Mißverhältnisse zu beseitigen und den Verkauf der Erzeugnisse auf eine einheitliche, gesicherte, gesunde wirtschaftliche Grundlage zu stellen, wurde 1903 das Niederschlesische Kohlensyndikat mit seinem Sitz in Waldenburg gegründet, das den Verkauf der Kohle allein in die Hand nahm.

Seit nahezu 200 Jahren beherrscht die Kohlenindustrie die gewerbliche Tätigkeit der Bewohner des hiesigen Kreises und schafft für viele Tausende der Menschen Arbeit und Brot.

Wie lange wird diese Quelle des Erwerbes noch fließen? Wird der Vorrat der Kohle nicht bald erschöpft sein? Solche bange Fragen dürfen uns zunächst nicht beunruhigen. Werfen wir einen Blick auf die geologischen Verhältnisse. Die Fachgelehrten sagen: Die Lagerung der Steinkohlen im Niederschlesischen Steinkohlenbecken bildet in ihrem Gesamtumfange von Waldenburg bis Neurode, von Landeshut bis Charlottenbrunn reichend, eine Mulde, deren Ränder zulage ausstreichen, deren Mitte aber sehr tief liegt und von jüngeren Erdschichten, vor allem dem Kolliegenden bis 1500 Meter hoch überdeckt ist. Gegenwärtig sind nur die Kohlenflöze der Randzone bis zu einer Tiefe von 200—400 m aufgeschlossen. Die größte Tiefe (über 500 m) erreichen der Egmont-Schacht der Kulmiz-Grube und der Hans-Heinrich-Schacht der Fürstensteiner Gruben.

Man schätzt den Vorrat der Randzone bei einem mäßigen Abbau auf eine Zeitdauer von 200 bis 300 Jahren. Das tiefere Eindringen in die Erde erfordert Überwindung größerer Schwierigkeiten und Gefahren, daher auch mehr Ausgaben für die Arbeiten und eine Schmälerung des Gewinns. Sollte es möglich werden, in der Mitte der Muldentiefe bis tausend Meter hinabsteigen zu können und dort bauwürdige Flöze vorfinden, dann dürfte der in der Erde ruhende Kohlenreichtum noch auf weitere Jahrhunderte hinaus den Bedarf befriedigen.

* * *

3. Bergmanns-Sagen.

Ein alter praktischer Bergmann, der seine Kindheit und Jugend im Riesengebirge, als Mann seine Berufsarbeit im Bergwerk zu Hermsdorf hiesigen Kreises verbrachte, spricht sich über die Bergmanns-Sagen also aus: Der Verein für Volkskunde führt die Rübezahlsage auf den Sturm- und Gewittergott Wotan zurück. Diese Auffassung alter Gebirgsbewohner dürfte wohl in Folgendem begründet sein: Die verschiedenen Formen des Hochgebirges, als Täler, Schluchten, steile Felswände, eingekleitete tiefe Abschnitte, Hochplateaus usw. erzeugen in den verschiedenen Jahreszeiten eine ganz verschiedene Erwärmung der Luftschichten und diese wieder einen eigenen Kampf zwischen den Luftströmungen im Hochgebirge, wodurch atmosphärische Veränderungen, wie Nebelbildung, Regen, Sturm, elektrische Entladungen als Folgeerscheinung eintreten. Für diese eigenartigen Erscheinungen machten die alten Gebirgsbewohner eine besondere Kraft, einen Berggeist, verantwortlich, den sie Rübezahl genannt haben. Rübezahls Lieblingsblume war der Teufelsbart (*anemone alpina*). Wenn Leute in Rübezahls Garten eingedrungen waren und ihm viele dieser Lieblingsblumen entrißen, so strafte er sie mit Regen, Sturm und Gewitter. Diese Auffassung ist eine uralte, die sich im Volksglauben fortgepflanzt hat.

Fast ähnlich wie diese Rübezahlsage hat sich im Bergmannsleben die Sage von dem unterirdischen Berggeist gebildet. Im Grubenbetriebe war in alter Zeit nur der natürliche Wetterwechsel tätig (Zu- und Ausfuhr der Luft). Man unterschied Sommer- und Winterwetterstrom. Infolge der Temperaturunterschiede ändert sich auch die Richtung der Luftströme. Die alten Bergleute waren mit den physikalischen Gesetzen noch wenig bekannt, sie konnten daher diese Veränderungsvorgänge sich nicht erklären und schrieben diese Erscheinungen einem unterirdischen Berggeiste zu, der mit Rübezahl nicht verwandt ist. Auch die bei ihrer Berufsarbeit im Dunkel unter der Erde oft wahrgenommenen Erscheinungen schrieben sie dem Berggeist zu. Die Stille menschenferner, einsamer Arbeitsstätten

im Innern der Erde, der Widerhall in den langen, dunklen Gängen, das dumpfe Poltern und Pochen in abseitsliegenden Arbeitsorten, das Murmeln und Riefeln des Wassers in der Wasserseige, das tönende Geräusch regelmäßig niederfallender Wassertropfen, ferner das Abbröckeln loser kleiner oder größerer Gesteinsmassen, das Pfeifen und Zischen ausströmender Gase aus der Flöz wand, die undeutlichen Schattenbilder bei düsterem Dämmerlicht, das stete Bewußtsein drohender Gefahren in der Tiefe der Schächte sowie allerorts in der Dunkelheit: dies alles hatte für den Bergmann etwas Geisterhaftes und Ehrfurcht Erweckendes, das ihn geneigt machte, diese Erscheinungen dem Willen und Wirken eines unterirdischen Wesens, einem Berggeiste zuzuschreiben. Er glaubte daher auch, bei allen Unfällen habe dieser Berggeist seine Hand im Spiele. Die Ehrfurcht vor diesem Berggeiste gebot ihm, in dessen Revier weder zu pfeifen noch zu fluchen. Jeder alte Bergmann warnte den Neuling, dies zu tun, damit er sich nicht die Ungnade des Berggeistes zuziehe.

Bei dieser Auffassung haben sich im Bergmannsleben mancherlei Sagen gebildet.

* * *

Bestrafter Ungehorsam.

Nach alter Bergmannsregel durften die Arbeiter in der Grube unter der Erde weder fluchen noch pfeifen. Wer es tat, setzte den Berggeist in Zorn, der dann Unheil und Unglück als Strafe über den Täter brachte. Einst arbeitete auch ein jugendlicher, sehr eigenwilliger Bergmann in der Grube. Anfangs beachtete er die Warnungen seiner älteren Mitarbeiter, die ihn bei seinen Arbeiten vor Ort darüber belehrten. Später aber wurde er eigenwillig und widersetzte sich den gutgemeinten Warnungen, indem er zu pfeifen versuchte. Als ihm dies aufs ueue verboten wurde, erwiderte er: „Ich habe doch meinen freien Willen und kann tun, was ich will; der Berggeist hat mir nichts zu verbieten!“ Als die Arbeitsschicht zu Ende war, schritt er pfeisend hinter den anderen Arbeitern die lange Strecke dem Ausgange zu. Plötzlich hörte er einen langgedehnten Pfiff in der Strecke ihm entgegenschallen. Eine dunkle Gestalt vertrat ihm plötzlich den Weg und fragte: „Warum pfeiffst Du?“ Der jugendliche Bergmann antwortete: „Weil ich tun kann, was ich will!“ Darauf antwortete die Gestalt: „Und ich kann auch tun, was ich will!“ Es ertönte ein lauterer Pfiff und dem Schlepper verlöschte das Licht. Im Finstern tappte dieser die Strecke entlang, wobei er dem Schacht zu nahe kam, hinabstürzte und den Tod fand.

Der Berggeist warnt einen Bergmann vor Gefahr.

Einmal legte sich ein Bergmann, als er allein vor Ort war, vor Müdigkeit hin und schlief ein. Da rief jemand: „Jakob, steh auf!“ Als er erwachte und niemanden sah, schlief er wieder ein. So erging es auch ein zweites Mal. Nachdem er aber den Ruf zum dritten Male vernommen hatte, sprang er auf und lief erschreckt davon. Als er mit seinem Schlepper zurückkam, fand er die Stelle, wo er gelegen hatte, vollständig verschüttet. Der Bergmann glaubte fest, der Warnungsruf habe vom Berggeist hergerührt, der ihn vom sicheren Tode retten wollte.

Der fromme Bergmann.

Schon in alter Zeit und noch bis in die Neuzeit hinein war es bei den Bergleuten Sitte, die Arbeit mit Gebet zu beginnen und zu beschließen. Früh beim Morgengrauen rief das Schichtenglöcklein auf der Grube zum gemeinsamen Gebet vor der Arbeit. Der Steiger verlas nach kurzem Gesänge ein Kapitel aus der heiligen Schrift und sprach ein kurzes Gebet. Alsdann gingen alle mit dem Zuruf „Glück auf!“ an den Ort der Arbeit. Manche von ihnen mußten mit Lampe, Vachter und Fäustel in der Hand über Feld, um in einer ferngelegenen Kaue (Schuhhütte über der Grubeneinfahrt) in das Innere des Bergwerkes einzufahren (d. h. auf Leitern hinabzusteigen). Zuvor aber wandte er noch einmal mit gefalteten Händen den Blick zur Sonne, stille bittend: „Hüter des Lebens, bewahre mich vor Unfall und nimm Weib und Kind in deine gnädige Obhut!“ Innerlich gestärkt und ermutigt ging er dann an seine Arbeit, die ihm flott von Händen ging, weil er sich stetig von der Allmacht des Höchsten umschützt fühlte.kehrte er nach Schluß von der Tagesarbeit zurück, so war beim Austritt aus der Kaue sein erster Blick nach der Abendsonne gerichtet, der er sein stilles Gebet anvertraute: „Allmächtiger, habe Dank für deinen väterlichen Schutz!“ Mit dem Gedanken und dem Bewußtsein, mit Gott sein irdisches Tagewerk vollbracht zu haben, trat er dann frohen Mutes bei seiner Familie in der Heimathütte ein, die er mit den Worten: „Grüß Gott, Ihr Lieben!“ begrüßte. Alle erwiderten den Gruß mit freudigem Herzen und sagten: „Gott sei Dank, daß der Vater gesund wieder bei uns ist!“ —

Die erfüllten Wünsche.

Drei Bergleute, ein Vollhauer, ein Lehrhauer und ein Schlepper arbeiteten gemeinschaftlich vor Ort in der Grube. Der Vollhauer schrägte in liegender Stellung mit der Keilhau einen horizontalen Schlitze am Boden des Kohlenstöckes. Der Lehrhauer bohrte mit dem Fäustel Schiefelöcher in die Kohlenwand und der Schlepper beförderte die abgelösten Kohlenstücke mit dem Hunde (Schleppgefäß ohne Räder) zum Fördersechtel. So verrichteten sie still ihre Arbeit und erst in der Arbeitspause setzten sie sich zu-

jammen, um ihr Brot zu verzehren. Sie gedachten an ihre Familien und sprachen von den Gefahren, die den Bergleuten bei ihrer unterirdischen Arbeit begegnen können. Dabei ahnten sie nicht, daß ihnen nahes Unglück drohte. Unerwartet schnell wankte hinter ihnen der Stempel, der die Decke trug, derselbe stürzte nieder und das herabfallende Gestein der Decke verschüttete den Ausgang, so daß sie abgesperrt, sich nicht mehr retten konnten; nur ein kleiner Raum blieb ihnen zum Aufenthalt. Ihre Hilferufe nach Rettung verhallten ungehört. Das noch verbliebene Brot mußten sie sich in kleine Bissen einteilen, um ihr Leben zu fristen. Als dann das Öl der Lampen zur Neige ging und diese zu verlöschen drohten, seufzten sie in banger Sorge: „Ach, wenn uns doch Hilfe käme!“ Wie ein Wetterleuchten erschien ihnen der Berggeist“, brachte gefüllte Lampen, auch reichlich Brot und sagte: „Fasset Euch in Geduld bis Hilfe kommt!“ Nach diesen Worten verschwand er und ließ die drei allein. Versorgt durch die Hilfe des Berggeistes verbrachten die Bergleute noch eine lange Zeit in ihrem engen dunklen Raume. Als aber die Hilfe von auswärts zögerte, schwand ihnen allmählich die Geduld und eines Tages sagte der Schlepper: „Ich würde gerne sterben, wenn ich nur noch einmal das Sonnenlicht schauen könnte!“ Der Lehrhauer sprach: „Und ich würde gerne sterben, wenn ich nur noch einmal mit meiner Frau zusammen Abendbrot genießen könnte!“ Der Vollhauer wünschte: „Nur ein Jahr noch möchte ich mit meiner Familie mich glücklich fühlen, dann wollte ich gerne sterben!“ — Kaum hatten sie die Wünsche ausgesprochen, so öffnete sich blitzartig der Schacht, und die Verschütteten drangen ans Tageslicht. Bald aber starb der Schlepper, nachdem er das Sonnenlicht erblickt hatte. Der Lehrhauer konnte noch einmal mit seiner Gattin das Abendbrot einnehmen, dann starb er. Dem Vollhauer blieb es vergönnt, noch ein ganzes Jahr in seiner Familie zu leben, dann starb auch er. — Die mangelnde Geduld der Verschütteten hatte ihnen die zu erwartende Hilfe versagt.

Die Fuchsgrube.

Bis in das 13. und 14. Jahrhundert hinein wußten die Bewohner von Waldenburg und Umgegend noch nichts von den Schätzen, die unter ihnen in der Tiefe der Erde geborgen lagen. Wohl hatte man auf den Randhöhen dieses Kesseltales hie und da an einzelnen Orten schwarzen Boden aus der Erde hervorschauen sehen; da man aber diesen Erdboden als eine besondere Art Ackerboden betrachtete, ging man achtlos an ihm vorüber. Solche schwarze Erde zeigte sich auch auf der Randzone der Waldenburger Steinkohlenmulde, dem Höhenrücken, der die Ortschaften Waldenburg und Weißstein trennt und einerseits von dem Hellebach (Laisbach), andererseits von dem Salzbach bespült wird. In alter Zeit war dieser


Höhenrücken neben seinen bebauten Ackerflächen zum Teil mit Sträuchern und kleinen Waldbeständen bewachsen, darinnen auch Füchse hausten.

Einmal weidete, wie üblich im Herbst, ein Hirtenknabe seine kleine Viehherde auf dieser Bergeshöhe. Um sich die Zeit zu kürzen, wollte er Spielzeug schnitzen und suchte im Gesträuch nach Holz. Dabei gewahrte er zwischen den Sträuchern ein tiefes Loch in die Erde, das ein Fuchs gegraben hatte. Der ausgescharrte Haufen war „schwarze Erde“, in der sich glänzende schwarze Steinwürfel befanden. Der Knabe sammelte diese Würfelsteine in seine Taschen, um sie daheim als Spielzeug zu benutzen. Weil aber Hände und Kleider davon staubig wurden, sagte die Mutter zu ihm: „Das Zeug ist schmutzig, wirf es in die Asche oder in das Feuer!“ Schweren Herzens trennte sich der Knabe von dem erhofften Spielzeug und warf die Steine in das Feuer. Er bemerkte, daß sie im Feuer wie Holz verzehrt wurden und Asche hinterließen. Er erzählte es den Eltern. Nun erkannte und wußte man, daß der Fuchs brennbare Steine aus der Erde gescharrt hatte. Die Leute gruben weiter nach und förderten die schwarze Erde mit den glänzenden Steinen als nutzbares Feuerungsmaterial an das Tageslicht. Die Kohlengrube, die der Fuchs gegraben hatte, wurde so nach und nach größer und tiefer. Man nannte sie Fuchsgrube und den Berg, auf dem sie lag, den Fuchsberg.

Diese Fuchsgrube auf Weißsteiner Gemarkung soll die erste Kohlengrube der Gegend gewesen sein. Fortan suchten die Leute die nicht tiefgelegenen Kohlenester der Gegend auf, um daraus die Steinkohle auszugraben, ähnlich wie man Lehm oder Sand aus einer offenen Grube gräbt. Wurden die Arbeiten in der Tiefe unbequem, so verließ man die Grube und öffnete an anderer Stelle eine neue. Erst später im 16. und 17. Jahrhundert wurde hier der Bergbau regelrecht betrieben und man gewann auch die unterirdisch tiefer liegende Steinkohle. Den Stollen (Gang oder Strecke), der dabei in den Fuchsberg hineingetrieben wurde, nannte man Fuchsstollen.

Der schiffbare Fuchsstollen.

Die Fuchsgrube auf dem Fuchsberge zwischen Weißstein und Altwasser wird als die älteste Grube im Waldenburger Bergrevier angesehen. Nachdem dort der Kohlenabbau über Tage aufgehört hatte, fing man an, die tieferliegenden Kohlenflöze bergmännisch zu gewinnen, wie man in alter Zeit die Erzlager im Innern der Erde gewann. Man trieb Stollen und Strecken in den Berg. So wurde auch in den Fuchsberg ein Stollen in das Innere getrieben, den man Fuchsstollen nannte. Derselbe erstreckte sich bis nahe an die Dorffeste Weißstein, war 300 Lachter = 600 Meter lang, 2 Meter hoch und 1½ Meter breit. Die Seitenwände wurden durch Holzpfiler, die Decke durch Querriegel gestützt. Diese

Arbeit verrichteten die Zimmerhauer. Später wurde der Fuchsstollen mit Ziegeln ausgemauert. Er diente nicht nur als Weg für das Heraus-schaffen der gewonnenen Kohlensteine, sondern auch zum Abfluß der von oben her eindringenden Wasser. Die Sohle des Stollens wurde deshalb nicht höher gelegt als das außerhalb liegende Bassin, welches das aus-fließende Wasser aufnahm. Das Wasser wurde im Sammelbassin so hoch angestaut, daß der Wasserpiegel im Stollen einen mit Kohlen beladenen langen, schmalen Kahn tragen und fortschiffen konnte. Fortan diente dieser Stollen zur Kohlenförderung bis zur Verkaufsstelle. Die Kohlengefäße wurden mittels Kran aus dem Kahn auf die Verladebühne gehoben und von dort verfahren. Das Bassin für diese Schifffahrt befand sich östlich der Straße nach Altwasser. Die Einfahrt in den Fuchsstollen ist heute noch seitlich der Straße Waldenburg—Altwasser zu schauen. Der Denkstein über seinem Mundloch trägt die Inschrift: „ den 18. Septbr. 1794 geschah bei der General-Befahrung die erste Schifffung vom Mundloch bis zu dieser Stufe“ und befindet sich z. Z. im Garten des Gruben-Verwaltungs-Gebäudes. Der daneben liegende Gasthof für Ausspannung der Kohlenfuhrer erhielt den Namen „Gasthof zur Schifffahrt“ den er bis heute behalten hat.

Die Fuchsstollen-Schifffahrt erreichte ihr Ende mit Anlage des Friedrich-Wilhelm-Stollen, der eine Sohle tiefer lag und seine Ausmündung bei der Carlshütte in Altwasser hatte. Der Fuchsstollen und das Bassin wurden später trocken gelegt und die Kohlenwagen auf Eisenbahnschienen befördert. 1853 wurde das erste Gestänge der Z-Schienen gelegt, die später den Becher-Schienen weichen mußten. Seit 1899 liegt nun der Fuchsstollen gänzlich unbenützt.

Der unterirdische Festsaal.

Der vielgenannte Fuchsstollen war nur bis nahe an das Dorf Weißstein schiffbar. Im unterirdischen Hafen wurden die von den Bergleuten geförderten Kohlen in die 4—5 Meter langen schmalen Kähne verladen und mit Ruderstangen in das Navigationsbassin nahe an der Straße in Neu Weißstein befördert. Eine Merkwürdigkeit lockte viele Besucher herbei, diesen Stollen zu befahren. Unterirdisch, ziemlich in der Mitte des Stollens, hatten die Bergleute im achten Kohlenflöz seitlich einen hohlen Raum von der Größe eines kleinen Saales ausgearbeitet und Wände und Decke so gestützt, daß ein Einstürzen nicht zu befürchten war. Der innere Raum war zierlich und geschmackvoll ausgestattet. Ein Kronleuchter an der Decke spendete mit seinen Öllampen das Licht, das von dem glänzenden schwarzen Gestein der Kohlenwände glitzernd zurückstrahlte. Rings an den Wänden boten Bänke Ruheplätze. Der Fußboden war gezimmert und geebnet, sogar zum Tanze geeignet. Farbige Fähnchen an der Decke erhöhten das buntfarbige Bild. Der Saal galt als eine Seltenheit im

Bergbau und wurde bei festlichen Anlässen der Bergleute und ihrer Beamten benutzt, auch von Fremden gern in Augenschein genommen. König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin Luise besuchten den Fuchsstollen und seinen Festsaal im Jahre 1800 auf ihrer Reise nach Fürstenstein. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, am meisten im Jahre 1813, wurde der Stollen von Ministern, Generälen und anderen hohen Persönlichkeiten befahren. Mit dem Abbau der zweiten Flözsohle fand der Festsaal sein Ende. Sein Gedenken pflanzt sich nur noch in der Sage fort.

Der Goldbach im Goldenen Walde.

Der Dorfbach „Zwicker“, welcher Dittmannsdorf in seiner Länge durchfließt, wendet sich am Ende des Dorfes in das bewaldete Tal zwischen den Hohengiersdorfer Höhen und den Kynauer Bergen, um sich dann dem Dorfe Weistritz zu nähern. Auf dieser Strecke seines Laufes, — so erzählt die Sage, — enthält das Flußbett des Zwickers reichen Goldsand, aus dem in den letzten Jahrhunderten Gold gewaschen wurde. Ritter Goldfinger in der Burg auf dem Schloßberge, die nun längst vergangen und verschwunden ist, wurde dadurch ein reicher Mann. (Seite 183.)

Der spätere Grundherr auf der Kynsburg ließ seinen Goldschatz in die Haut eines Eselfüllens nähen und darauf schreiben: „Gold ist mein Futter, nicht weit von hier steht meine Mutter!“ (Seite 87). Mit der Mutter meinte er die Goldwäsche im Zwickerbach. Seitdem heißt dort der Bach der „Goldbach“ und der Wald der „Goldene Wald“.

Die Wirklichkeit läßt den Reichtum dieser Sage sehr zusammenschmelzen. Der vermeintliche Goldsand ist nichts anderes als Glimmer. Das Gebiet des Goldenen Waldes gehört zur Gneisformation und die Verwitterungsprodukte der Glimmerschieferplatten glänzen wie Gold und Silber. Wir nennen es heute „Kahengold“.

Müller.

Ein goldener Esel

erschien auch den Bergleuten in Reichenstein. Gern hätten sie ihn gefangen, jedoch behielt der Mutigste nur ein Ohr des Tieres in seiner Hand. Es war aber so wertvoll, daß die Stadt Reichenstein davon erbaut werden konnte.

In Goldberg, wo der älteste Goldbergbau Schlesiens umging, war es natürlich kein Esel, sondern ein richtiger goldener Däse, der den Knappen erschien. Sie vermochten ihn natürlich auch nicht zu fangen, nur ein Ohr blieb in ihrer Hand, „davon sich die Stadt Goldberg gebessert; Undt die Kirchen erbauet worden“, wie ein Chronist berichtet.

Raff, raff, aber das Beste vergiß nicht!

Vom Pelkenberge bei Patzschkau geht die Sage, daß in ihm ein goldener Esel begraben liege. Alle Jahre am Karfreitag nachts 12 Uhr steht der Berg offen. Eine arme Frau hat sich einmal in der bittersten Not hineingewagt. Als sie den goldenen Esel sah, setzte sie ihr Kind auf die Erde, lief hin, riß ihm eines der großen goldenen Ohren ab und stürzte zum Berge hinaus, ihr Kind vergessend. Hinter ihr schloß sich der Berg. Nun war die Frau zwar reich, dennoch aber tiefunglücklich, weil sie ihr Kind verloren hatte. Als sie ein Jahr ihre Trauer getragen hatte und es wieder Karfreitag war, ging sie abermals in den Berg. Da sah ihr Kindlein frisch und fröhlich und streckte ihr seine Arme entgegen. Voller Freude ergriff die Mutter ihr Kind und lief damit zum Berge hinaus, ohne sich nach dem goldenen Esel umzublicken. Ihr Kind war ihr mehr wert, als alles Gold der Erde.

*

Gleiche Sage knüpft sich an den Rabenstein im Kreise Landeshut, nur mit der Aenderung, daß der Berg nur am Palmsonntage offen stand, und daß ein Rabe der Mutter des Kindes mahnend zugerufen: „Raff, raff, aber das Beste vergiß nicht!“

Das magische Glöcklein des Pastors Caspar Thym.

In Hohengiersdorf, westlich vom Goldenen Walde, lebte der lutherische Pastor Caspar Thym, der wegen seiner chemischen und medizinischen Kenntnisse von allen Gelehrten weit und breit beneidet wurde. Er hat zuerst auf die Heilkräfte der Altwasser Heilquellen hingewiesen. Der Kaiser übertrug ihm, der jedenfalls um das Gedeihen der nahen Bergwerke in Dittmannsdorf und Ober Weistritz Verdienste hatte, die Aufsicht über die Erzbergwerke der Gegend. Da man nun den Pastor Thym auch für einen Magier und Zauberer hielt, so entstand bald das Gerücht, es sei ihm gelungen, das magische Glöcklein zu gießen, auf dessen Klang die Berggeister erscheinen müssen.

Der Hochwald und die Hochwald=Sagen.

1. Der Hochwald.

Drei Berggipfel ragen aus der Waldenburger Gebirgslandschaft zu bedeutender Höhe empor. Es sind dies der 850 Meter hohe Hochwald im Westen, der 936 Meter hohe Heidelberg im Süden und die 1014 Meter hohe Eule im Osten. Während letztere ihr Ansehen den Bewohnern der mittelschlesischen Gebirgskreise zuwendet und der Heidelberg im Grenzgebirge in die böhmische Landschaft hineinschaut, schließt der Hochwald mit seiner anliegenden Berggruppe gleich einem trutzigen Bollwerk die höhere Waldenburger Gebirgslandschaft von der zur Ebene sich absenkenden niederen Bergreihe ab. Seine bedeutende Höhe läßt ihn weithin bis in die Kreise Schweidnitz, Striegau, Sauer, Neumarkt, Bolkenhain, ja sogar bis Liegnitz sichtbar erscheinen. Die ihm angegliederten Berge: der Kuhberg, der Winklerberg, Sonnenwirbel, Schäferberg und Schwarze Berg im Osten, der Kleine Hochberg, der Schalasterberg und der Plaukenberg oder die Siegeshöhe im Westen umringen einen kleinen Talkessel, in den die verstreut liegenden Häuser von Koblau hineinreichen. Im Zusammenhange mit vorgenannten Bergen erscheint der Hochwald von Osten gesehen wie ein domartig gestaltetes Gebilde, dessen niedrige Kuppen er mit seiner majestätischen Höhe beherrscht. Von der Nordseite gesehen zeigt er die Gestalt eines regelmäßig gebauten breitbasigen Kegels.

Sein Nachbar, der Sattelwald, darf als sein Zwillingenbruder angesehen werden, denn beide sind Porphyrberge, beide vulkanischen Ursprungs, beide tief aus der Erde Schoß geboren. Ihr Geburtsjahr ist allerdings nicht festzustellen; ihr Alter aber zählt sicher nach Millionen von Jahren und rechnet entweder vom Ende der oberkarbonischen Zeit an oder vom Zeitalter des Unter-Rotliegenden (wie Gleisberg, Butterberge, Ochsenköpfe, Schwarzer Berg u. a., die alle gleichaltrig sind).

Die Natur hat den Hochwald begünstigt und ihm einen kostbaren Standpunkt inmitten eines reichen Feldes schwarzer Diamanten zugewiesen, die ihn rings umgeben und in die er eingebettet sitzt, wie ein Vogel im Neste.

Die Gelehrten haben eine Zeit lang darüber gestritten, was wohl eher vorhanden war, die Kohlenflöze oder der Porphyr. Bergleute, die die Lagerung des Hochwaldes wiederholt von allen Seiten untersucht haben, beantworten die Frage also: Die Kohlenflöze waren bereits vorhanden, als der Porphyr durchbrach. Die ursprünglich horizontalen Flözlager sind daher an der Durchbruchsstelle nach oben zu aufgerichtet worden und stehen jetzt an der Durchbruchsstelle nahezu senkrecht. Der Hochwald sitzt wie ein Pilz in den oberkarbonischen Schichten. Sein Stiel erstreckt sich tief in das Innere der Erde, sein Hut lagert mit breitem Durchmesser in und auf den Schichten der produktiven Steinkohlenformation.

Des Hochwaldes Vergangenheit.

O, schaut den Hochwald kühn und her, sein Haupt mit Majestät erhoben,
Hochragend bis zum Wolkenmeer, von lichtem Strahlenglanz umgeben.

Er steht vor uns riesengroß, schon alt viel ungezählt' Jahrhundert,
Und wird als mächt'ger Bergkoloß von allen Menschen viel bewundert.

Durch Feuer und in Flammenglut tief aus der Erde Schoß geboren,
Ward er vom Schöpfer einst zur Hut der Landesgrenze auserkoren.

Es froht sein mächtig Felsgestein den Stürmen, die ihn oft bedrohen;
Nie zittert er an Leib und Bein, wenn Wetterblitze ihn umlohen.

Gestützt auf felsensteinsten Grund, trägt er den Körper hoch erhoben,
Der Zeiten Webstuhl hat ihm bunt ein Kleid aus Waldgehölz gewoben.

Gleich einem Herrscher voller Pracht schaut stolz hinab er in die Lande,
Die er als Recke kühn bewacht auf seinem vorgerückten Stande.

Einst sah er, wie das weite Land der dichte Urwald noch bedeckte,
Wie nach und nach des Menschen Hand ein urbar Feld darin erstreckte.

Ein Zeuge aus uralter Zeit sah Städt' und Dörfer er entstehen,
Bei zeitlicher Vergangenheit Geschlechter kommen und vergehen.

Das Gestein des Hochwaldes ist ein rötlicher bis gelblich grauer Felsitporphyr mit sehr feinkörniger Grundmasse, in den Einsprenglinge von Feldspat, Glimmer, selten Quarz auftreten. Einsprenglinge von Feldspat befinden sich im Felsitporphyr der Ladestatt, des Kuhberges, Hochwaldes und

Winklerberges. Glimmer ist eingesprengt im Felsitporphyr des Schalasserberges. Ohne Einsprenglinge zeigt sich der Porphyr des Plauzenberges, der Nordseite des Hochwaldes, des Fingerberges und Schäferberges. Der Felsitporphyr des Hochwaldes nimmt mit seinen angegliederten Bergen eine Fläche von 5,5 Quadratkilometern ein.

Das Emporsteigen des mächtigen Porphyrkegels hat die Gestalt der Waldenburger Steinkohlenlager wesentlich bestimmt. So ist der Hochwald von lauter schüsselförmigen Kohlenmulden eingerahmt, von denen die bedeutendsten die Rothenbacher und die Hermsdorfer Mulde sind. Da hier in der Randzone der produktiven Kohlenformation ein Deckgebirge fehlt, so treten die Kohlenflöze (20) unmittelbar zu Tage. Die Menschen, die in der Umgebung des Hochwaldes in zahlreichen Ortschaften sich angesiedelt haben, sind bemüht, die tiefen Schätze zu heben. In der Rothenbacher Mulde bauen gegenwärtig konj. Abendröte-Grube und die komb. Gustav-Grube. In der Hermsdorfer Mulde geht der Abbau der Vereinigten Glückhils-Friedenshoffnunggrube, der Fuchs- und Davidgrube, der Segen-Gottes-Grube, der Fürstensteiner Gruben und der Melchiorgrube um.

Des Hochwaldes Schätze.

Rings an des Hochwalds Felsenwand, im tiefen Grund der Erd',
Lehnt sich der schwarze Diamant von köstlich hohem Wert.
Dort gräbt der Bergmann Tag und Nacht bei düsterm Grubenlicht,
Den Schatz bringt er aus tiefem Schacht hervor ans Tageslicht.
Und dieser Schatz, so fest wie Stein, birgt Wärme, Licht und Kraft,
Der schwache Mensch muß sie befreien, damit er Großes schafft.
Solch Werk gibt tausend Menschen Brot, schafft Arbeit und Gewinn,
Beschließt das Volk von Sorg und Not, erhöht zu Fleiß den Sinn.
O, mög des Schatzes Quelle nie versiegen ganz und gar!
Des Kohlenreiches Industrie mög blühen viele Jahr! —

Ungezählte Jahrtausende mögen verflossen sein, ehe der Hochwald sein Haupt mit Waldesgrün umlaubte, ehe seine Oberfläche mit Laub- und Nadelholz sich bekleidete, ehe eine Grundherrschaft sein ausgedehntes Areal abgrenzte und der Mensch in diesem Urwald zum erstenmal die Art anlegte, um den ersten Baum für seinen Nutzen zu fällen. Sicher war er einer der ersten Berge, die den deutschen Ansiedlern bei ihrem Vordringen in unsere Gebirgslandschaft bekannt wurde, da ja sein Standpunkt die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenken mußte.

Uns Deutschen ist er seit dem 12. Jahrhundert bekannt. Sein umfangreiches Waldgebiet umfaßt 2400 Morgen. Er wurde von jeder seiner Grundherrschaften möglichst sorgfältig gepflegt. Im Laufe der Zeit haben seine Besitzer mehrfach gewechselt. Er, wie auch der Sattelwald wurden, wie erhaltene Urkunden mitteilen, 1415 von dem böhmischen Könige Wenzel den Gebrüthern von Reibnitz, 1423 von Kunz und Thyme von Baumgarten, 1444 von letzterem dem Nickel v. Reibnitz überlassen. Später ging der Hochwald in den Besitz der Familie von Czeftritz auf Neuhaus und Kynsburg über und wurde den Brüdern Hans, Friedrich, Siegmund und Ulrich von Czeftritz zugewiesen (s. S. 55) und endlich findet er sich 1497 mit Fürstenstein in einer Besitzhand (Joh. v. Schellendorf), seit 1509 sodann bis heut im Besitz der Familie v. Hohberg. Letztere haben durch Jahrhunderte diesem großen Walde eine regelrechte Forstkultur angeeignet lassen, bei welchem das große Waldgebiet sich nutzbringend entwickelte.

Zu Füßen des Hochwaldes entspringen die Quellen des Salzaches. Der nördlichste derselben, im Oberdorfe Weißstein abfließend, ist durch den Grubenbau verstopft, und der zweite, im Niederdorfe abfließend, gibt aus dem gleichen Grunde nur noch wenig Wasser. Alle anderen Quellen werden aufgefangen, um die Wasserleitung zu speisen, die die Bewohner Weißsteins mit Nutzwasser versorgt. Im Jahre 1863 brachte dem Hochwalde ein großer Waldbrand und 1868 ein ungeheurer Windbruch, verursacht durch gewaltigen Dezembersturm, großen Schaden. Auf einer der schönen großen Wiesen, die zu seinen Füßen sich ausbreiten, sind in den Jahren 1862 und 1868 großartige bergmännische Feste gefeiert worden, an denen ein großer Teil der Kreisbewohner teilnahm. Heute stehen auf diesem Platze die Baracken der Waldheilstätten für die erholungsbedürftige, schwache und leidende Jugend der umliegenden Gemeinden, in denen die Kinder Erholung, Pflege und Stärkung erfahren.

Die Lage des Berges und seine Höhe gewähren eine Rundschau, die sich mit der der Schneekoppe messen kann. Sie umfaßt ein weites Gebiet der Mittel- und Niederschlesischen Landschaft, die das Auge ergötzt und das Herz erfreut. Bei Tage überraschen unsern Blick die zahlreichen Ortschaften der Ebene und am Abend die ungezählten Lichter der umliegenden industriellen Arbeitsstätten, die mit dem leuchtenden Sternenschein am Firmament vereint eine feenhaft Erleuchtung der

Dunkelheit bewirken und als eine glanzvolle Illumination der Natur dem Auge sich darbieten.

Rundschau vom Hochwalde.

Schöner Hochwald! Frei gelegen	Sommer ist es. Reges Leben
Mitten in der Berge Kranz,	Herrscht ringsum auf weitem Feld;
Rings umsäumt von Waldgehegen	Leichte lichte Wolken schweben
Und bestrahlt vom Sonnenglanz,	Aber mir am Simmelszelt.
So erscheinst du immer wieder	Meinem Standpunkt auf der Höhe
Mir in jeder Jahreszeit,	Weicht der Horizont zurück.
Und ich schau beglückt hernieder	Weites Land, das rings ich sehe,
Auf die Fluren weit und breit.	Füllt mit Staunen meinen Blick.

Von des Hochgebirges Riesen
Zu des Jobtens blauer Wand,
Über Wälder, Felder, Wiesen,
Städte, Dörfer, wohlbekannt, —
Von der Eule breitem Rücken
Bis zu Breslaus Oderstrand, —
Welch ein Anblick zum Entzücken!
Herrlich schönes Schlesierland!

Auf Anregung des Waldenburger Gebirgsvereins hat der Fürst von Pleß im Jahre 1889 auf dem Gipfel des Berges einen massiven Aussichtsturm im Stile einer Burgruine erbauen und wenige Jahre darauf ein Blockhaus daneben errichten lassen, das gegen 200 Personen Unterkunft gewährt. Seitdem ist der Hochwald ein vielbesuchter Punkt für die Bewohner der Umgegend wie auch für Fremde geworden, die gern bei ihm Erholung suchen und finden. Wege zu seiner Höhe leiten von allen Seiten, am meisten von der Nord- und Südseite hinauf. Nicht nur Fußgänger, auch Gespanne, Motorräder, sogar Autos erreichen auf gut gebahnten Wegen bequem seinen Gipfel.

Der langsam aufsteigende Fußgänger wird allerdings die wohlthuenden Eindrücke des Bergsteigens mehr empfinden als der hastig eilende. Der Spaziergang unter dem grünen Dach der Laub- und Nadelhölzer wirkt ermutigend auf das sonst mit Sorgen erfüllte Gemüt. Harzige Dünste, die uns umwehen, beleben und stärken das Herz; lichtfreie Ausblicke in die umgebende Welt, die beim Aufstieg dem Auge mehr und mehr sich weitet, erfreuen Sinn und Geist, das Bewußtsein über die niedere Welt sorgenvollen Hastens mit ihren Wirrnissen erhaben

und dem Himmel näher zu stehen, läßt uns auf Stunden der Erde Leid und Weh vergessen und beim Atmen der leichten Luft auf freien Bergeshöhen selige Himmelsluft empfinden. Am schönsten und reizvollsten ist solcher Genuß an sonnigen, lichtfrohen Tagen.

Sa, wenn die goldne Morgen Sonn' den Berg verschleucht, die Nebelschleier,
Dann zieht der Wand'rer voller Wonn' auf Bergeshöh' zur Sabbatfeier.
Beim Anblick herrlicher Natur, die hier dem Auge sich erschließt,
Wird er beglückt, weil da ihm nur sich Freud und Lust ins Herz ergießet.

Der Sommer schmückt mit zartem Laub den Hochwald bis zu hehrer Schöne,
Und fällt sein Kleid dem Herbst zum Raub, malt dieser ihm die Farbentöne.

Bei all seinen Vorzügen, die den Hochwald uns lieb und wert erscheinen lassen, bleibt er den Besuchern, hauptsächlich aber allen Bewohnern der Umgegend, ein zuverlässiger Wetterprophet. Wenn Nebelwolken sein Haupt umlagern, dann droht Regenwetter, und wenn über seinem Gipfel gradlinig scharf abgegrenzte Wetterwolken sich aufstürmen, dann ist Wind oder Sturm zu erwarten.

So ist der Hochwald nach Wesen, Gestalt und Größe allen, die ihn kennen und schätzen, eine hervortretende Lichtgestalt, die sich unzertrennlich und unvergänglich in unser Heimatbild einfügt und uns, daheim wie in der Ferne, das Bild der Heimat in unserer Vorstellung charakteristisch malt und belebt.

Der Hochwald im Bilde der Heimat.

Schau an des Hochwalds Lichtgestalt, sein Bild laß in die Seel' dir schreiben,
Ein treuer Freund, ein lichter Stern, wird er durchs Leben dir verbleiben.
Mit seiner Berge grünem Kranz begrenzt der Hochwald die Gefilde,
Da Dorf und Stadt und Feld und Flur vereinen sich zum Heimatbilde.

Inmitten steht dein Vaterhaus, wo dich des Schöpfers heil'ger Wille
Ins Leben rief; wo Elternlieb' dich hütete mit Sorgenfülle;
Wo du als Kind auf Mutter Arm der Liebe Zärtlichkeit empfunden,
Und dann in froher Kinderschar bei Spiel verlebtest sel'ge Stunden;

Wo du nach alt Germanenart mit deutschem Wort die Dinge nanntest,
Du dich nach Wesen, Sitt' u. Geist als Glied des deutschen Volks bekenntest
In deutscher Lieb', bei deutscher Treu hast wahre Freunde du gefunden, stest.
Die teilnahmsvoll in Freud' und Leid mit deinem Herzen sich verbunden.

Auch hat des Höchsten Güte und Macht hier dir sich herrlich offenbaret,
Du hast mit frommem Kinderfönn ihm Lieb' und Glauben treu bewahret.
Nun ist und bleibt dein Vaterhaus für dich die segensreiche Quelle,
Daraus du schöpfeft Mut und Kraft für deines Lebens Schicksalsfälle.

Und weilst du einst in weiter Fern', zieht Sehnsucht heim dich zu den Lieben:
Schau an das Bild, das dir schon früh der Hochwald in das Herz geschrieben,
Er ruft dir zu: „Komm her zu mir, hier grüßen dich der Jugend Lieder,
Hier find'st du Ort und Vaterhaus, hier find'st du deine Heimat
wieder!“

W. R.

2. Hochwald=Sagen.

Die Tobmazen im Hochwalde.

Nach Erzählungen alter Leute trieb die Tobmazen, ein gespenstiges Weibsbild, auf großer, schöner Wiese im Klappertale des Hochwaldes ihr Unwesen. Sie stand bei den Bewohnern der Umgegend in dem Rufe, daß sie unartige und unfolgsame Kinder entführe und in ihrer unzugänglichen geheimen Wohnung verborgen halte. Daher war sie ein Schrecken der Kinder und Eltern. Sie soll von Leuten, die ihre Wiese unterhalb des Sonnenwirbels bei Mondenschein überschritten, in weißer Gestalt gesehen worden sein. Ihre Kleider und ihre Wäsche breitete sie auf der Wiese aus oder hing sie auf einer Leine hoch auf. Nahte ein Mensch, um alles zu betrachten, so verschwand alles vor seinen Augen, dabei hörte er ein gellendes Gelächter mit krächzender Stimme, und ein donnerähnliches Rollen im Walde. Umzogen den Hochwald Wolken und Nebelschleier, dann meinten die Leute, die Tobmazen brauet Unheil in ihrer Küche, es wird sich das Wetter ändern.

Das Buschweibel.

Von dem Buschweibel, der Tobmazen, erzählen Leute, die um den Hochwald wohnen, Gutes und Böses. Die, welche Böses von ihr erzählen, sagen: Sie ist eine häßliche Alte mit zerrauftem Haar und zerrissenen Kleidern und einem Krückenstock in der Hand. Die Hirten insbesondere können nur mit Abscheu von ihr erzählen, denn gar häufig melkt sie ihnen auf der Weide die Kühe aus, und mancher Hirte wurde von ihr, wenn er vor Müdigkeit auf eine Bierelstunde eingeschlafen war, äußerst unsanft mit dem Krückenstocke geweckt. Den Kindern, die im Walde Beeren pflücken, nimmt sie diese weg und zerschlägt ihnen die Gefäße. Sie dient darum auch als Schreckmittel bei unfolgsamen Kindern.

Peter.

Bergverwalter August Teichmann in dem benachbarten Sermsdorf hat der Tobmazen ein Poem gewidmet, das in seiner ursprünglichen Form hier folgen mag.

Willst du genießen reine Lust
 Ohn' jegliche Beschwerde,
 Erhole dich im Waldesduft,
 Such auf das Plätzchen Erde! —
 Zum Hochwald lenke deinen Lauf,
 Wenn heiter scheint die Sonne,
 Du findest in der Sagenwelt
 Viel Reiz und manche Wonne!
 Hier gibt es eine Sage noch,
 Die uns nicht ging verloren,
 Entstammet nicht aus Wotans Zeit,
 Weil später sie geboren.
 Wem wär' die Kunde nicht bekannt
 Von jenem Frauenbilde,
 Vor dem die Kleinen oft gewarnt,
 Obgleich sein Antlitz milde? —
 Tobmazen nennt die alte Zeit
 Die Heldin, die kein Riese,
 Sie haust und schafft noch ohne Ruh
 Auf ihrer schönen Wiese.
 Sie bleicht noch heut auf breiter Flur
 Die Wäsche und die Kleider.

Kommst du ihr nah, bleibt keine Spur,
 Denn alles schwindet, — leider!
 Wenn unter Knaben einer war,
 Der manchmal nicht parierte,
 Wurd' mit der Mazen ihm gedroht,
 Die Kinder gern entführte.
 Ob irgend eine Wirklichkeit
 Der Fama liegt zu Grunde,
 Dafür gibt unser Standesamt
 Nicht die geringste Kunde.
 So kann man Unbekanntes kaum
 Vom Märchen niederschreiben,
 Die Zeit treibt ernst' und heit'res Spiel
 Und so wird's immer bleiben. —
 Vielleicht, daß unserm Rairebach
 Entsteigen dann Novellen!
 Wenn statt der dicken schwarzen Flut,
 Einst sprudeln Silberwellen!
 Bis dahin aber wollen wir
 Uns in Geduld noch fügen,
 Erzählen von der Mazen hier
 Zu unserem Vergnügen!

H. Reichmann.

Die Tobmazen und die Kinder.

Im Hochwalde wohnt schon seit langer Zeit die Tobmazen, eine Waldfee, die zu manchen Zeiten sich sehen läßt, meist aber nicht sichtbar ist. Sie hat im großen Walde drei Wohnstuben, nämlich: einen Steinbruch, ein Waldesdickicht und eine grüne Wiese. Gute, fleißige und folgsame Kinder, die beim Holzlesen oder Pilze- und Beerensuchen im Walde sich verirren und nicht wieder nach Hause finden, die sucht sie auf und führt sie an der Hand in ihre gute Stube, d. i. auf die grüne Wiese, wo Blumen blühen und Erdbeeren wachsen. Dort dürfen die Kinder im Graze lagern oder auf der Wiese spazieren gehen, Blumen pflücken und Erdbeeren essen. Sagen dann die Kinder: „Ich danke schön!“ so führt sie dieselben auf die Straße, auf der sie nach Hause finden. Zu manchen Zeiten kommt die Tobmazen in die nahegelegenen Dörfer und achtet auf die Kinder, ob diese artig oder unartig sind. Ungezogene Kinder, die da lügen, fluchen und den Eltern nicht folgen, verschleppt sie in den Wald ins Steinbruch, wo es kalt ist. Dort müssen die Kinder auf spitzen Steinen sitzen und zusehen, wie Kröten, Molche, Käfer und

Schlangen um sie herum spazieren. Als Nahrung bekommen sie nur Pilze und grüne Pflanzenblätter. Faule und unartige Kinder und solche, die gern naschen, verschleppt sie in das Waldesdickicht. Dort müssen sie auf blanker Erde hocken und die Nadeln des Tannenbaumes zählen, und wenn sie sich verzählen, müssen sie wieder bei Nr. 1 anfangen. Als Mahlzeit reicht ihnen die Tobmazen einen Tannenzapfen, aus dem sie die Samenkerne mit den Fingern herauschälen, wie das Eichhörnchen es macht, wenn es die Kerne essen will.

Bei finsterner Nacht hören die Kinder im Walde in den Wipfeln der Bäume den Wind heulen und den Uhu schreien, und wenn es regnet, werden sie nicht bloß naß, sondern sie frieren auch. Bessern sich die bösen Kinder und nehmen sie sich vor, den Eltern zu folgen, und gute Kinder zu werden, dann schenkt ihnen die Waldfee Zuckerbrot. Sobald die Kinder davon essen, schlafen sie ein, und wenn sie erwachen, liegen sie daheim in ihrem Bettchen.

Die Waldarbeiter und die Tobmazen.

Zwei Holzschläger im Hochwalde saßen während der Mittagspause auf einem Holzstamme in der Waldlichtung. Sie verzehrten ihr Mittagbrot und erzählten von ihren Familien. Der eine beklagte es, daß seine Frau schon lange ein krankes Kind pflegen müsse, mit dem es nicht besser werden wolle. Die anderen Kinder hätten deshalb gar nicht die rechte Pflege und Erziehung. Der andere dagegen erzählte freudigen Herzens, seine Frau und seine Kinder seien gesund und fröhlich und guten Mutes; eine seiner Töchter sei gestern zum Tanz gewesen und werde übermorgen sich mit ihrem Bräutigam verheiraten, dann werde die ganze Familie eine fröhliche Hochzeit feiern.

Während sie so mit einander redeten, kam von der Seite her aus dem Walde eine Frauengestalt in langem Gewande, kurzem Überhang und einem Federhut auf dem Kopfe. Am Arme trug sie ein Körbchen. Still trat sie an die beiden Männer heran, langte in den Korb und reichte jedem der Männer einen Tannenzapfen, wobei sie sprach: „Wendet damit Euer Schicksal!“ Alsdann ging sie weiter. Der erste der Männer besah den Zapfen und steckte ihn in seine Tasche. Der andere warf den seinen mit einer spöttischen Bemerkung der Gestalt nach. Als sie abends daheim ankamen, fand der erste sein krankes Kind wieder gesund. Sein Leid war in Freude verkehrt. Des andern Tochter, die Braut, war die Treppe heruntergefallen und hatte Arm und Bein gebrochen. Seine Freude und sein Übermut war in Trauer gekehrt worden. Die Leute, die davon hörten, meinten, das Weibsbild im Walde sei die Tobmazen gewesen.

Der jagenhafte Stein in Weißstein.

Vor dem Bismarck-Denkstein neben dem Amtsgebäude in Weißstein liegt ein röllicher Granitstein von etwa 80 cm Durchmesser. Er ist ein Findling, ein erratischer Block, von dem die Geologen meinen, er sei wie viele andere seinesgleichen vor vielen tausend Jahren während der Eiszeit auf dem Gletschereis von den Gebirgen Schwedens nach Schlesien überführt worden.

Soweit die Erinnerung reicht, soll dieser Stein ursprünglich seinen Platz gegenüber der Diebelseite des Kretschams zur Seite der Straße, die von Waldenburg her durch das Gehöft des Kretschams führt und dort in die Dorfstraße einmündet, gelegen haben. Später bildete er in Gesellschaft heimischer Steine den Seitenschutz der Brücke, unter welcher der südöstliche Feldbach am Kretscham vorbei sein Wasser dem Dorfbach (Salzbach) zuführt. Zur Zeit des evang. Kirchenbaues (1879) wurde der Brückenschutz niedergelegt und der Findling neben die ev. Kirche an der Straße placiert. Der damalige Gemeindevorsteher Gottl. Tschersich ließ zur Erinnerung an den Kirchenbau in den Stein einen „eisernen Handgriff“ mit der Jahreszahl 1879 einlöten. Fast ein Menschenalter hindurch hat der Stein in dieser Gestalt seinen dortigen Platz innegehabt, bis ihm 1924 sein jetziger Ehrenplatz eingeräumt wurde.

An ihn knüpfen sich mehrere Sagen. Eine derselben nennt ihn
Weiserstein oder Wegweiser.

Zur Zeit, da noch dichter Urwald die ganze Gegend bedeckte, diente dieser große lichte Stein zur Orientierung im Walde. An Größe, Lage und Gestalt leicht bemerkbar, konnten die Menschen durch ihn in den Wirrnissen des Waldes sich wieder zurecht finden. Man nannte ihn deshalb Wegweiser oder Weiserstein.

Eine andere Sage nennt ihn

Dorfpate von Weißstein.

Er soll dem Dorfe Weißstein den Namen gegeben haben. Nahe der Stelle, da der Stein am Beginn der Besiedelung des Ortes im Walde gefunden wurde, ist das erste Haus des Ortes (der Kretscham) erbaut worden. Dieses Haus (noch heute Haus Nr. 1) wurde nach dem Stein der „Kretscham am weißen Stein“ benannt, welche Bezeichnung sodann auf den ganzen Ort (am Weißstein) übertragen und beibehalten wurde. Die bis jetzt älteste Urkunde von 1305 „liber fundationis episcopatus Vratislavenensis“ nennt ihn Wissenstein (vermutlich ein Schreibfehler), alle späteren Urkunden nennen den Ort Weissenstein. Dieser Name ist später in Weißstein abgekürzt und bei Einsetzung des Postamtes am Orte 1872 behördlich und amtlich mit der Schreibung „Weißstein“ festgestellt worden. Vor dieser Zeit war im Publikum die orthographische Schreibweise dieses Ortsnamens eine mannigfaltig verschiedene und fehlerhafte.

Mehr poesievoll mutet uns die Sage an, die im vorigen Jahrhundert die Dorfjugend von Weißstein dem Stein als

Rübezahls verzauberte Reisetasche

andichtete. Diese Sage erzählt:

Einstmals war Rübezahl zum Besuch auf dem Zobtenberge. Es war in der schönen Maienzeit. Er freute sich über den Gesang der Nachtigallen, die am Fuße des Berges in den Sträuchern nisteten. Da nahm er sich vor, diese Sängler auch in seine Berge zu verpflanzen und die Bewohner des Gebirges durch deren Gesang zu erfreuen. Er fing eine große Zahl dieser Vögel ein und verwahrte sie in seiner Reisetasche. Auf der Rückkehr in seine Berge kam er zuerst in das Waldenburger Bergland. Hier in der Mitte des Dorfes Weißstein, am Kreisbäum, ruhte er einen Augenblick und legte seine Tasche, die er am eisernen Griffe trug, am Wege nieder. Schnell rief er die Tobmazen aus dem Klappertal des Hochwaldes herbei und sagte zu ihr: „Bewahre nur die Tasche gut, daß sie niemand öffne; es sind Geschenke darin. Ich will zum Schwarzen Berge gehen und den Regen abbestellen, dann komme ich wieder!“ Indes der Rübezahl fort war, war die Tobmazen neugierig geworden, sie wollte gern wissen, welche Geschenke Rübezahl in der Tasche bewahre. Sie konnte ihre Neugierde nicht bezwingen und öffnete die Tasche. Da flatterten die eingefangenen Nachtigallen heraus und flogen davon. Die Tobmazen erschrak und wurde blaß. Sie wollte die leere Tasche verstecken, aber da wurde diese in einen großen schweren Stein verzaubert, so schwer, daß ihn drei Männer nicht erheben konnten. Als Rübezahl zurückkehrte und sah, was vorgefallen war, schalt er die Tobmazen sehr ernstlich aus und sagte: „Du hast mir und allen Gebirgsbewohnern eine große Freude verdorben, Du hast die Singvögel fortkommen lassen. Du sollst nun in Deinem Winkel niemals eine Nachtigall singen hören, und Du selbst sollst statt zu singen nur krächzen.“ Seitdem sind die Gebirgsbewohner noch ohne Nachtigallen. Mißmutig zog Rübezahl von dannen und überließ seine Reisetasche dem Dorfe Weißstein zum Andenken.

Sie liegt noch heutigen Tages sichtbar an der Straße beim Kreisbäum. Alle Frauen und Mädchen, die an ihr vorübergehen, erinnern sich des Wortes: „Neugier schafft nichts Gutes!“ Vorübergehende Männer und Jünglinge gedenken der Mahnung: „Vertraue Deine Reisetasche keinem andern an!“

Das steinerne Kreuz in Weißstein.

Eine Denkwürdigkeit in Weißstein ist das „steinerne Kreuz“, das im Oberdorfe rechts an der Straße stand, jetzt aber an die Ecke eines nahen Hauses angelehnt ist. Nach ihm ist der Gasthof zum „Steinernen Kreuz“ benannt worden, der daneben sich aufgetan hat. Der Platz, wo

es steht, war früher nicht bebaut, sondern bildete eine strauchumgürtete Gartenflur. Ehedem gehörte dieser Teil zur Dorfsaue oder zum Dorfanger, der bis zum Niederdorfe hinab zwischen den Hauptseiten des Dorfes bald schmaler, bald breiter sich ausdehnte. Nach und nach ist diese Dorfsaue bebaut worden.

Das steinerne Kreuz an der Straße ist schon seit Jahrhunderten der Denkstein einer Begebenheit. Im lieben schlesischen Heimatlande sind viele derartige Kreuze zu finden, meistens stehen sie an Wegen und Heerstraßen; man begegnet ihnen aber auch an einsamen Fußpfaden, auf Feldern, in Gebüsch und Wäldern. Sie sind plump und roh in der Form, rauh an der Oberfläche, grob im Gestein; viele von ihnen zeigen eingemeißelte Zeichen: Buchstaben, Ziffern, Schwerter, Dolche, eine Gabel, Ärte, Armbrüste u. a. m. Die Kreuze sind uralt. In unserer Gegend finden wir solche in Liebichau, an der rechten Seite des Weges von Pölsnitz nach Adelsbach hinter der Karte, und am Wege von Freiburg nach Kunzendorf, ferner in Altwasser am Wege nach den Pilzhäusern, in Gaablau an der Brücke vor dem Kirchhofstor. Aber ihre Bedeutung ist lange gestritten worden. Einige behaupteten, sie seien alte Grenzzeichen, andere wieder meinten, es seien Kreuze, die auf Mordtaten Bezug haben. Erst vor wenigen Jahrzehnten ist es gelungen, die Bedeutung dieser Kreuze mit Sicherheit nachzuweisen. Ein schlesischer Gelehrter fand in dem Schöppnenbuch eines schlesischen Staatsarchivs eine Eintragung über das von dem Schöppen der Stadt über einen Mörder verhängte Urteil. In dem letzteren hieß es u. a., daß der Mörder sich mit den Angehörigen seines Opfers vergleichen und von diesen Verzeihung erlangt haben müsse; zum Zeichen dafür und zur Sühne für seine Tat solle er an der Stelle, wo er den Mord begangen habe, ein Kreuz errichten lassen. Da diese Stelle im Urteil der Schöppen ganz genau bezeichnet war, und ein altes Steinkreuz sich noch heute an ihr befindet, so war die Bedeutung derartiger Kreuze mit Bestimmtheit festgestellt. — Um die meisten dieser Kreuze hat im Laufe der Jahrhunderte die Sage ihre Fäden gesponnen, besonders um diejenigen, welche eingeritzte Zeichen trugen.

Über die Bedeutung des „Steinernen Kreuzes“ in Weißstein berichtet keine Urkunde, aber wir nehmen gläubig hin, was ein hochbeflagter Gerichtschreiber des Dorfes 1863 über seine Bedeutung erzählte: „Zwei Bauernsöhne im Oberdorfe, deren Behöfste gegenüberlagen, hatten sich in die liebliche Tochter eines benachbarten Handwerkers verliebt und warben beide um deren Liebe. Das Mädchen, von beiden Seiten reich mit Geschenken bedacht, wußte nicht, welschem von beiden Bewerbern sie den Vorzug geben sollte. Das Liebeswerben der beiden Jünglinge aber erweckte in ihren Herzen gegeneinander Neid, Haß, Streit und Verfolgung. Die

erregte Leidenschaft des einen forderle den andern zum Kampf heraus, wobei der eine getölet wurde. Der Mörder wurde angeklagt und verurtheilt, an die Mordstelle ein Kreuz zu setzen. Als er dann um die Hand des Mädchens anhielt, antwortete dieses: „Ich mag meine Hand nicht in die Hand eines Mörders legen“. Es verließ den Ort und zog in die Ferne.

XIX.

Sagen aus dem Culengebirge und anderen Theilen des Kreises.

Die Bewohner des Culengebirges und seiner Ausläufer, besonders die in den Dörfern seiner engen Täler, blieben lange von den Hauptverkehrsadern des Kreises und der Provinz unberührt. Bei ihnen haben sich daher Sitten und Gebräuche, Sprache und Sagen aus alter Zeit bis in die neueste Zeit hinein rein erhalten, obgleich sich diese nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.

Von den dort umlaufenden Sagen hat auch Professor Dr. Kühnau eine Anzahl in seine Sammlung „Schlesische Sagen“ aufgenommen, die 1900 bei Teuber-Weipzig erschienen sind.

Die wunderbare Buche.

Nordöstlich von Rudolfswaldau, zwischen der Schirgenjchenke und dem Planberge liegt der „Bucheberg“ in einer verlorenen Ecke, hart an der Grenze der Dorfgemarkung. Inmitten des von struppigem Heidekraut bestandenen Unlandes steht auf stürmischer Höhe einsam eine alte knorrige Buche. Ihr Stamm ist schon hohl, aber noch trotzt sie wacker den Zeiten als ein sagenumwobener Zeuge verklungener Tage. Die Rudolfswaldauer sehen sie als ein Wahrzeichen des Dorfes an und behaupten, der Baum im Gemeindefiegel sei ihr Abbild.

Als junges Stämmchen, so berichtet der Volksmund, wurde sie verkehrt in die Erde gepflanzt; aber siehe, das Wunder geschah: Die Krone in der Erde versorgte nun den Baum mit Nahrung, und lustig grünt die in ein neues Element gestellten Wurzeln; nur der knorrige Wuchs der Krone verrät noch heute ihre ursprüngliche Bestimmung. Diese Pflanzung soll in der Reformationszeit erfolgt sein, wie auch aus dem Weispruch geschlossen werden könnte, den der Volksmund bis auf den heutigen Tag überliefert hat: „So wahr dieser Baum gedeihen, wachsen und viele Jahr-

hundert überdauern wird, so wahr wird Luthers Lehre sich ausbreiten und alle kommenden Geschlechter überdauern!"

Niemand legt die Art an den Stamm. Vorzeiten versuchte man zwar einmal, sie umzusägen, aber Blut floß aus der Wunde, und als die Frevler nicht abließen, erhielten sie unversehens derartig starke Ohrfeigen, daß sie bestürzt ihr Werk nunmehr schleunigst aufgaben. —

Mittags um die zwölfte Stunde schreitet langsam ein Mann um die Buche herum. Seinen Kopf fährt er in einem Schubkarren vor sich her. Wehe, wer ihm begegnet, mit unwiderstehlicher Gewalt packt er den Unglücklichen, wirft ihn zu seinem Kopf in den Karren und fährt ihn im Saus zum Dorfe, wo er den vor Angst und Grausen Halbtoten vor dessen Haustür abladet.

Andere wollen wissen, daß um die Mitternachtstunde ein finsterner Jäger auf einem Rappen dort durchs Revier reitet. Seinen Kopf trägt er unter dem Arm, das Pferd hält den seinen zwischen den Vorderbeinen. Ob er aber, wie einstens der wilde Jäger oder der Schimmelreiter, dem erstarrten Wanderer oder dem erschrockenen Grenzfrevler das Genick herumdreht und ihn ewig in der wilden Jagd mitreifen läßt, weiß unsere Sage nicht zu melden.

Vorzeiten — einige meinen, im siebenjährigen Kriege — sollen sich Truppen auf jenen Höhen im Gefecht gegenübergestanden haben. Nach dem Treffen begruben die Bauern die Gefallenen an jenem verrufenen Orte. Man sagt, daß auch jetzt noch hin und wieder Überreste aus jenen Tagen gefunden worden seien. Die alten Kämpfer hatten aber auch jetzt im Grabe noch keine Ruhe. Wenn von den Kirchtürmen der umliegenden Dörfer die Mitternachtstunde verkündet wird, ertönt leise kriegerische Musik aus der Erde, die Gräber entlassen die Geister der längst Verendeten, und aufs neue treten sie in Reih und Glied, um den Feind zu bezwingen. Erst Schlag 1 Uhr verschwindet der Spuk, und nur der Wind streicht wieder über raschelndes Laub.

An warmen Sommertagen aber, wenn ringsumher am Mittag die Grillen zirpen und flimmerndes Sonnenlicht über den weiten wogenden Feldern liegt, ertönt um die 12. Stunde eine wunderliche Harfenmusik von der alten Buche herab, wie sie früher nie gehört wurde. Früher, so sagt man, hätten die Hirten vor Freuden ringsum auf den Weiden zu dieser Musik getanzt.

Vielleicht, daß auch heute noch ein Wanderer sie vernimmt, der, dort rastend, traumverloren hinauschaute ins weite heimatische Schlesierland.

Die „Glockenwiesen“ bei Rudolfswaldau.

Am Wege, der sich oberhalb der Kirche von Rudolfswaldau am S.W.-Fuße der Neumannskoppe durch ein flaches Tal bis nach der „Kruppigen Tanne“ und dann weiter nach Königswalde hinzieht, liegen die „Glockenwiesen“. Im Munde der Rudolfswaldauer lebt noch eine Sage, die den merkwürdigen Namen erklären soll:

„Vor sehr langer Zeit, — es mögen wohl schon ein paar hundert Jahre sein — wurde einmal das uralte Dorfkirchlein ausgebessert, und dabei sollte auch das Glockengestühle erneuert werden. Die Glocken wurden herabgenommen und in einer Scheune neben der Kirche einstweilig untergebracht. Das hörten einige Leute aus Königswalde, wo gerade auch an der Kirche gebaut wurde. Sie beschloßen, ihr Geläut, das nur aus zwei Glocken bestand, auf billige und einfache Weise zu verbessern. In einer Nacht machten sich ein paar ortskundige und handfeste Männer auf, kamen mit einem Handwagen nach Rudolfswaldau, holten die größte Glocke aus der Scheune, luden sie auf ihren Handwagen und zogen wieder heimwärts. Aber gleich hinter dem Dorfe hatten sie schwere Arbeit. Der Wald ging damals noch bis fast an die Häuser heran; die Wiesen in den Waldblößen waren eher Sümpfe zu nennen; vom Wege war auch nicht viel Gutes zu sagen, sie mochten ihn wohl auch vermeiden — kurzum, die Beute versank mitsamt dem Handwagen im Sumpfe.

Schließlich wurde die Glocke aber doch wieder herausgewuchtet und kam auch glücklich in Königswalde an. Sie wurde aufgezogen, — doch als man die Früchte der Mühlen ernten und sich an dem schönen Geläute erfreuen wollte, erschallte vom Turme ein graulicher Mißklang: die Glocke paßte nicht in das Geläut hinein!

Sie wurde aber von den schlauen Königswaldern umgegossen und soll nun jetzt noch dort hängen. Die Geschichte muß wohl also damals nicht „an die große Glocke“ gekommen sein, und inzwischen ist auch über die ganzen „Glockenwiesen“ so viel Gras gewachsen, daß kaum noch der Name übrig geblieben ist.“

Seilmann, Lehrer.

Der Teufel als Gläubiger.

Einst schritt ein armer Mann, der von einem Geschäft, das er außerhalb abschließen wollte und nicht konnte, wieder heimwärts, sorgenvoll seinem Hause zu. In dem großen Walde des Culengebirges gesellte sich zu ihm ein Mann in grüner Jagdkleidung. Er hielt ihn für einen Jäger und befürchtete nichts Urges von ihm, da er sich freundlich zu ihm stellte. Vertraulich klagte er dem Jäger im Gespräch seinen Kummer, daß ihm das Geld fehle, eine dringende Schuld zu bezahlen. Da antwortete der freundliche Begleiter: „Das will ich Dir gerne leihen!“ Er begab sich mit

dem Manne in dessen Haus und zählte ihm die harten Taler auf den Tisch. Als der arme Mann den Schuldschein unterschreiben sollte, war für die Unterschrift im ganzen Hause kein Tropfen Tinte vorhanden. Da sprach der Jäger: „Das schadet nichts; es genügt mir, wenn Du Dich in den Finger rißest und die paar Worte mit Deinem Blute schreibst“. — Jetzt erschrak der arme Schuldner, denn er erkannte in seinem Gläubiger den Teufel. Er ließ jedoch nichts merken, sondern sagte, es sei heute doch schon zu spät und bat den Jäger, bei ihm über Nacht zu bleiben. Während das Weib eine Streu für den Gast zurecht machte, lief der Mann zum Pfarrer und bat ihn um Rat. Mit einem Kessel voll Weihwasser und einem Sprengwedel kehrte er bald zurück und besprengte den bereits ruhenden Jäger. Dieser zitterte am ganzen Leibe und bat demütig flehend, damit aufzuhören. Der arme Mann aber besprengte den Teufel so lange, bis er davonlief, wobei er einen so großen Gestank zurückließ, daß man ihn noch nach drei Tagen verspürte.

(Schlef. Sagenammlung.)

Das graufige Geschenk.

Mancher einsame Culengebirgswanderer hat auch schon den Nachtjäger mit graufiger Stimme fragen hören, ob er nicht einen Hasen gesehen habe. Als aber ein Bauer aus der Neuroder Gegend einst so kock war, dem vorüberziehenden Nachtjäger aus dem offenen Fenster zuzurufen: „Könnst mer a woas mite schissa!“, da fiel um Mitternacht ein ganzes Menschenviertel durch den Schornstein auf seinen Herd. Der Bauer vergrub das graufige Geschenk, aber in der folgenden Nacht fiel es abermals durch den Schornstein in die Küche, und als er es am folgenden Morgen wieder vergrub, da kam es die Nacht darauf zum dritten Male wieder. Nun zog der geängstigte Bauer den Ortsgeistlichen zu Rate und begrub den Leichenteil in seiner Gegenwart zum vierten und letzten Male und dann hatte er Ruhe.

Rud. Drescher im Globus.

Der Nachtjäger.

In Wüstewaltersdorf lebte einst ein prahlerischer Knecht, der sich rühmte, sich vor niemandem, auch vor dem Nachtjäger nicht zu fürchten, ja er vermaß sich sogar, bei den Dornensträuchern schlafen zu wollen, wo jener umging. Umsonst warnten ihn die Mitknechte. Als er aber nun gar Wetten auf das Gelingen seines Vorhabens einging, gab ihm sein Herr sogar ein Pferd, damit er rasch an den unheimlichen Ort käme. Da er nun schon lange geritten und noch immer nicht bei den Dornensträuchern war, fing er lästerlich zu fluchen an. Plötzlich stand der Nachtjäger in Gestalt eines alten Weibes neben ihm und verwies ihm das wüste Fluchen mit dem Hinweise, daß er ja bald zu den Sträuchern kommen werde. Mit dem Nachtjäger aber lief eine ganze Koppel Hunde, rote, blaue, gelbe und grüne neben ihm her. Als sie nun an der Dornenhecke waren, sprach der

Nachtjäger gebieterisch: „Knecht, steige ab! Du hast über den Nachtjäger Spott getrieben, erwarte jetzt, was auf Dich zukommt!“ Und indem das alte Weib verschwand, kroch eine Schlange, so lang und dick wie ein Wiesenbaum, aus den Dornen gerade auf den Prahlhans los. Dieser aber schloß vor Entsetzen die Augen und wagte nicht, dem Ungeheuer etwas anzutun. Als er aber die Augen wieder aufthat, kroch eben der Schwanz der Schlange an ihm vorüber. Da sprang er auf sein Pferd und ritt, so schnell er konnte, heim. Am andern Morgen lag er tot in seinem Bett.

(Der Nachtjäger ist also gleichbedeutend mit dem Wilden Jäger und seiner Meute.) Kühnau's Sammlung.

Der schwedische General.

Auf dem Gipfel der Hohen Eule hat ein schwedischer General sein Grab, der im 30-jährigen Kriege gefallen war, jedoch erst in allerjüngster Zeit seine ersehnte Ruhe fand. Begangener Schandthaten willen mußte er nämlich zweihundert Jahre lang rastlos umherwandern. Niemandem tat er je Gutes, aber alle fürchteten den langen, blassen General in seiner goldstrotzenden Uniform. Reiche Goldstickerei zierte den Kragen seines Rockes, von Gold waren die Epauletten, die Knöpfe der Montierung, der Degen. Zwiefacher Art jedoch waren seine Stiefeln und das hatte besondere Bedeutung. Hatte er nämlich seine schwarzen Lederstiefel an, so war er guter Laune und achtete nicht der Vorübergehenden, wie sehr sie auch pöbeln und lärmten. Trug er aber seine gläsernen Stiefel, dann war er übler Laune und die Wanderer mußten sich vor ihm hüten.

Einst ging ein Eierhändler von Falkenberg nach Dorfbach und begegnete dem General in den gläsernen Stiefeln. Da juckte es ihn, dem sonderbar gekleideten Offizier einen Streich zu spielen. Er nahm einen Stein vom Boden und zielte nach den gläsernen Stiefeln in der Absicht, sie zu zertrümmern. Der alte General jedoch schleuderte den Stein mit seinem Fuße so kräftig, daß er in den Eierkorb fiel und den Mann samt der Last umriß. Als der boshafte Eierhändler wieder aufstand, sah er, daß sämtliche Eier zerbrochen waren; der General aber stand in seinen Gläsernen stolz auf der Hohen Eule. Niemals mehr wandelte den also Gestraften die Lust an, den schwedischen General noch einmal zu necken.

Durch die Fürbitte frommer Wallfahrer wurde der General um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erlöst und legte sich nun zum ewigen Schlummer in sein erhabenes Grab. Doch das Gerücht von seiner goldenen Uniform und Rüstung veranlaßte Waldenburger Bergleute, seine Ruhe zu stören. Schnell war das Grab gefunden. Rüstig waren sie dabei, es zu öffnen, als unter fürchterlichem Donner der alte General mit gezücktem Degen aus seinem Grabe hervortraf. Da liefen die entsetzten Knappen, was sie laufen konnten und niemand hat es seitdem gewagt, des alten Helden wohlverdienten Todeschlummer freventlich zu stören. S. Urban.



Bismarckturm auf der Hohen Eule

Der Werwolf.

Nach Mittheilungen der Schles. Provinzialblätter waren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im schlesischen Gebirge noch Wölfe vorhanden. Sie traten zu manchen Zeiten so zahlreich auf, daß die Bauern voller Besorgnis ihr Vieh nur unter gesichertem Schutze auf die Weide treiben ließen. Nach den schlesischen Kriegen forderte die Regierung Friedrichs d. Gr. zur Vertilgung der Raubtiere auf (lies Seite 155) und setzte Belohnungen für die Ablieferung eines Wolfbalges aus. Im Liebichauer Revier wurden 1784 eine Wölfin mit sechs Jungen und im März 1789 im Pölsnitzer Revier eine Wölfin mit sieben Jungen erlegt. In der Zeit, da die Wölfe noch zahlreich vorhanden waren, bildete sich im hiesigen Kreise die **Werwolf-Sage**.

Unter einem Werwolf verstanden die Leute eine Menschenseele, die es vermochte, zeitweise Wolfsgestalt anzunehmen und in dieser Gestalt allerlei Unthaten zu begehen. Die geeignetste Zeit dafür waren die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und hohem Neujahr. In dieser Zeit durfte man einen Wolf nicht bei seinem Namen, sondern nur Unflath, Ungezieser oder Gewürm nennen, sonst zerriß er nicht nur die Herde, sondern auch den Hirten.

Die Chronik des Dorfes Giersdorf erzählt die Wehrwolf-Sage also:

„Fand sich in der Fastenzeit ein grimmiger Wolf in den Fellschammer Wäldern, der auch in anderen Orten sich sehen ließ und den des Weges kommenden Leuten sehr nachsetzte. Er hat alsdann in Altwasser ein Kind und in Fellschammer zwei Kinder erbitzen, auch in Weißstein, Steingrund und Tannhausen an jedem Orte ein Kind zerrissen und gefressen. Da aber denselben an jedem dieser Orte sehr nachgesetzt worden, hat er sich gänzlich verloren. Hierbei war ein Mann in Fellschammer, der alte Gumprecht genannt, in Verdacht, als ob er sich in den Wolf verwandelt hätte.“

Wie der Gasthof „Blauer Ranz“ in Juliansdorf zu seinem Namen kam.

Als das vom Hauptorte Dittmannsdorf entfernt liegende, an der Straße Altwasser—Schweidnitz erbaute Gasthaus vollendet war, hatte der Erbauer zur Einweihung desselben eine Anzahl Freunde und Nachbarn als Gäste eingeladen. Während diese fröhlich beieinander saßen, fragte einer der Gäste den Wirt: „Wie wirst Du das Gasthaus nennen?“ Der Wirt antwortete: „Ich weiß noch nicht, mach mir Vorschläge“. Wohl jeder der Gäste nannte einen Namen; aber wenn er ihn aussprach, fanden die andern ihn nicht für geeignet. So stritten sie lange hin und her. Da machte einer den Vorschlag: „Warten wir, bis der erste fremde Gast hier einkehrt, der mag einen Namen nennen“. Bald darauf kam ein wandernder Handwerksbursche die Straße daher. Er trug seine Kabseligkeiten zusammen-

gerollt in einer blauen Handwerkschürze. Ermüdet trat er ein. Als er Platz genommen, rief ihm einer der Gäste zu: „Wandersmann, wo hast Du Deine Stärkung und Deinen Reichtum?“ Verwundert über diese Frage klopfte der Wanderbursch lächelnd mit der Hand auf seine Rolle und sagte: „Im blauen Ranzen!“ Da riefen alle: „Das ist ein rechter Name; so mag das Gasthaus heißen! Wir suchen fortan unsere Stärkung im „blauen Ranzen“. Der Wirt genehmigte den Namen und ließ auf das Schild schreiben: „Gasthaus zum blauen Ranzen“. Mit diesem Namen wurde dann auch die ganze Kolonie benannt, die an dieses Gasthaus sich angeschlossen.

Müller.

XX.

Anhang.

1. Von den Sagen im allgemeinen.

Als gesonderter Zweig der deutschen Literatur verdient die Sage nach ihrer Geschichte, ihrem Wesen und ihrer Bedeutung die ihr zukommende Beachtung und Bewertung. Bei näherer Betrachtung derselben folgen wir den Ausführungen des A. Stanislaus und des Prof. Dr. Kühnau. — Die Geschichte aller Völker beginnt mit Überlieferungen und Sagen. Letztere bemühen sich, das Zweifelhafte glaubwürdig zu machen und die Lücken der Geschichte zu ergänzen. Obwohl unverbürgt, knüpft die Sage dennoch zweifellos an wirklich Geschehenes, an Personen und Orte an, und wird mit dem Volksmärchen und dem Volksliede im Bunde zum treuesten Spiegel volkstümlichen Lebens der Vorzeit. Vermittelnd zwischen Geschichte und Märchen stehend und im Heidentum wurzelnd — vielleicht aus dem Orient, der großen Völkerwiege, nach dem Westen verpflanzt, weist die Volks Sage dem Forscher stets drei charakteristische Züge, neben dem mythischen und historischen auch einen moralischen, der am ausgesprochensten freilich im Volksmärchen zutage tritt.

Ihre Stoffe entnimmt die Volks Sage in erster Reihe der Mythologie. Bei Aufnahme des Christentums vergaßen Slaven und Germanen ihre alten liebgewordenen Götter keineswegs so rasch wie manche glauben. Wenn auch die Opferfeuer erloschen und die Altäre des heiligen Waldes in Trümmer gesunken waren, der Volksglaube wußte trotzdem jene Stätten,

wo die mächtigen, vom Kreuz verscheuchten Landesgottheiten besonders gern geweiht, von überirdischen Wesen bewohnt, die zwar minder gewaltig, doch immerhin zu respektieren waren. Elfen und Nixen, Riesen und Zwerge, Erdmännchen und Buschweibchen treiben noch manch Jahrhundert lang ihren Spuk in Schluchten und Höhlen, im Wald und Tal.

Doch auch die Großtaten einzelner Helden, die Schicksale eines ganzen Volksstammes spannte die Sage in ihren weiten schimmernden Rahmen. Neben der eigentlichen Volksage, die sich auf Individuen und lokale Vorkommnisse beschränkte, entstand die nationale Heldenage, als deren Muster und unerreichtes Vorbild das „Nibelungenlied“ gilt. Von Geschlecht zu Geschlecht forterbend wächst und erstarkt das Reis der Volksage zum vielästigen, weitverzweigten Baume. Zahlreiche Zusätze und Umänderungen vermögen den Wurzelstock nicht zu schädigen, die originelle Auffassung, die sinnreiche Beziehung auf Sitten und Lebensart und die trotz aller Verbtheit echt volkstümliche Darstellung ihres eigenartigen Reizes nicht zu entkleiden. Und da der heidnische Götterkultus von einer Moral nach christlichen Begriffen nichts wußte, fiel der Sage auch die Mission anheim, Erfahrungsresultate und Lebensweisheit der Zukunft zu überwachen und den Begriff des Sittlichen zu verbreiten, worin ihre hervorragende ethische Bedeutung begründet liegt.

Da nun aber das Menschenherz auch im späten Alter noch an den Stätten seiner Jugend, an dem stillen Zauber der Kindesheimat mit tausend Fäden hängt und sie mit dem Sonnlags-Sonnenschein der Poesie umkleidet, so werden naturgemäß auch alle auf heimathlichem Boden spielenden Sagen ein besonderes Interesse erwecken. Jeder Landstrich, ja jeder Ort besitzt deshalb seine eigene Sagenliteratur, und namentlich sind die wald- und bergreichen Provinzen auch mit diesem Erbe der Urvorderen gesegnet. In Berg und Wald hielten sich ja nach dem Glauben jener Zeiten Geister mit Vorliebe auf, zumieist Elementarkräfte verkörpernd, wenn sie nicht Hüter verborgener Schätze waren oder den Verkehr zwischen dem Diesseits und dem Jenseits vermittelten. Wir begegnen diesen Phantasiegebilden daher in deutschen Bergen bald als Schutz-, bald als Plagegeister, je nach der Denk- und Lebensart der Umwohnenden. Selbst räumlich nicht allzuweit getrennte Strecken lassen in ihrem Sagenschatze die Verschiedenheit von Brauch und Sitte erkennen.

Am bekanntesten und weit verbreitetsten in Schlesien sind die Sagen vom Rübzahl, dem Berggeist des Riesengebirges. Das dort wohnende phantasie- und humorbegabte Völkchen hat seit Jahrhunderten es verstanden, die mannigfachen Beziehungen zwischen dem Berggeist und der umgebenden Natur auszuspielen und ins Gewand der Sage zu kleiden. Das Riesengebirge und seine Umgebung darf als Schlesiens sagenreichstes Ländchen gerühmt werden. Aber auch in anderen Teilen der Provinz hat die Sage Boden gefaßt. Es hat nur lange Zeit bedurft, sie dem Volke abzulauschen, zu sammeln und zu veröffentlichen.

Leider sah man anfänglich in der Sage zumeist nur Material für den Dichter, der aus ihnen Märchennovellen oder novellistisch ausgepönnene Sagen schuf. So entstanden die romantischen Sagen, deren volkstümlicher Kern unter den künstlichen Zutaten oft schwer festzustellen war. Diese Richtung war in den Sagensammlungen am Anfang des vorigen Jahrhunderts ziemlich reich vertreten. Erst später hat man richtig erkannt, daß die Volksage eine selbständige Bedeutung habe und daß ihr Inhalt, wie man ihn im Volke findet, unangetastet bleiben müsse, desgleichen auch ihr schlichtes sprachliches Kleid, in das das Volk sie eingekleidet hat.

Die erste volkstümlich wertvolle Sagen-Sammlung in Schlesien gab Prof. Büsching im Jahre 1824 heraus, worin er die Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertal und von dem Kinsberge veröffentlichte; er ließ darin seinen alten Burgvogt selbst reden.

Als vorbildliche Sagenbücher bezeichnet Prof. Dr. Kühnau das von Carl Haupt für die Lausitz 1862/63, und das von Anton Peter für Osterreich-Schlesien 1867 erschienen. — Als Teilsammlungen für einzelne Gebiete Schlesiens zählt Prof. Dr. Kühnau folgende auf: „Schlesien in Sage und Brauch“ von Philo v. Walde, 1884 für einzelne Kreise Oberschlesiens. Sagen der Grasschaft Glatz ließen Haupt und Klose 1882 und 1888 erscheinen. Für das Waldenburger Bergland schrieb W. Reimann 1882 „Geschichten und Sagen der Burgruinen im Kreise Waldenburg“. Ferner erschienen für das Riesengebirge die Sammlungen von Otto Gödsche und Max Klose 1887. Die Sagen des Kreises Landeshut sammelte W. Patschowski 1893. — Ein umfassendes allgemeines schlesisches Sagenbuch schuf erst 1910—13 Prof. Dr. Kühnau, der die nach erfolgtem Sammelruf des „Schles. Vereins für Volkskunde“ ein-

gesandten Sagen aus der Provinz sammelte, sichtet und in drei Bänden nebst einem Registerband erscheinen ließ. Das Beste aus diesem Sammelwerke gab er unter dem Titel „Sagen Schlesiens“ 1914 heraus. Auch ein Teil der Sagen aus dem Kreise Waldenburg sind darin vertreten, und aus diesem Werk sind auch ein Teil der bisher noch wenig bekannten Sagen in das vorliegende Werk für den Kreis Waldenburg mit aufgenommen worden. Mehrere der Sagen, die hier im Kreise lokalisiert sind, sind vom Volke auch in die benachbarten Kreise übertragen und dort heimisch geworden, ebenso auch umgekehrt. Die Grenze eines Sagenkreises fällt nicht immer mit der Grenze des politischen Kreises zusammen.

Hier wie dort mögen die Sagen der Jugend erhalten bleiben und dazu beitragen, die Liebe zum Heimatlande zu wecken und zu stärken!



2. Übersichtlich zusammengestellte Statistik über die Bevölkerung im Kreise Waldenburg

nach amtlichen Berichten aus den Jahren 1785, 1837, 1885 und 1910
zum Vergleich mit den heutigen Verhältnissen.

Ortschaften	1785					1837	1885		1910	Befehelt u. bekamt seit dem Jahre
	Bauern	Gärtner	Häusler	Ein- wohner	Bevöl- kerung Davon sind:	Einwohner	Wohnhäuser	Einwohner	Einwohner	
Waldenburg				902	Weber	2438	448	12999	19681	1305
Gottesberg				1771	Bergleute	2336	311	6897	10644	1499
Friedland				897		1274	210	2191	5068	1325
Nielsbach, Ober	20	14	69	671		200	36	266	379	1305
„ Nieder						545	78	561	665	
„ Gut							9	74	58	
Althain	1	1	33	191		211	35	382	699	1570
Altwasser	7	93	48	556	46 18	1875	266	8669	17324	1357
„ Gut							16	499		
Bärengrund		4	5	51		88	20	332	780	1511
Bärsdorf	24	7	45	349		773	98	746	514	1305
Blumenau						425	98	1943	1950	1305
Charlottenbrunn				424		938	124	1193	1693	1723
Conradsthal			36	214		352	45	571	1087	1708
Differsbach	9	28	75	758	60	992	207	6574	12570	1305
Dittmannsdorf	30	38	79	660	65	1681	195	2019	1642	1320
Dörnhau		20	20	229	14	340	55	424	485	1511
Donnerau	31		41	476		658	107	887	1080	1565
Dorfbach		23	26	300	23	435	72	517	355	1657
Erlenbusch						259	41	355	316	
Falkenberg		24	20	304	20	413	56	397	307	
Fellhammer		19	29	365	28	467	86	2187	6098	1511
Freudenburg	1	5	18	128	14	174	31	155	90	
Friedersdorf, Alt		21	22	306		479	55	297	237	1694
„ Neu						99	15	87		1808
Friedland, Alt	31	29	72	551		874	143	1464		1357
Fröhlichsdorf	15	4	40	308		346	69	488	358	1320
Fürstenstein				152		292	29	308	211	1292
Wüstegiersdorf, Ober	73	4	99	1356	30	1116	161	1601	1563	
„ Nieder						865	174	3508	3484	1305
„ Neu			18	92		140	22	115	66	
Göhlenau	27	3	59	517		800	116	751	844	1357
„ Gut							7	53	28	
Görbersdorf	15		38	319		307	78	926	1343	1357
Grund		17	19	220		317	40	260	167	
Hartau		10	25	194		398	43	1121	1719	
Sausdorf	25	5	22	357	25	702	87	813	787	1305

Ortschaften	1785					1837	1885		1910	Bevölkert u. bekannt seit dem Jahre	
	Güter			Bevölk.			Einwohner	Wohnhäuser			Einwohner
	Güter	Gärtner	Häuser	Einwohner	Davon find:						
Heinrichau	1	30	55	417	Weber	718	93	537	424	1305	
Hernsdorf, Ober					Bergleute	147	32	1089	2249	1736	
" Nieder	20	4	50	460		736	197	6641	11378	1305	
Hohendorf, Neu						218	22	564	427		
Jauernig		18	32	258	64	485	54	346	259	1305	
Kaltwasser		16	9	172		223	35	202	180	1688	
Kynau		14	55	232		515	67	561	403	1554	
" Gut							6	45	26		
Lässig, Alt		17	51	339		525	101	1318	2018	1533	
" Neu						103	16	322	238	1655	
" Gut							4	29	24		
" Alt, "							6	85	46		
Behmwasser		24	42	396	52	621	68	740	1137	1511	
Biebachau, Alt	4	51	85	768		476	63	655	655	1301	
" Neu						151	20	226	38	1550	
Bomnitz		32	36	457	29	587	91	608	496	1661	
Michelsdorf	10	38	39	416	43	902	114	671	431	1305	
" Gut							2	5	8		
Neudorf	28	7	40	437	23	587	92	487	388	1350	
Neuhaus							5	72	75	1364	
Neugricht				185	30	285	39	347	221	1465	
Neuhain			33	191		210	38	392	1298	1679	
Polsnitz	22	28	54	552		1109	189	3789	4376	1221	
Raspenau	31	12	24	363		465	87	397	319	1350	
Reimsbach		3	26	181		192	33	170	135	1696	
Reimswaldau	45	4	44	553		767	105	586	473	1305	
Reußendorf	34	16	112	723		1714	216	3564	3838	1350	
" Gut							8	73	85		
Rosenaу	17	19	1	209		230	37	248	219	1320	
Rudolfswaldau, Ober						999					
" Nieder	57	5	72	818		125	166	1003	764	1350	
Salzbrunn, Ober (Bad)						1572	282	3715	7436	1221	
" Nieder	69	28	159	1695		597	109	1354	2261	1221	
" Neu						262	39	1390	2895	1609	
Schenkendorf	18	6	18	289	24	523	54	422	285	1297	
Schmidtsdorf	13	12	15	211		361	52	377	527	1350	
Seitendorf	36	7	83	593	34	1208	147	2260	2259	1305	
" Gut							4	43	66		
Sophienau						210	34	450	725	1752	
Sorgau						666	96	1048	1382	1545	
Steinau		18	23	260	20	308	57	278	252	1511	
Steingrund		14	31	253	34	370	55	475	774	1511	
Tannhausen	26	23	139	1072	42	808	121	1550	1493	1305	

Ortschaften	1785					1837	1885		1910	Bevölk. u. bekenntn. seit dem Jahre
	Güter			Bevölkerung		Einwohner	Wohnhäuser	Einwohner	Einwohner	
	Bauern	Gärtner	Häusler	Einwohner	Wohnhäuser					
Tannhausen, Gut . . . . .	.	.	.	.	Weber	.	7	87	131	. . .
Toschendorf	33	12	317	.	383	51	264	202	. . .	
Waldenburg, Ober	5	4	22	259	601	73	3615	4842	1305	
Waldenburg, Gut . . . . .	.	.	.	.	.	31	571	322	. . .	
Waltersdorf, Lang	33	13	103	1037	67	947	177	1155	1112	1350
Waltersdorf, Nieder . . . . .	.	.	.	.	.	194	32	185	222	1619
Wüstewaltersdorf	12	101	130	1102	83	1421	193	2481	2215	1305
Wäldchen . . . . .	.	22	21	228	.	402	48	310	233	1511
Weißstein	31	2	58	558	14	1276	231	6124	11116	1305
Zedlitzheide . . . . .	.	.	.	.	.	484	68	1096	863	1305
						49292		117648		
						23755 m.		57870 m.		
						25534 w.		59778 w.		

Schlussfolgerung.

In dem amtlichen Bericht von 1785 haben folgende Wohnorte (meist Kolonien) keine Erwähnung gefunden: Cäsar-Grube bei Neuzendorf, Sorgau, Blumenau, Neu Crauzendorf, Erlensbusch, Friedrichsruh bei Salzbrunn, Heinrichsgrund, Nesselgrund, Juliansdorf bei Dittmannsdorf, Kohlau bei Wäldchen, Juliusbach bei Weißstein, desgl. Königswalde bei Weißstein, Neuhohendorf bei Rässig, Neu Rässig, Nieder Waltersdorf, Finsterbrunn bei Salzbrunn, desgl. Neu Salzbrunn, Neu Seitendorf, Neu Weißstein, Sophienau, Ober Hermsdorf, Fuchswinkel, Zedlitzheide, Zips. Es ist demnach anzunehmen, daß diese Wohnorte erst nach 1785 entstanden sind oder dort, wo sie in den allerersten Anfängen schon vorhanden waren, noch keine ausgesprochene Benennung resp. keine Trennung von ihrer ursprünglichen Muttergemeinde erfahren hatten.

Desgleichen scheinen zu jener Zeit noch ungetrennte Gemeinden gewesen zu sein: Ober und Nieder Adelsbach, Alt und Neu Friedersdorf, Ober und Nieder Wüstegiersdorf, Ober und Nieder Hermsdorf, Alt und Neu Liebichau, Ober und Nieder Salzbrunn, da über beide in einer Nummer berichtet wird.



12 / 120 ✓

C 75910 *

KSIĘGARNIA

ANTYKWARIAT



C 75910

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

724



BIBLIOTEKA GŁÓWNA

224027/1